

Weihnachtsbuch 2021

Beate Fuhrmann

Michael Krause-Blassl

Ellen Nortén

P. C. Thomas

David Noel

Sabine Schildgen

Maxi Magga

Doris E. M. Bulenda

Dörthe Norden

Hildegard Grünthaler

Bea Eschen

Sabine Reifenstahl

Brigitta Rudolf

Phil Humor

Jörg Krämer

Bernd Daschek

Lesley B. Strong

Susanne Ulrike Maria Albrecht

Gerald Marten

Markus Gerwinski

Margarethe Magga

Rita Renate Schöning

Gedichte

Kurzgeschichten

Leseproben

Mit Gutscheinen

für Bücher

und E-Books

Inhalt

Impressum:	3
Vorwort	4
Wo ist der Geist der Weihnacht geblieben?	6
Es klingelt	7
Weiße Weihnacht – Mission Mistelzweig	8
Später Abschied	13
Die Farben der Weihnacht	16
Der Flug nach Singapur	17
Weihnachten – Zeit der Geschenke	23
Der Nikolaus war da	24
Grüße vom Nordpol	25
Ein unvergessliches Krippenspiel	27
Eine (ein bisschen) wahre Weihnachtsgeschichte	30
Leseprobe aus Falkenflug 1: Bändigerin der Schatten	37
Mein Weihnachtswunder	68
Lebkuchen	70
Wo Ist Weihnachten	73
Leseprobe aus dem Fantasyroman "Die Beschwörungsformel"	74
Der Schokoladenengel	133
Schneeballschlacht	136
Geranien	137
Leseprobe "Das Geheime Labor"	139
Der Weihnachtsstern	176
Die Rückkehr des »Sriirt!«	178
Leseprobe - MORO - Flucht im 24. Jahrhundert	185
Eine ganz andere Weihnachtsfeier	203
Weihnachten von Herzen	213
Weihnachtslicht	215
Worte	216
Wenn Engel reisen	218
Überstunden als Weihnachtseengel	220
Weihnacht	223
Die Weihnachtsüberraschung	224
Weihnachten	227
Eine zauberhafte Masche	228
Finjas Weihnachtswunsch	233

Weihnachtsgedichte von M. Krause-Blassl	236
Verliebt in einen Weihnachtsbaum	248
Interview aus "Die Zeit des Poeten"	252
Dezember	255
Die Mitwirkenden Autoren in diesem Buch	256
Nachwort:.....	260
Der Rest auf dem Gabentisch	262

Die in diesem Buch veröffentlichten **Gutscheine** sind für Leser gedacht, die ärmer dran sind als wir. Aus diesem Grund bitten wir alle, die ein Buch kaufen oder verschenken können, von dem Gebrauch der Codes Abstand zu nehmen.

Info zu diesem Buch: Dieses E-Book enthält Gutscheine für Bücher aus verschiedenen Genres. Sie können ein Buch gewinnen, wenn Sie der erste Leser sind, der den Gutschein anklickt, das Formular ausfüllt und absendet. Überlegen Sie genau, welches Buch Sie haben wollen, denn wenn Sie einen Gutschein angeklickt und gewonnen haben, können Sie kein weiteres Buch gewinnen, egal, wie oft Sie die Gutscheine anklicken und uns ein Formular zusenden. Die Bücher sind ein Geschenk der Autoren, die den Titel verfasst haben. Passen Sie auf: Es sind Gutscheine für Kindle- und/oder EPUB-Formate dabei. Merken Sie sich den Gutscheincode, den benötigen Sie beim Ausfüllen des Formulars.

Die Gewinner der **Gewinncodes** werden durch Auslosung ermittelt. Hier kann jeder mitmachen, der Lust auf einen Gewinn hat. Code einsenden, schon sind Sie bei der Verlosung dabei. Zu beachten ist, dass die Verlosung in drei Phasen stattfindet: Die erste Ziehung findet am 15. Dezember, die nächste am 15. und die letzte am 31. Januar 2022 statt. Hintergrund: Das Weihnachtsbuch wird bei einigen Portalen oder in einigen Zeitschriften und Magazinen erst im Januar sichtbar sein. Um so vielen Lesern, wie nur möglich, die Chance auf einen Gewinn zu geben, wird das beschriebene Losverfahren angewendet.

Alle Gewinncodes, die nicht gewonnen haben, nehmen an der nächsten Ziehung teil.

Allen Teilnehmern viel Glück!

Impressum:

Büro: Ilse Hendricks, Holtwiesche 11, 45894 Gelsenkirchen

Herausgeber: Just Roman, Hochstraße 80, 45894 Gelsenkirchen

Redaktion/Grafik und Layout: Just Roman

Vertrieb und Verteilung: Just Roman

E-Mail: info@autorenecke-gelsenkirchen.de

Copyright/Haftungsausschluss

Sämtliche Beiträge dieser Buches sind urheberrechtlich geschützt.

Die in diesem Buch dargestellten Figuren und Ereignisse sind fiktiv! Jede Ähnlichkeit mit lebendenden oder toten realen Personen ist zufällig und nicht vom Autor beabsichtigt. Kein Teil dieses Buches darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers und der Autoren*innen reproduziert oder in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form auf irgendeine Weise elektronisch, mechanisch, fotokopiert, aufgezeichnet oder auf eine andere Weise übertragen werden.

© Autorenecke-Gelsenkirchen 01. Dezember 2021

Die Autorenecke-Gelsenkirchen erklärt und versichert hiermit ausdrücklich, dass die eingesandten Manuskripte in keiner Form urheberrechtlich verletzt wurden. Die eingesandten Geschichten, Gedichte und Leseproben wurden im Namen der Autoren mit deren Einverständnis veröffentlicht und in keiner Form missbraucht oder anderweitig verwertet. Außerdem ist das Weihnachtsbuch kostenlos als Download erhältlich und wurde oder wird an die Abonnenten des Newsletters versendet.

Eine kommerzielle Verwendung des Weihnachtsbuches ist ohne Einwilligung der Autoren*innen ausgeschlossen!

Vorwort

Von Just Roman

Weihnachten 2021! Eine Zeit der Besinnlichkeit, eine des Innehaltens? Sind es Tage, die der Familie gehören und Stunden, in denen wir manchen Gedanken über die eigene Person anstellen? Bleiben Minuten übrig, um an Andere zu denken, denen es noch schlechter geht als es die vergangenen 22 Monate waren?

Wenn die Folgen der Pandemie fast zwei Jahre nach ihrem Ausbruch betrachtet werden, sehen wir in einen Spiegel, der uns bei näherer Betrachtung zeigt, wie wir sind. Niemand ist gänzlich davon ausgenommen, auch ich nicht. Viele rufen nach einem Umdenken und Handeln in Bezug auf den Klimawandel, dabei ist kaum einer der protestierenden Schreihäse bereit, auf die Vorzüge zu verzichten, durch die unser Klima geschädigt wird. Flüge, Reisen, Autos, Handys, Computer und verschwenderischer Umgang mit der Energie und unseren Ressourcen, insbesondere des Wassers, sind an der Tagesordnung. Selbst die Pandemie konnte daran nichts ändern. Weihnachten 2021 sowie der Jahreswechsel werden uns erneut offenlegen, wozu wir nicht fähig sind: Einhalt, Demut, Bescheidenheit und Verzicht stehen zwar im Duden, aber es sind Worte, die für jeden gelten sollen, nur nicht für uns selbst.

Einige werden denken, was haben Handys und Computer mit dem Klimawandel zu tun, und zwangsläufig glauben, jetzt ist der Verfasser dieser Zeilen endgültig durchgedreht. Dazu kommt bei vielen die Frage auf, was ist das für ein Vorwort, noch dazu, was hat ein solches in einem Weihnachtsbuch verloren? Mehr als für möglich gehalten wird. Ich habe zugegebenermaßen den Glauben an Gott, die Menschheit und unsere Gesellschaft verloren, nicht jedoch an das Gute im Menschen. Dieses Buch ist ein Beleg dafür, dass es Leute gibt, die an andere denken. Es ist völlig normal, wenn an eine Buchveröffentlichung gewisse Erwartungen geknüpft werden. In diesem Fall jedoch, hat es die mitwirkenden Autoren nicht abgeschreckt teilzunehmen, obwohl sie für ihre Mühe und Einsendungen nur damit entlohnt werden, ein Exemplar dieses E-Books zu erhalten. Sie haben sich der Sache gewidmet und ohne Ausnahme persönliche Belange in den Hintergrund gestellt.

Kein Mitwirkender ist an mich herangetreten, um sich in diesem Buch zu seinem Vorteil zu positionieren. Die einzige Frage, mit der ich konfrontiert wurde, war, wie die Sache mit dem Weihnachtsbuch genau abläuft und es sich mit den Rechten zu den jeweiligen Texten verhält. Für mich persönlich ist jede Zeile in diesem E-Book eine Spende, die hoffentlich viele Leser und Familien erreichen wird, vor allem jene, die sich kein Buch leisten können. Es ist traurig, dass es diese Zustände und Armut gibt, obwohl andererseits täglich ein Konsumrausch vorherrscht, der teilweise mit Vernunft nichts zu tun hat. Auch dadurch

zerstören wir die Umwelt, in der unsere Kinder und Enkel leben müssen. Diese Sätze müssen meiner Ansicht nach, in der Adventszeit und an Weihnachten fallen, wenn nicht zu diesem Zeitpunkt, wann dann? In keinem Monat wird mehr gefrönt, gefeiert und weggeworfen, wie in den letzten sechs Wochen eines Jahres. Anderswo wird gehungert, gedurstet, gefroren und es ist kein Dach über dem Kopf vorhanden. Auch das gehört zu den Festtagen: Mitgefühl.

Vielleicht werden die Geschichten, Gedichte und Leseproben in diesem Buch den einen oder anderen Leser dazu bewegen können, zu versuchen, damit anzufangen, diese Welt zum Positiven zu verändern. Nicht nur wegen unseren Nachkommen, sondern auch uns zuliebe, damit wir wieder beruhigter in den Spiegel blicken können.

Meiner Meinung nach haben die Autoren*innen in diesem Buch bereits zu einem Wandel beigetragen. Es gibt keine Tantiemen, die aufgebrauchte Mühe und Zeit wird nicht entlohnt. Der Dank meinerseits besteht durch Links, die Ihnen die Autoren oder deren Bücher näherbringen sollen. Sie liebe Leser, können sich bei den Mitwirkenden dadurch bedanken, dass Sie deren Seiten besuchen und dieses Buch so oft wie möglich empfehlen. Womöglich sind Sie es, die einem einsamen, armen oder traurigen Menschen durch dieses E-Book ein Lächeln ins Gesicht zaubern können. Etwas Freude zu verteilen, das ist der Sinn dieses Projektes.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei allen Mitwirkenden herzlichst bedanken. Es mag nicht sichtbar sein, aber Ihr Alle habt die Welt ein bisschen besser gemacht!

Ihr Roman Just



*Eine besinnliche Adventszeit wünscht Ihnen
die Autorenecke – Gelsenkirchen.*

Wo ist der Geist der Weihnacht geblieben?

Von [Susanne Ulrike Maria Albrecht](#)

*Leben als Imitation
Konsumrausch
Geschenke die
Keiner braucht
Als wäre alles das
Letzte Mal
Solange es Menschen
Gibt
Wo ist der Geist der
Weihnacht geblieben?*

©Susanne Ulrike Maria Albrecht



Es klingelt ...

Von [Sabine Schildgen](#)

Tach, sagt der Engel, der vor meiner Tür steht. Und dass alle das gleiche bekommen. Und dann drückt er mir ein Paket in die Hand und ist weg.

Ein Paket? Ein Engel? Warum ist er nicht geblieben? Einen Engel hätte ich jetzt wirklich gut gebrauchen können. So toll läuft das ja hier gerade wirklich nicht. Und das Paket, was da wohl drin ist und wieso kriegen alle das gleiche, ist das nicht ein wenig ungerecht? Ich betrachte das Paket. Es ist ganz leicht und als ich es vorsichtig schüttle, erklingt ein leises Glucksen und Rauschen, wie von fernen Wellen, die an einen langen Strand schlagen. Ich bin ja doch neugierig, also trage ich das Paket ins Wohnzimmer unter den Weihnachtsbaum, dessen Lichter schon heute leuchten, obwohl gerade der 1. Dezember ist. Still setze ich mich daneben und betrachte das Paket eine Weile.

Ob ich es überhaupt schon öffnen darf? Warum hat der Engel denn dazu nix gesagt? Und wenn ich es zu früh aufmache? Oder zu spät? Ich runzle die Stirn. Dann drehe ich das Paket, aber nirgendwo steht etwas. Keine Gebrauchsanweisung, noch nicht mal eine Anschrift, fällt mir jetzt auf. Naja, wenn jeder das gleiche bekommt. Ob der Engel jetzt alle Menschen auf der ganzen Welt anfliegt? Und gibt es nur den einen Engel oder wie läuft das? Ich schmunzle ein wenig bei der Vorstellung, dass eine ganze Armada von himmlischen Heerscharen durch die Wolken schwebt, schwer beladen mit Millionen von Paketen. Und ob die wohl alle gleich aussehen? Also, die Pakete, nicht die Engel. Wobei... wie sah mein Engel eigentlich aus. Warum habe ich da nicht drauf geachtet? Wer kann denn schon von sich behaupten, dass er schon einmal einen Engel vor der Tür stehen hatte? Ach so, wenn jeder das gleiche bekommt, dann stand ja vor jeder Tür ein Engel, also hat auch schon jeder Mensch einmal einen Engel gesehen. Ob das wohl morgen in der Zeitung stehen wird?

Ich betrachte das Paket erneut. Schlichtes braunes Paket, könnte auch vom großen Versandhändler sein. Hm, und wenn mich da jemand reingelegt hat? Vielleicht war das ja gar kein Engel, sondern der normale Paketbote, der sich einen Scherz erlaubt hat. Ich knibble ein wenig an der Verpackung. Eine Ecke reißt ein wenig ein. Wieder höre ich ein Glucksen, diesmal etwas lauter. Ich reiße noch ein wenig mehr an der Ecke. Jetzt will ich es doch wissen, die Neugier ist zu groß. Egal, ob zu früh, zu spät, für mich ist es jetzt richtig. Rechts gezogen, links gerissen, die Klappen des Pakets öffnen sich.

Es rauscht in meinen Ohren, Wellen glucksen, warmes Wasser erdet mich, ein unbändiger Salzgeruch erreicht meine Nase, Kinderlachen durchströmt mein Herz, warme Sonnenstrahlen umgeben mich, ich bin umhüllt und beseelt von strahlender kosmischer Liebe – für einen Moment. Dann ist es vorbei. Mein Paket ist leer.

Aber ich bin erfüllt, glücklich, durchdrungen und trage es in die Welt ...

©Sabine Schildgen

Weißer Weihnacht – Mission Mistelzweig

Von [Phil Humor](#)

Weißer Weihnacht – Inbegriff der Kitschigkeit, als ob man sich in riesiger Schneekugel befände. Dicke, weiße Flocken machen es kuschelig; die Welt als ein heimeliger Ort. Die Seen zugefroren – laden zum Spazieren ein – man wandelt auf dem Wasser; wenn jedes Wunder so einfach wäre. Mit einem Fingerschnipsen ist Verzauberung angesagt. Das Eisige wirkt sympathisch, wenn man gewappnet ist mit Grog – und einem Mistelzweig. Es ist, als hätte ich es in der Feen-Reisefiliale gebucht. Das Beschämende: Es ist eine Single-Reise – und ich komme mir mit meinem Mistelzweig vor, als würde ich mit einer Wünschelrute was Apartes suchen. Ist ja peinlich. Das Küssen unterm Mistelzweig – wenn man den einschlägigen Romanen Glauben schenken darf, dann ist der Mistelzweig nahezu ein Garant für bombensichere Ehen. Aber will man das? Es ist, als läge man sich mit der Magie selber an – sich ihr anvertrauen – und dann sagen, das sei nur ein Testspiel. Man sagt nicht 'Ätschibätsch' zum Weihnachtszauber und der sich ins Zeug legenden Weihnachtsmagie. Man möchte ja diese Aura der Faszination. Natur gibt sich solche Mühe, zu gefallen. Schnee fällt ... Ist das eine Falle? Hereinfallen auf die Süßigkeit – alles wie mit Zuckerguss überzogen – ich soll auf den Leim gehen – so wie man aus der Mistel, *Viscum album*, den viskosen Leim fertigt, den man dann auf Ruten streicht, um Vögel zu fangen. Böse Falle. Ich wedele mit dem Mistelzweig wild um mich. Ich erwische jemanden. Könnte man das als Wink des Schicksals deuten?

"Ein Wink tut doch nicht so weh", meint die Person, die ich mit dem Mistelzweig touchiert habe, "und Du hast immer noch die Angewohnheit, Deine Gedanken halblaut zu äußern. Sehr nervig."

"Gloria?", frage ich erstaunt.

Gloria: "Glaub bloß nicht, ich sei Dir nachgereist. Das scheint ein Single-Sammelbecken zu sein; das Reisebüro schickt die an diesen heimeligen Ort, im Vertrauen, dass die örtliche Magie zusammenfügt, was sich nicht fügen will; der Fügung trotzen."

Ich: "Ich hasse Deine Wortspiele. Willst Du mit mir gemeinsam durch den Schnee stapfen? Bei diesem Treffen ist so viel Mirakulöses ..."

Gloria: "Wie bei Miraculix, der sich von der Mistel Wunder erhoffte und bekam: Als Zutat im Zaubertrank bekommt man damit Bärenkräfte."

Ui, hat sie bemerkt, dass ich trainiert habe? Gleich mal in Positur stellen. Ein Eichhörnchen springt mir auf die Schulter, bleibt dann vor mir sitzen. Aber es interessiert sich gar nicht für mich, nur für die Tüte Studentenfutter in meiner Manteltasche. Es springt an mir hoch.

Ich: "Ganz schön dreist. Dieser Ort ist zu friedlich."

Gloria: "Die Gehässigkeit hält mit Dir ja hier Einzug. Deine Pampigkeit ist legendär."

Ich: "Kann es einen Grund geben, warum wir noch Singles sind? Aus einer Single machst Du keine LP."

Gloria: "Schaffst Du keinen long-playing record? Durchhänger mitten im Spiel?"

Statt ihr zu antworten, füttere ich das Eichhörnchen. Ich hätte den Grog nicht trinken sollen, jetzt ist sie mir als Werbetexterin im Sprachspiel eine zu starke Gegnerin. Sie deutet auf meinen Mistelzweig.

Gloria: "Tolle Taktik, um Frauen auf die Startrampe zu bekommen: als Initialzündung ein Kuss unterm Mistelzweig. Eigentlich ganz romantisch. Muss man Romantik wirklich initiieren, das perfekte Setting? Vielleicht genügt auch das Ablegen der Schutz-Rüstung, gefertigt aus Arroganz und Bluff?"

Ich: "Bluff schmiedet man mit dem Hammer der Dreistigkeit. Viel leichter als ein Kettenhemd, trägt auch nicht so sehr auf unterm Anzug; der moderne Held nutzt die technischen Möglichkeiten – und steht dann mit dem Mistelzweig da – Rückgriff auf die Methodik der Altvorderen."

Gloria: "Lass uns einen Schneemann bauen. Dieser Schnee fordert es geradezu, will, dass ich ihn forme."

Ich: "Willst Du das nicht bei allen Personen – sie formen, bugsierst sie mit Fußstritten in die Dir gewünschte Formation? Eine Armee von Schneemännern unter Deiner Ägide."

Gloria: "Hey, sei nicht so frech. Bald ist Weihnachten. Hast Du spezielle Wünsche?"

Höre ich da etwas Frivoles in ihrer Stimme – oder bilde ich mir das ein? Sollte ich da mitmarschieren oder lieber auf philosophischem Terrain die Lage sondieren?

Ich: "Kitschigkeit als Möglichkeit, das Normale zu besiegen. Klitschko vs. Normalo. Man ist betäubt von der Kombination von Heiligkeit und Scheinheiligkeit. Das Kitschige als Droge. Gib mir ein putziges Eichhörnchen – ich bin auf Entzug."

Ich setze mich zu dem Eichhörnchen in den Schnee – und wir essen gemeinsam Studentenfutter. Ich habe das Eichhörnchen derweil Samson getauft; hoher Wuschel-Faktor.

Gloria überrollt uns beinahe mit der Schneekugel, die sie in immensem Tempo anwachsen lässt. Ich leihe ihr für den Schneemann zwei Knöpfe meines Mantels. Gentleman macht so etwas in einer Notlage. Da wird ein Schneemann geboren – als Geburtshelfer muss man improvisieren. Den Mistelzweig bekommt er als besondere Ehre und für Verdienste auf dem Gebiet der Single-Betreuung.

Gloria: "Hast Du Lust zu einem Experiment? Der Mistelzweig erscheint mir wie ein Relikt aus jener Zeit, als man in ihm das Besondere sah: Zwischen Erde und Himmel sich

befindend, scheinbar ohne Wurzeln dennoch existieren, in luftiger Höhe, Zugang haben zu Außergewöhnlichem, was auch das Verbotene mit einschließt. Küssen so ganz aus der Reihe, als einziger Anlass ein Zweiglein. Kein Brimborium, kein Date – Spontanität. Also ich finde das faszinierend. Eine Konvention, die sich mit den Konventionen anlegt, ihr Recht einfordert auf Unnormalität. Der ganze Zirkus vor dem Fest ist eine Vorbereitung auf das Außergewöhnliche, das hereinbricht in unsere Wie-gehabt-Welt, dem wir uns stellen oder das wir leugnen, so tun, als gäbe es keine Weihnachts-Magie. Die Natur immerhin legt sich ordentlich ins Zeug mit einem Flockentanz von Tschaiowsky. The Sky is the limit – was lassen wir uns begrenzen von Gewohnheiten? Ich denke an das Lied 'Living Next Door to Alice'. 24 Jahre hat er neben ihr gewohnt, Vertraute und dennoch Fremde, die nicht über die Türschwelle ihrer Seele gelangen – aus Hemmung; die Sitte gibt keinen Anlass. Wie gelangt man über solche Schwellen, so klitzekleine Hürden: Man setzt darüber hinweg mit einem kühnen Sprung – oder man versetzt den anderen, wenn er – oder sie – sich in Kussposition begibt?"

Sie rückt demonstrativ unter den Mistelzweig. Gloria wäre es zuzutrauen, dass sie mich aufs Glatteis führen will; aber in jedem Fall wäre ich der stolze Besitzer eines geraubten Kusses. Raubritter mit dem Knappen Samson, dem verwegenen Eichhörnchen. Ich beratschlage mich mit Samson. Er meint, er würde mir eins auf die Nuss geben, wenn ich mir solche Gelegenheit durch die Lappen gehen lassen würde. Ich gratuliere ihm zu seinen beachtlichen Satzbau-Fähigkeiten. Wie beim Nestbau – alles eine Sache der Technik, verklickert er mir. Gloria fragt mich, ob ich mich noch länger dem Eichhörnchen widmen wolle, oder ob ihre Attraktivität einen Deut darüber läge. Was sage ich jetzt bloß – keine falsche Antwort – aber auch nicht zu lange zögern. Und die Glatteis-Hypothese ins Feld führen? Mann, Du rüstest Dich hier nicht für einen Krieg. Love ist angesagt. Ich wage das Wortspiel 'Make peace not whore.' Sehr übel. Ganz falscher Zeitpunkt.

Gloria: "Whore – Hure?! Wortspielereien können einem den ganzen Tag versauen – habe ich selbst oft genug miterlebt. Diese Neigung, lieber einen guten Freund zu verlieren als ein Bonmot ungesagt zu lassen – diese Neigung teilen wir offenbar. Hat doch was. Als Katalysator, als Enzym scheint der Mistelzweig in diesem Fall kläglich versagt zu haben."

Ich: "Vielleicht hilft Augen zu und durch."

Gloria: "Eine Unverschämtheit! Ja, gut, ich geb' es zu, ich bin Dir nachgereist. Auf Anraten meiner Hellseherin."

Ich: "Du benötigst für so etwas die Hilfe einer Wahrsage-Dame? Dein Herz als Berater hätte ich gelten lassen – aber wenn ich das Ergebnis einer Karten-Befragung sein soll, dann hätte unsere Beziehung ganz schlechte Karten!"

Sie bewirft mich mit einem Päckchen Tarot-Karten. Wo hat sie die jetzt her?

Gloria: "Ich bin meine eigene Wahrsagerin, und die Karten meinen nun mal, dass Du einen Versuch wert seiest."

Das Eichhörnchen haut mit einer der Karten ab.

Ich: "Wollen wir jetzt Samson, das Eichhörnchen, als Berufsmagier und Kuppler beschäftigen – kommen daher jetzt unsere Hinweise, was wir mit unserem Leben anstellen sollten? Da treffe ich meine Entscheidungen doch lieber selbst – und ziehe in schöner Regelmäßigkeit die Arschkarte."

Gloria haut mir auf den Allerwertesten.

Gloria: "Nicht solche Ausdrücke. Lady in Hörweite. Aber willkommen im Debattier-Club der Dampfplauderer. Wir quatschen uns die Liebe kaputt. Wenn selbst die hilfreichen Hände von Mutter Natur ins Leere greifen."

Ich: "Lass Mutter Natur aus dem Spiel!"

Gloria: "Mutterkomplex, häh?"

Sie bewirft mich mit Schneebällen. Plötzlich seifen wir uns mit Schnee ein. Das Eichhörnchen bringt reumütig die Karte zurück. Es ist die Nummer 6: The Lovers – L'Amoureux – Die Liebenden.

Ich: "Du hast ihn heimlich trainiert. Ein Zauberkunststückchen mit Samson, dem hinterhältigen Eichhörnchen. Samson, ich entziehe Dir meine Freundschaft, zumindest, bist Du Dich entschuldigt hast und alles gestehst."

Gloria: "Das ist lächerlich."

Ich: "Ist es das? Wie viel Studentenfutter hat sie Dir versprochen? Der hat im Hauptfach Knuffigkeit."

Gloria: "Und Du bist der hellste Armleuchter, den ich kenn."

Ich: "Yep, bei Prof. Blödmann mit summa cum laude bestanden. Das Universum ist ohne Sinn und Verstand. Das kann doch nicht im Sinne des Erfinders sein: Eine Welt, die ihre Krönung in der Kitschigkeit findet. Aber ich gebe zu, es ist ein Highlight eines verplanten Jahres – Blödsinn hat den Vorteil, dass er sich ungern planen lässt, er will es nicht plan und übersichtlich, er will die Bocksprünge, die Kapriolen des Geistes. Übermut als Begleiter des Muts – ob die beiden sich vertragen? Manchmal ist Übermut gefordert, um dem Leben standhalten zu können. Ein Mehr als Mut."

Gloria: "Es ist mir und dem Mistelzweig egal, ob Du als Kompagnon Mut oder Übermut fragst, ob sie Dir beistehen. Soll ich singen wie bei Arielle: Nun küsst sie doch? Soll ich Dir Beine machen? Komme mir vor wie die Meerhexe, die der Meerjungfrau Arielle zu Beinen verhilft."

Ja, was hindert mich daran, Gloria einen Kuss zu geben? Es wäre wie die Besiegelung eines Waffenstillstands.

Der Kuss überrascht mich dann doch – da will man doch glatt mehr. Man muss schon auf Tuchfühlung gehen, um den Stoff zu fühlen, aus dem die nächsten Träume sind. Sie ist eine absolute Traumfrau. Der Schnee glänzte noch nie so verheißungsvoll.

Nach einer Weile meint sie anerkennend: "Mit Glanz und Gloria bestanden."

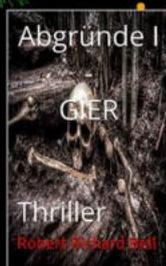
© Phil Humor



Gutschein

Ein Geschenk von P. C. Thomas Code: ACPT02
Stadt unter Glas - Zukunftsroman

Taschenbuch



Gutschein

Ein Geschenk von Robert Richard Bell
Abgründe I - Gier - Thriller Code: ARBB02

Kindle - E-Book

Später Abschied

Von [John Phillip Starck](#)

Ein schwächtiger unbekannter Junge nahm ihn an der Hand,
sein Händedruck war wie ein nie zerreißender Freundschaftsband,
des Jungen Hand in seiner,
die des Knaben wesentlich kleiner,
so zog er ihn mit sich mit,
zusammen gingen sie voran mit zielsicherem Schritt.

Der Junge zog ihn durch die Stadt, deren Straßen und Gassen,
er wusste, trotz seiner Unsicherheit konnte er sich auf ihn verlassen,
er hatte ein nie gekanntes Gefühl der Freiheit und Freude,
bekannt kam ihm vor ihr Weg und so manches Gebäude,
der Knabe schien sich vor nichts und niemanden zu scheuen,
er wusste, er würde diesen Umweg niemals bereuen.

Der kleine Mann lächelte jeden an und grüßte alle Menschen heiter,
Meter für Meter ging es vorwärts und damit für den Großen ständig weiter,
sie erreichten eine Stelle, die er kannte,
hier standen in einem Spalier alte Freunde und Bekannte,
er wusste, hier war einst etwas Schreckliches geschehen,
langsam begriff er, fühlte sich elend, das musste er sich eingestehen.

Sie durchschritten das Menschengespinnst,
der Junge führte ihn hindurch wie ein großer Kavalier,
die Leute sahen traurig drein und wirkten ehrlich betroffen,
es war seltsam, doch ihn ließ es auf ein Wunder hoffen,
sie verließen die Stadt, erreichten einen Friedhof und dort ein Grab,
von diesem erhob sich eine alte Frau mit der Hilfe von einem Stab.

Sie ging an ihnen vorbei, ohne sie zu beachten,
scheinbar war es ihr egal, was sie hier suchten, was sie hier machten,
er hatte diese Frau schon irgendwo einmal gesehen,
ihm wurde klar, er musste eine schwere Prüfung bestehen,
der Junge sah ihn aufmunternd an und der Frau hinterher,
wissen wollte der Mann an seiner Seite nun noch viel mehr.

Ihr Ziel hatten sie erreicht und standen vor einem Haus mit Garten,
der Knabe ging in das Gebäude und deutete ihm an, auf ihn zu warten,
er kam mit der alten Frau heraus, die er glaubte zu kennen,
ihm wurde plötzlich ganz anders, das musste er bekennen,
die alte Dame war seine Ehefrau, und er hatte sie verlassen,
im Moment des Begreifens musste er sich selbst hassen.

Nun erst begriff er vollends, wurde sich der Wahrheit bewusst,
der Knabe war ein Engel, und bis dahin hatte er das nicht gewusst,
er war gekommen, um ihm eine versäumte Gelegenheit zu geben,
er hatte diese nicht wahrnehmen können in seinem Leben,
der Junge sagte zu ihm: „Deine Frau kann dich weder sehen noch hören“,
doch er redete auf sie ein und ließ sich durch seine Worte nicht stören.

Er war damals ohne ein Wort gegangen,
sie und er hatten einen Fehler begangen,
sie hatten gestritten auf Teufel komm raus,
eine nie heilende Wunde wurde daraus,
den Ort, den er vorhergesehen hatte und den er wiedererkannte,
es war die Kreuzung, an der er verbrannte.

An jenem Morgen hatten sie eben einen heftigen Streit,
beide gingen dabei eindeutig viel zu weit,
sie hatten sich mit Gemeinheiten stark beworfen,
wegen einer Kleinigkeit sich verworfen,
er verließ das Haus ohne ein liebes Wort, einen Kuss und ein bis später,
komplett war der Verdross, das Schicksal machte ihn zum Verräter.

Wutentbrannt hatte er sich an das Steuer gesetzt,
fühlte sich verloren und war in seinem Stolz verletzt,
fuhr los, ohne an sie zu denken,
war nicht fähig, das Auto und seine Gedanken zu lenken,
übersah den Tanklastzug, mit dem er kollidierte,
war schon tot, als dieser detonierte.

Er war gegangen, ohne einen Abschied von seiner Frau zu nehmen,
der Engel war gekommen, damit er sich nicht mehr musste schämen,
er redete immer noch ohne Pause auf sie ein,
sagte zu ihr: „Du warst und bleibst immer mein,
es tut mir leid, ich wäre gerne bei Dir geblieben,
habe nie aufgehört, Dich von ganzem Herzen zu lieben!“

Plötzlich hatte sie Tränen in den Augen,
er begann wieder an alles, auch an Gott zu glauben,
als er ihr hatte seine Liebe gestanden,
konnte sie ihn auf einmal hören und hatte seine Worte verstanden,
sie sah sich um und begann, mit sich selbst zu sprechen,
ihre klagende Stimme konnte mehr als nur ein einzelnes Herz brechen.

„Jeden Tag ohne Dich habe ich verflucht,
umsonst nach Dir überall gesucht,
dann habe ich es erfahren,
was Dir ist widerfahren,
gestorben bist nicht nur Du,
an Dich denken muss ich immerzu!“

Der Knabe sagte zu ihm: “Es wird langsam Zeit,
unser Weg ist noch beschwerlich und sehr weit,
Abschied habt ihr nun voneinander genommen,
beide das, was ihr wolltet, somit bekommen,
jetzt seid ihr wieder und nun für immer vereint,
keine Träne ist damit umsonst geweint!“

Er war nachdenklich und traurig geworden,
es war so, als wäre er ein zweites Mal gestorben,
doch der Engel lächelte ihn tröstend an und sagte:
Ohne Abschied bist Du gegangen, das war, was an euch beiden nagte,
besucht hat sie Dich jeden Tag am Grab und gesucht nach dem Sinn,
jetzt weißt Du, warum ich gekommen bin.

Auch diese Worte hatte sie gehört,
wirkte zerbrechlich und verstört,
sah erleichtert zum Himmel empor,
dankte, dass man ihren Mann für diesen Wege auserkor,
ging in das Haus hinein und ließ den Engel und ihn allein,
doch er wusste, keiner von ihnen würde je wieder einsam sein.

Die Farben der Weihnacht

Von [Gerald Marten](#)

*Rot kommt der Weihnachtsmann
Weiß stürmt der Schnee heran
Gelb strahlt der Sternenraum
Grün steht der Tannenbaum*

*Und der Weihnacht ewiger Fluch,
Blau ist der Besuch,
übelst Grün blickt sein Gesicht,
was für einen Alien spricht.*

*Die Geschenke noch verpackt,
die Familie noch intakt,
ist sich immer noch recht Grün,
will sich um Streit jedoch bemühen.*

*Und der Hoffnung Farbe ist
Grün, Besuch, wer du auch bist,
bleibe noch, trink noch vom Glase,
noch grüner werde um die Nase.*

*Doch dann ist Schneeweiß heran,
bedeckt das Grün und Weihnachtsmann,
die Hoffnung bleibt betrunken liegen,
jetzt können endlich Fetzen fliegen.*

©Gerald Marten

Der Flug nach Singapur

Von [Bea Eschen](#) (nach einer wahren Begebenheit)

Ich hatte geplant, früher hier zu sein, aber mein Zug kam eine halbe Stunde zu spät. Jetzt habe ich nur noch eineinhalb Stunden bis zu meinem Abflug nach Singapur.

Am Check-in stehe ich am Ende der Schlange. Die Leute vor mir sind sichtlich ungeduldig. Kinder rennen herum und werden von ihren Eltern zurückgewiesen. Der Online-Check-in funktioniert nicht wie üblich. Nach dreißig Minuten Wartezeit bin ich endlich dran.

„Wofür gibt es das Online-Check-In eigentlich, wenn es nicht funktioniert?“, frage ich den gutaussehenden Singapur-Airline-Angestellten am Schalter. Er lächelt mich an und erklärt charmant, dass das System manchmal überfordert wäre und abbräche. Ich gebe mich zufrieden. Mit diesem netten Mann will ich mich nicht anlegen.

Stöhnend hebe ich meinen schweren Koffer auf das Band. Er fragt mich nach meinem Handgepäck. Ich zeige ihm meinen mittelgroßen, neuen Lederrucksack, auf den ich sehr stolz bin — *Designed by W.A. Di Filippo. Made in Italy. Il Bisonte*, steht auf dem Label.

„Der gefällt mir“, sagt der sympathische Angestellte.

„Mein Mann schenkte ihn mir zum Geburtstag.“

„Ein tolles Geschenk“, sagt er, während er routinemäßig meinen Koffer mit zwei Aufklebern versieht. Er reicht mir die Tickets. „Boarding ist in einer halben Stunde, am Gate 34.“

„Vielen Dank.“ Ich nicke ihm freundlich zu und gehe dem Schild *All Gates* nach.

Vor der Passkontrolle ist wieder eine lange Schlange. Ich stelle mich hinten an, etwas nervös, denn das Boarding für meinen Flug startet in zwanzig Minuten. Es geht nur langsam vorwärts.

Plötzlich fällt mir ein gelber Rucksack auf, der neben mir auf dem Boden steht. Ich frage die Leute vor mir, ob der Rucksack ihnen gehört.

„Nein“, antworten sie. Wir sehen uns an. Nicht gesprochene Worte – wir verstehen uns. In mir steigt Panik auf.

„Hallo, hallo“, rufe ich einem Mann in Uniform zu. Er kommt zu mir. Ich zeige ihm den Rucksack. Er reagiert sofort.

„Alle bitte zurücktreten“, ruft er. Dann spricht er kurz in sein Walkie-Talkie.

„Entfernen sie sich so weit wie möglich von dem Rucksack“, ruft er weiter.

Eine Sirene geht los. Schon kommt Verstärkung. Uniformierte Männer und Frauen bilden einen großen Kreis um den Rucksack.

Die Passkontrolle ist jetzt in vollem Gange. Es geht schnell, um die Reisenden so schnell wie möglich abzufertigen.

Im Sicherheitsbereich lege ich meinen Lederrucksack auf das Band des Röntgenscanners. Der Flughafenangestellte kontrolliert den Inhalt und winkt mich durch. Schnell gehe ich zu meinem Gate. Das Boarding hat schon begonnen.

Als ich erschöpft im Flugzeug sitze, macht der Pilot eine Durchsage. Der gelbe Rucksack wäre harmlos gewesen und die Besitzerin befände sich unter uns.

„Entschuldigen Sie bitte“, sagt eine Stimme neben mir.

Ich stehe auf. Es ist eine junge Inderin, die an ihren Fensterplatz will. Sie trägt einen farbenfrohen Sari, viel Schmuck und duftet wunderschön.

„Guten Tag“, sage ich freundlich.

Sie meidet meinen Blick. Mir fällt auf, dass die Frau große schwarze Ränder unter ihren Augen hat. Ihr Gesicht ist eingefallen. Sie sieht unendlich traurig aus. Sie setzt sich hin, schnallt sich an, breitet die Decke über sich aus und verschwindet darunter. Kurz darauf wird ihr der gelbe Rucksack von der Stewardess ausgeliefert. Meine Nachbarin entschuldigt sich vielmals für ihre Nachlässigkeit.

Endlich setzt sich das Flugzeug in Bewegung Richtung Startbahn. Wir starten mit fünfzehn Minuten Verspätung. *Macht nichts, denke ich, die Transitzeit in Singapur für den Weiterflug nach Frankfurt beträgt drei Stunden.* Ich lehne mich entspannt zurück. Endlich Ruhe und abschalten. Kurz nach dem Start frage ich mich, ob meine Nachbarin unter der Decke wohl genug Luft bekommt. Ich sehe zu ihr hinüber und höre ein leichtes Schluchzen.

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen“, frage ich sie.

Ihr tränenüberströmtes Gesicht kommt zum Vorschein.

„Nein“, sagt sie. „Entschuldigen Sie bitte, aber ich kann nicht aufhören zu weinen.“

„Was ist denn passiert?“, frage ich bestürzt.

„Ach“, antwortet sie, „das ist eine lange Geschichte.“

„Das macht nichts“, sage ich mit einem auffordernden Lächeln.

„Möchten Sie sie wirklich hören?“

„Aber ja doch“, sage ich. „ich bin ein guter Zuhörer und Zeit genug haben wir.“

Sie richtet sich auf in ihrem Sitz und beginnt zu erzählen: „Wissen Sie, ich liebe Auckland. Es ist eine wunderschöne Stadt. Auch Neuseeland ist mir ans Herz gewachsen. Die Natur ist einzigartig. Ich dachte, die Insel würde mein neues Zuhause werden, aber leider bin ich gezwungen, wieder nach Mumbai zurückzukehren.“

Ich spüre, worum es geht. Eine zerbrochene romantische Beziehung oder etwas Ähnliches. Ich lächle ihr aufmunternd zu. „Das empfinde ich auch. Neuseeland ist wirklich traumhaft. Die Insel ist jetzt schon seit zwei Jahrzehnten meine Heimat.“

Mit einem verlorenen Blick fängt sie an zu erzählen. „Es war vor ungefähr einem Jahr, als alles begann. Mein Vater kannte diesen Mann in Auckland, der aus Indien nach Neuseeland ausgewandert war. Angeblich hatte er in Auckland ein großes Textilgeschäft, war sehr erfolgreich, hatte einen guten Ruf und war ledig. Mein Vater bot ihm an, mich zu seiner Frau zu nehmen. Wissen Sie, mein Vater hat vier Töchter, und ich bin die Jüngste. Er liebt mich über alles und wollte, dass ich in einer anderen Welt als Mumbai glücklich werde. Der Bekannte meines Vaters nahm das Angebot dankend an, nachdem er ein Bild von mir gesehen hatte. Unsere Familien waren sich durch geschäftliche Beziehungen schon bekannt, also passte das mit der Heirat wunderbar. Ich freute mich sehr, nach Auckland gehen zu dürfen. Mein Mann wohnte in einem großen Haus direkt am Meer in St. Heliers. Ich dachte, meine Zukunft sei gesegnet und war sehr glücklich.“

Wieder wischt sie sich die Tränen weg. Sie setzt sich aufrecht und erzählt weiter. Ihre Augen sehen in die Ferne, die Erinnerung holt sie ein. „Weil wir Hindu sind, wurde die Hochzeit nach dem traditionellen Brahma-Ritus geplant, und somit kam mein Mann zu diesem Anlass nach Mumbai. Als ich ihn das erste Mal sah, fand ich ihn ganz nett. Er hatte gutes Benehmen und war allen Menschen gegenüber höflich. Er hatte den [Veda](#) studiert, was mein Vater ihm hoch anrechnete. Auch meine Geschwister und meine Mutter mochten ihn, denn er war freundlich und gebildet.“

Die Hochzeit rückte immer näher. Ich wurde zu einer schönen Braut in einem traumhaften Kleid, das mit wunderbarem Schmuck bestickt war, herausgeputzt. Mein Mann wollte das alles bezahlen, aber mein Vater nahm sein Angebot aus Stolz nicht an – er wollte mich ehrend übergeben.

Die Feier dauerte drei Tage, es wurde viel gegessen und getanzt. Die ganze Verwandtschaft traf sich. Nach vedischem Gesetz – das ist ein Brauch – umrundeten wir sieben Mal das heilige Feuer und jedes Mal gaben wir uns ein Versprechen. Wissen Sie, das heilige Feuer ist für uns wichtig, denn es dient als Zeuge der Heirat. Das Ritual bedeutet mir sehr viel. Die Augen meiner Fluggefährtin glänzen. Vor sich scheint sie die flackernden Flammen zu sehen, die Musik zu hören und den Rausch zu fühlen. Plötzlich verdunkelt sich ihr Blick. Ich sehe sie an und ohne Ungutes.

„Ich wollte, dass mein Guru auch zu meiner Hochzeit kommt, aber er kam nicht. Das beunruhigte mich. Ich kannte ihn schon seit meiner Kindheit. Mein Guru hatte mir Lebensweisheiten überliefert, von denen viele andere in meinem Alter nichts wussten. Ich vermisste ihn daher sehr und sah ihn nur noch einmal, bevor mein Mann und ich nach Auckland abreisten. Er schaute mich mit einem wissenden Blick an, den ich aber nicht deuten konnte. Deshalb war mein Herz schwer, als ich Mumbai verließ.“

Die Stewardess kommt mit einem Tablett vorbei. Ich nehme zwei Plastikbecher mit Wasser und stell einen vor meine Nachbarin, die jetzt wieder weint. Ich biete ihr eins von meinen Papiertaschentüchern an. Sie nimmt es an. Ihre sind alle verbraucht und liegen zusammengeknüllt in einem Knäuel auf dem ausgeklappten Tisch vor ihr.

„In Auckland angekommen, wurde mir mein Zimmer in dem riesigen Haus meines Mannes von einer Bediensteten gezeigt. Es überraschte mich, dass ich mein eigenes Zimmer bekam, aber ich nahm es dankbar an. Ich dachte, der Grund dafür sei, dass mein Ehemann mich nicht bedrängen wollte.“

Es scheint ihr peinlich zu sein, darüber zu sprechen, denke ich. Abrupt wechselt sie das Thema.

„Die ersten Wochen vergingen mit Besichtigungen und Vorstellungen, um die Freunde und Geschäftspartner meines Mannes kennenzulernen. Es gab laute Partys mit Alkohol und Drogen, an die ich mich nicht gewöhnen konnte, denn in meinem Zuhause in Mumbai hatte es nie Alkohol oder Partys gegeben. Die betrunkenen Freunde meines Mannes wurden mir gegenüber aufdringlich und frech – ich wusste mich nicht zu wehren, da ich ein solches Benehmen noch nie erlebt hatte. Es war schrecklich unangenehm, als mein Mann anfing, sich über mich lustig zu machen. Er sagte, ich sei dumm und arrogant, ich wäre faul und würde mich nicht bemühen, mit seinen Freunden auszukommen. So isolierte ich mich mehr und mehr und verbrachte viel Zeit in meinem Zimmer. Er rührte mich nie an, was mich sehr wunderte, weil ich es als seine Frau erwartet hatte. Aus Hindu Sicht bedeutet eine Heirat mehr als eine zwischenmenschliche Beziehung. Der wichtigste Grund einer Ehe ist die Vermehrung unseres Volkes und das Weiterleben auf unserer Erde. Der Geschlechtsakt dient nur diesem Zweck, aber soll auch die gesellschaftliche Ordnung wahren. Eine Ehe ist bei den Hindus heilig. Sie kommt von den Göttern und dient dem Wohlbefinden der Menschen. Sogar die Götter heiraten und haben ein Eheleben – genau wie wir Menschen.“

„Moment mal“, lenke ich ein. „Erfreut ihr euch denn nicht am Sex?“

An ihrer Reaktion merke ich, dass ich ein Tabu überschritten habe. Sofort bereue ich meine taktlose Frage.

„Ein heikles Thema“, antwortet sie. „Indische Frauen sind aus Eurer Sicht sehr konservativ, wenn es um Sex geht.“

„Wir müssen darüber nicht reden, wenn es Ihnen unangenehm ist“, sage ich einführend. Sie nickt und fährt mit ihrer Geschichte fort.

„Leider war ich meinem Ehemann nicht heilig. Wir sollten eins werden, aber es passierte nicht.“

Es entstand eine längere Pause. Sie putzte sich wiederholt ihre Nase, hatte sich aber etwas erholt.

„Nach drei Monaten schickte mein Mann meinem Vater eine Erklärung. Er wollte, dass die Heirat für ungültig erklärt wird. Sein Grund war, dass ich mich ihm verweigere. Eine Lüge, aber was konnte ich tun? Es musste ein Beweis geliefert werden, welcher in meiner Jungfräulichkeit bestand. Ein Arzt untersuchte mich und gab meinem Mann eine schriftliche Bestätigung, dass ich noch Jungfrau war. Das war genug, um die Hochzeit für ungültig zu erklären. Er schickt mich wieder in meine Heimat zurück. Hier sitze ich nun und fliege zurück nach Mumbai zu meinem lieben Vater, der enttäuscht ist, mich aber wieder aufnimmt.“

* * *

Inzwischen sind drei Stunden vergangen. Ihre Geschichte fasziniert mich, aber vieles ist mir unklar. *Was war denn überhaupt sein Grund gewesen, sie zu heiraten und nach Neuseeland zu bringen? Spielte Liebe denn überhaupt keine Rolle?*

Als sie alles erzählt hat, ruft sie die Stewardess und bittet um ihre vegetarische Mahlzeit. Sie tut mir wahnsinnig leid. Es ist offensichtlich, dass sie sich schrecklich fühlt. Abgeschoben und gedemütigt. Vernichtet. Ich rate ihr, in sechs Monaten, wenn sie etwas Abstand von dieser Tragödie gewonnen hätte, über das Erlebte nachzudenken. Rückblickend könnte man den Sinn des Ganzen nach einem solchen Tiefschlag besser verstehen. Man hätte für viele Dinge mehr Verständnis als vorher, weil man reifer geworden wäre und die Dinge, die man erlebt hat, aus einer anderen Perspektive sehen würde.

„Woher wissen Sie das?“, fragt sie mich und schaut mich mit ihren kindlichen Augen an. „Ich habe eine ähnliche Lebenserfahrung gemacht. Dadurch hat sich meine Sicht auf das Leben bereichert.“

Das heitert sie ein wenig auf.

Der Flug verläuft weiterhin ruhig. Sie schläft nach ihrer vegetarischen Mahlzeit ein. Ich gehe meinen Gedanken nach. Kurz vor der Landung wird sie wieder wach. Wir unterhalten uns freundlich. Sie sieht besser aus. Sie erzählt mir, dass sie als erstes ihren Guru aufsuchen werde. Der würde sie wieder aufbauen.

„Guru heißt auch Vertreiber der geistigen Dunkelheit, nicht wahr?“, frage ich.

Sie stimmt mir nickend zu.

Wir landen. Ich sage ihr noch ein paar aufmunternde Worte, sie bedankt sich herzlich, und wir geben uns die Hand zum Abschied. Dann stehe ich auf und verlasse das Flugzeug über den langen Gang. Sie sagt, sie würde als Letzte herausgehen.

„Okay, dann nochmals alles Gute.“

* * *

Der Singapur-Flugplatz ist bestens organisiert und gut beschildert. Langsam gehe ich zu dem Transit-Gate und schaue mir die zollfreien Produkte an. Ich setze mich auf eine Bank und schicke ein paar Kurznachrichten über mein Handy an Freunde. Schon jetzt vermisse ich meinen lieben Partner in Auckland, also rufe ich ihn an und erzähle ihm kurz von der jungen, indischen Frau. Die Geschichte hat mich berührt.

Als ich aufstehe und gehen will, sehe ich sie noch einmal von Weitem und winke ihr kurz zu. In dem Moment fällt mir auf, dass ihr ganzer Körper verschoben ist, irgendwie nicht symmetrisch. Die Beine haben unterschiedliche Längen, deshalb humpelt sie stark. Ich schaue ihr noch lange nach, bis sie wie eine tanzende Silhouette in der Ferne verschwindet. Jetzt wird mir einiges klar, und obwohl ich an meiner Theorie zweifle, ist sie die Einzige, die Sinn hat.

© Bea Eschen

***Eine gesunde, besinnliche Adventszeit, frohe Weihnachten
und einen guten Rutsch ins neue Jahr, wünscht Ihnen***

Just Roman



Weihnachten – Zeit der Geschenke

Von [M. Krause-Blassl](#)

„Markt und Straßen stehn verlassen
still erleuchtet jedes Haus
sinnend geh ich durch die Gassen
alles sieht so festlich aus.“
(Joseph von Eichendorff, Weihnachten)

Markt und Straßen voller Massen
bunt geschmückt ist jedes Haus
Menschen hetzen durch die Gassen
nein, sie können es nicht lassen
kaufen ein
für Groß und Klein
bunter, schöner, teurer, größer
müssen die Geschenke sein.

In dieser einen klaren Nacht
in einem engen, kalten Stall
hat eine Frau
ein Kind zur Welt gebracht
das besaß nichts
außer seinem winzigen Leben
doch hat es uns allen
seit dieser Zeit
von seinem Licht gegeben.

©M. Krause-Blassl



Der Nikolaus war da

Von [Beate Fuhrmann](#)

Der Nikolaus war da ...

... und hat alles schmutzig gemacht mit seinen verdreckten Stiefeln. Er war in Eile und schlecht gelaunt, das kann ich euch sagen. Sein Hohoho zur Begrüßung klang müde und angespannt. Seine Mütze saß schief und schlapp auf seinem Kopf und sein weißer Bart war zerzaust. Geflucht hat er, auf die strahlende Sonne heute, er wolle Schnee, brummte er und er wolle lieber Schlitten fahren, so wie früher und nicht mit seinem alten Opel, ständig habe er Angst, der könne nicht anspringen und was das wohl für einen Shitstorm nach sich ziehen würde, wenn er eine Panne habe... Trotz der Eile trank er einen Kaffee mit mir. Sein Jutesack war schmutzig und keineswegs prall gefüllt, tja, vorbei seien die Zeiten, als er Äpfel und Nüsse und warme Socken verteilt habe, erzählte er, jetzt sei alles voller Geschenkgutscheine oder wurde im Internet bestellt.

Ich hörte ihm geduldig zu und versuchte, den Körpergeruch des alten Mannes zu ignorieren. Er probierte meine selbstgebackenen Plätzchen und von den Pralinen, die ich geschenkt bekommen hatte und sparte nicht mit Lob. Jetzt müsse er aber weiter, meinte er und trank seinen Kaffee aus. Ich wünschte ihm alles Gute, packte ihm noch ein paar Kekse und Pralinen und einen Apfel in eine Geschenktüte, als Wegzehrung. Als ich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, seufzte ich. Tja, nichts war mehr so wie früher, er hatte recht. Und nichts hatte er mir dagelassen, keine Äpfel, keine Socken, nicht einmal ein paar Nüsse, nichts – außer den Dreckklumpen von seinen Stiefeln und schmutziges Geschirr.

© Beate Fuhrmann



Grüße vom Nordpol

Von [David Noel](#)

Hanno Richardson arbeitete bei der kommunalen Sternwarte in Koblenz. Sein Sohn Sascha war in jeder freien Minute bei seinem Papa und träumte von dem weiten Universum. Tatsächlich wollte Sascha Astronaut werden, so wie sein Opa Gustav. Er war Astronaut mit ganzer Seele. Als Sascha fünf Jahre alt war, ist sein Opa während eines Abenteuerurlaubs am Nordpol verschollen.

Wenn er nicht gerade Hausaufgaben machte, verbrachte er jede freie Minute in der Sternwarte seines Vaters. Seine Mama hatte alles in Bewegungen gesetzt, um ihren Vater, seinen Opa Gustav, wiederzufinden.

Hanno konnte seine Frau nicht aufhalten. Als er freitags nachhause kam, war sie weg, in Richtung Nordpol. Sascha brachte sie damals zu ihrer Schwester! Nach vier Wochen Ungewissheit, wo auch sie sich befand, rief ihn ein befreundeter Wissenschaftler an und teilte ihm mit, dass Sie nach einer Suche im ewigen Eis, nicht zurückgekehrt ist, und man damit rechnen sollte, dass sie nicht wieder kommen würde. Völlig in Trauer musste Hanno dem kleinen Sascha erklären, dass seine Mama mit Opa die Sterne im Himmel reinigte, damit sie an Heiligabend strahlen und glänzten. Der junge wollte es nicht wahrhaben und verbrachte eben drum jede freie Minute in der Koblenzer Sternwarte, um mit den riesigen Fernrohren, seine Mama und Opa Gustav zu entdecken. Was er unter Tränen abends feststellen musste, war, dass die Suche seit achtzehn Monaten erfolglos war.

Hanno fuhr mit Sascha zur Raumstation der NASA, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Natürlich strahlten Saschas Augen, als er die große Rakete so nah sehen konnte.

»Papa kannst Du dem Mann nicht sagen, sie sollen Mama und Opa wieder mitbringen?« Sascha hatte Tränen in den Augen. Hanno nahm seinen tapferen Sohn in die Arme, musste einige Male schlucken und sagte traurig:

»Schon gut mein Sohn. Sei nicht traurig.« Dann drückte er ihn fest an sich.

Auch, wenn es ihm aussichtslos vorkam, so hatte er sich fest vorgenommen, auch die nächsten drei Monate bis Heiligabend, intensiv am Nordpol zu suchen. Und sei es nur die Gewissheit, dass seine Frau und Opa Gustav nicht mehr lebten. Mit der Zeit wäre es sicher besser, sie gehen zu lassen, als diese Ungewissheit weiter ertragen zu müssen.

Sascha blieb bei seiner Tante und suchte bei Hannos Kollegen in der Sternwarte weiterhin die Sterne ab und die Satellitenbilder von Nordpol.

Mittlerweile war Adventszeit und Hanno musste traurig feststellen, dass es keinen Sinn mehr machte. Also schaltete er im Forschungsstützpunkt den Computer an und versuchte seine Heimat, über das Videotelefon, zu erreichen.

Er bemerkte, dass seine Schwägerin und Sascha ihn mehrfach versucht hatten zu kontaktieren. Doch in den letzten drei Wochen hatte sich das Netz und die Kontaktmöglichkeit aufgehängt. Als die Technik endlich wieder funktionierte und er nach Deutschland durchkam, war Sascha ganz aufgedreht.

»Es ist alles gut ... komm nach Hause ... lass uns zusammen Weihnachten feiern ...«

»Sascha, sag mir, was ist los? Was willst du mir sagen?«

Seine Schwägerin erschien im Bild und strahlte wie schon lange nicht mehr.

»Hör zu Hanno, verlass so schnell wie möglich den Nordpol und komm nach Hause! Du wirst es nicht glauben, aber die Eisstation 3 am Nordpol, hat zwei Menschen, eine Frau und einen älteren Mann aufgefunden. Ohne Papiere, ohne irgendwas. Diese wohnten wohl 15 Monate bei einer Forscherfamilie und wussten lange Zeit nicht, woher sie kommen und was sie dort taten. Ein heller Weihnachtsstern über dem Nordpol erinnerte die Frau an ein Fest, das viel mit Liebe zu tun hatte. Welches sie ohne ihren geliebten Vater nicht richtig genießen konnten und sie sich auf den Weg gemacht hatte, um ihn zu suchen.«

Es war ein Weihnachtswunder. Pünktlich zum Heiligen Abend war Hanno wieder in Deutschland. Auch die Mutter und sein Schwiegerpapa trafen in Koblenz ein. Ihr glaubt gar nicht, wie sich Sascha fühlte, als er seine Mama wieder in den Arm nehmen konnte. Opa Gustav war fast der Alte und liebt es, am Tag der Liebe, mit seiner Familie vereint, stille Nacht, Heilige Nacht zu singen und die verlorene Zeit wieder aufzuholen.

Da soll nochmal jemand sagen, es gibt zu Weihnachten keine Wunder.

Ich wünsche euch allen frohe Weihnachten und einen guten Rutsch ins Neue Jahr. Wir hören uns wieder.

©David Noel



Gutschein

Ein Geschenk von Sabine Schildgen Code: ASS001
Ihr zauberhaftes lyrisches Werk "Jenseits von Worten"

Taschenbuch

Sabine Schildgen
Jenseits von Worten
Lyrik

Ein unvergessliches Krippenspiel

Von [Brigitta Rudolf](#)

„Frau Pastorin, wir wünschen uns in diesem Jahr ein ganz modernes Krippenspiel!“, so informierte mich Lara, als ich mit den Kindern gegen Ende des Sommers bereits mit den Vorbereitungen für unser jährliches Krippenspiel beginnen wollte. Im Prinzip war dagegen ja nichts einzuwenden, also stimmte ich zu, und bat alle, sich schon einmal ein paar Gedanken darüber zu machen, wie das denn aussehen sollte, denn der Inhalt der Geschichte ist ja letztlich vorgegeben, und daran würde sich selbstverständlich auch nichts ändern. Aber ich hätte niemals mit der überbordenden Kreativität meiner Truppe gerechnet!

In diesem Jahrgang waren die Mädchen eindeutig in der Überzahl, also mussten auch die Rollen der heiligen drei Könige weiblich besetzt werden. Eigentlich kein großes Problem, so dachte ich jedenfalls, aber dann kam die Überraschung. Miriam schlug nämlich vor, dass statt der Könige dieses Mal drei Königinnen das Jesuskind besuchen sollten. Im Zeitalter der Emanzipation müsste das doch möglich sein, so argumentierte sie, und alle stimmten ihr sofort begeistert zu. Etwas ungewöhnlich fand ich diese Idee schon, aber eigentlich warum nicht. Also wurde es so beschlossen und Sarah forderte sogleich die Rolle des Königs Balthasar für sich.

„Das passt doch, ich bin Königin Sarah und Naomi muss die dunkle Kasparina spielen!“, bestimmte sie weiter.

Naomi hat eine weiße Mutter und ihr Vater kommt aus dem Kongo, daher hat sie eine zart bronzegelbte Haut. Mit ihren seelenvollen dunklen Augen ist sie ein sehr nettes, sanftes und auch hübsches Mädchen. Außerdem ist die beste Freundin der forschen Sarah. Sie würde eine wunderbare Königin abgeben und diese Rolle schien ihr auch zu gefallen. Blieb also nur noch an Stelle von König Melchior die letzte Königin zu erwählen

„Wer von Euch hat denn Lust dazu?“, fragte ich in die Runde und sofort meldete sich Miriam.

„Das würde ich gern übernehmen.“

„Na gut, dann ist das ja schon mal geklärt“, freute ich mich.

„Den Verkündigungengel möchte ich spielen“, meldete Sophia sich zu Wort, und da niemand widersprach, war auch das ruckzuck beschlossene Sache.

„Möchtest Du nicht unsere Maria sein?“, fragte ich Lara, die mit ihrem langen, dunklen Haar meiner Vorstellung einer jüdischen jungen Frau sehr nahekam. Sie überlegte einen kurzen Augenblick und stimmte dann zu. Auch für die Hirten und die unbarmherzigen Wirtsleute fanden sich Darsteller, und somit hatten wir unsere Schauspieltruppe relativ

schnell zusammengestellt. Besonders Kai und Marcel waren froh als Hirten nicht allzu viel sagen zu müssen. Unterstützt wurden sie von Rebecca, die sich als weibliche Hirtin zu ihnen gesellte. Rebecca, die von allen nur Becky genannt wird, steuerte etliche kreative Textideen bei, denn auch jeglichen vorformulierten Wortlaut lehnte meine Gruppe in diesem Jahr kategorisch ab. Da wir noch Zeit genug hatten, bis wir mit den Proben beginnen mussten, hatte ich mich dazu überreden lassen, auch die Dialoge mit den Jugendlichen zusammen zu erarbeiten. Es sollte eben ein ganz anderes Krippenspiel werden als in den Jahren zuvor – und das wurde es tatsächlich!

Die Proben verliefen bestens, weil meine Kinder alle buchstäblich mit Feuereifer bei der Sache waren, und endlich kam unsere lang ersehnte Premiere, der Heilige Abend. Wie üblich war die Kirche an diesem Tag sehr voll, und alle waren natürlich aufgereggt – ich auch! Außerdem war ich echt stolz auf meine phantasievolle Truppe, denn auch die Kostüme, die wir mit Hilfe der Mütter auf die Beine gestellt hatten, konnten sich sehen lassen. So trug Sophia das umgearbeitete Hochzeitskleid ihrer Mutter. Ihre Eltern hatten sich zwei Jahre zuvor getrennt und so fand Frau Simon es absolut in Ordnung, dieses nostalgische Erinnerungsstück noch einmal einem „besseren Zweck zuzuführen“, wie sie es nannte. Mit ihrem langen, blondgelockten Haar und in dem zauberhaften Kleid war Sophia ein wunderschöner Verkündigungsendel, der sich sichtlich wohl fühlte in seiner Rolle. Die drei Königinnen waren ebenfalls von ihren Müttern prächtig ausgestattet worden. Nur den Vorschlag von Till, seine kleine Schwester, die gerade einmal vier Wochen alt war, als lebendiges Jesuskind in die Krippe zu legen, den hatte ich energisch abgeschmettert. Das mochte ich weder dem Baby noch der Mutter zumuten.

Als ich schließlich vor meiner Gemeinde stand und ein ganz besonderes Krippenspiel ankündigte, beschlich mich doch ein flaes Gefühl bei dem Gedanken, ob unsere überaus moderne Inszenierung bei allen Gemeindemitgliedern gut ankommen würde. Aber für solche Zweifel war es nun zu spät; und forderten die Leute nicht ohnehin ständig, dass unsere Kirchen sich mehr den vorherrschenden Zeiten öffnen müssten? Nun, wir hatten es getan, und das Ergebnis blieb abzuwarten. Also zog ich mich auf meinen Platz hinter der Kanzel zurück und überließ den Kindern den Altarraum.

Ein Raunen ging durch die Menge, als der Engel Sophia vortrat. Sie sah wirklich hübsch aus, war sehr textsicher und strahlte obendrein wie ein echter Engel. Dann nahm die Geschichte ihren Lauf. Maria und Josef baten um Obdach, wurden mehrfach abgewiesen und landeten schließlich in dem Stall, in dem das göttliche Kind geboren wurde. In der nächsten Szene betraten die Hirten die Bühne. Kai, als Oberhirte, überreichte den Eltern des Jesuskindes ein Spielzeuglämmchen – als Geschenk von ihm und seinen Kollegen.

„Das wird Euer Baby wärmen und Euch später zusätzlich Milch und Wolle schenken“, sagte er dazu. Becky zog ein winziges Paar gestrickter Socken unter ihrem Umhang hervor und

drückte es Josef mit den Worten in die Hand: „Eigentlich habe ich es ja für mein Baby, das auch bald kommen wird, gestrickt, aber bis dahin schaffe ich es sicher noch einmal ein weiteres Paar zu machen; Ihr sollt es haben.“

Josef betrachtete die kleinen Strümpfe, zeigte sie seiner Frau Maria und hielt sie anschließend in die Höhe, damit alle sie sehen konnten. Dann bedankte er sich herzlich bei der großzügigen Spenderin.

„Wann ist es denn bei Dir soweit?“, erkundigte Maria sich freundlich bei der Hirtin.

Hoppla, auch das stand nicht im offiziellen Textbuch, dachte ich irritiert, während Rebecca antwortete: „In einigen Wochen schon...“

Ein Blick in die Gesichter meiner Gemeindeglieder zeigte mir, dass die meisten diese unerwartete Ergänzung amüsant fanden – zum Glück. Dann erschienen die drei Königinnen auf der Bildfläche und wieder ging ein erstauntes Raunen durch die Menge als klar wurde, dass es tatsächlich weibliche Besucher waren, die kamen, um den Heilsbringer dieser Welt zu begrüßen und anzubeten. Und wieder einmal musste ich tief durchatmen, als außer dem abgesprochenen Text von Sarah noch die zusätzlichen Zeilen an mein Ohr drangen: „Liebe Maria, ich hätte Dir ja gern eine Packung Pampers zusätzlich mitgebracht, aber die werden leider erst zirka zweitausend Jahre später zu haben sein!“

Dabei grinste sie spitzbübisch in meine Richtung. Jetzt lachte die ganze Gemeinde aus vollem Hals über diese Extraeinlage. Also lachte ich mit und am Ende gab es tatsächlich spontan einen Riesenapplaus für meine Kinder. Gerührt stand ich daneben, und als ich am Ende dieses Familiengottesdienstes an der geöffneten Kirchentür die Besucher verabschiedete, da hörte ich noch manche nette Bemerkung über dieses ungewöhnliche Krippenspiel.

„Frau Pastor, das war aber mutig von Ihnen, mit den Kindern eine solche Aufführung einzustudieren“, hieß es oder „einfach toll, dieses Krippenspiel wird mir in ewiger Erinnerung bleiben!“

© Brigitta Rudolf



Eine (ein bisschen) wahre Weihnachtsgeschichte

Von [Margarethe Magga](#)

Ich war so schön drin in meinen Kindheitserinnerungen.

Während ich die Lichterkette am Weihnachtsbaum befestigte, erzählte ich von jenem anderen Heiligabend vor vielen Jahren, als unsere Katze Sowie in die höchste Christbaumspitze kletterte und sich nicht mehr herunter traute. Als bei unserer Rettungsaktion schließlich genau das geschah, was geschehen musste. Als Kind samt Katze samt Baum sich in einem schier unentwirrbaren Knoten auf dem Fußboden wiederfanden.

„Es ist doch egal, warum unsere Katze damals so hieß. Das spielt keine Rolle. Hört einfach mal zu. Also, ich bettelte und drängelte:

„Mama, bitte, bitte, lass mich! Ich will das machen! Es ist meine Kat...“

„Hast du damals auch schon so nervtötend gequengelt wie heute, wenn du dir in den Kopf gesetzt hast, dass eine von uns zum Kuscheln kommen muss?“

Lucie nahm sich wie immer etwas zu viel heraus.

„Werd ja nicht frech, ich quengele nie!“

Wenn Katzen lachen können, dann taten es die beiden Zweijährigen, die dreifarbig Lucie und die schwarze Nala, in diesem Augenblick ausgiebig.

„Wie gesagt“, fuhr ich reichlich angesäuert fort, um sie zum Schweigen zu bringen, „ich war gerade fünf Jahre alt, aber ...“

Diesmal war es Nala, die mich mit entsetztem Blick unterbrach.

„Dann bist du heute ja schon ... 100!“

„Mindestens!“, drängte sich Lucie ungefragt dazwischen.

Rechnen war wirklich nicht ihre Stärke. Und meine vorweihnachtliche Stimmung beim Schmücken des Weihnachtsbaums war wie weggeblasen.

„Falls du es genau wissen willst, ich bin 66, noch lange nicht 100. Und wenn ihr jetzt nicht endlich still seid und zuhört, erzähle ich euch gar nichts mehr.“

„Quatsch!“

Lucie schon wieder! Ich überlegte ernsthaft, sie mit Verbannung aus dem Wohnzimmer für ihr loses Mundwerk zu bestrafen. Sie ahnte wohl so etwas und wusste genau, was zu tun war, um mir den Wind aus den Segeln zu nehmen. Übergangslos rollte sie mir mit dem entspanntesten Schnurren eine der Christbaumkugeln zu.

„Die zwei kennen mich zu gut“, dachte ich, gleichzeitig gerührt und frustriert. Doch umgehend war es wieder vorbei mit der Rührung. Während ich ihnen den Rücken zugedrehte, um die Kugel aufzuhängen, verhedderten sie sich in der zauberhaften Girlande mit den 50 bunten Minigeschenkpäckchen.

„Jetzt reicht’s!“, schwor ich. „Ihr fliegt augenblicklich hier raus!“

Gesagt – heißt noch lange nicht getan. Wer zwei Katzen aus einem Zimmer werfen will, braucht drei Hände. Mindestens. Die Erste, Lucie, ließ sich demonstrativ leicht einfangen und vor die Tür setzen, was mich hätte stutzig machen müssen. Die Zweite spielte Hase und Igel mit mir. Völlig außer Atem siegte ich bei diesem Spiel. Zumindest dachte ich das. Die Wahrheit war, Nala hat mich gewinnen lassen. Das gehörte zu ihrem perfiden Plan. Sobald ich die Tür öffnete, preschte ihre Schwester wie eine Naturgewalt zurück in die gute Stube, Nala rammte mir die Krallen in den Unterarm, um sich abzudrücken, und rannte wie ein kleiner schwarzer Teufel hinter Lucie her. Einen Plan B hatte ich nicht. Ich bin überzeugt, die Katzen schon. Daher schien es mir durchaus sinnvoll, einfach aufzugeben.

„Diese Lauferei hättest du dir ersparen können. Du lernst es einfach nicht!“

Hatte Lucie das wirklich gesagt, oder hatte ich nur meine eigenen Gedanken gehört? Ich beschloss, so zu tun, als wäre nichts gewesen, und widmete mich nachdrücklich dem Baumschmuck. Meine beiden Katzen entschieden offensichtlich ebenfalls, so zu tun, und rollten unermüdlich eine Kugel nach der anderen heran.

Die Stimmung war wieder so weihnachtsfriedlich, dass ich es wagte, meine vorhin so rüde unterbrochene Geschichte weiter zu erzählen, während ich die bunten Kugeln aufhob und an den Baum hängte.

„Wo bin ich stehengeblieben? Ach ja, ich weiß. Mit meinen fünf Jahren glaubte ich damals, mein ganzes Seelenheil hinge davon ab, dass *ich* es war, die Sowie rettete. Endlich ließ mein Vater sich erweichen und hob mich, so hoch er konnte. Dummerweise reichte unser Baum in jenem Jahr bis fast an die Zimmerdecke. So sehr Papa sich auch reckte, ich kam nicht an mein Ziel heran. Da hatte er die glorreiche Idee, den ... Wo zum Kuckuck steckt Lucie denn schon wieder? Lucie? Lucie! LUCIE!“

Aufreizend langsam drückte sie sich durch den Spalt zwischen Rahmen und Tür, die ich unvorsichtigerweise nicht richtig geschlossen hatte.

„Wass’n?“

Ohne dass ich es verhindern konnte, begannen meine Hände zu zittern. Eine so verwaschene Aussprache und demonstrativ pubertäre Verweigerung grammatischer Regeln ist nicht typisch für Lucie. Was um Himmels willen war da los? Während ich nach Worten suchte, starrte ich sie an. Keine gute Idee bei einer selbstbewussten Katze! Einer solchen Unhöflichkeit musste sie unter allen Umständen Grenzen setzen. Daher streckte

sie ihren kleinen Körper bis zum Maximum, bedachte mich mit einem strafenden Blick, drehte sich ein paar Mal um die eigene Achse und ließ sich schließlich auf den Boden sinken. Den Rücken mir zugekehrt, konzentrierte sie sich ganz darauf, sich sorgfältig zu putzen.

Hilflos stand ich da, eine goldene Weihnachtskugel in der Hand, und konnte mich nicht entscheiden, ob ich mit meiner Katze schimpfen oder sie um Verzeihung bitten sollte. Der Moment wurde peinlich. Ich durfte nicht länger so dumm herumstehen, das war ich der überlegenen Menschenrasse schließlich schuldig.

„Sag jetzt was, verdammt. Irgendwas!“, dröhnte es in meinem Kopf.

Gehorsam öffnete ich den Mund, obwohl ich immer noch keinen blassen Schimmer hatte, was ich dort herauslassen sollte.

„Lucie, du blutest! Hast du dich verletzt? Was ist geschehen?“

Das Unterbewusstsein hatte sich endlich durchgesetzt und das Gehirn mit der Information versorgt, dass Lucies Fell an mehreren Stellen mit roten Flecken besudelt war. Sofort kniete ich an ihrer Seite. Die Katze gähnte mich an. Davon abgesehen, setzte sie ihre intensive Körperpflege standhaft fort. Selbst dann, als ich mit stockendem Atem und unnatürlich schnell schlagendem Herzen meine Finger über ihren Körper fliegen ließ. Nur Sekunden später wich die Sorge der Erleichterung – und Entrüstung.

„Du kleiner Teufelsbraten! Was hast du angestellt? Das ist kein Blut, das ist Zuckerguss. Lucie, sag nicht, dass du ...“

Der Rest des Satzes verschwand in einem, so hoffte ich, unheilvollen Grollen. Mit einem wagemutigen Sprung setzte ich über die Katze hinweg – Den Schreck hatte sie verdient! – und rannte in die Küche.

Meine schlimmsten Erwartungen wurden dort übertroffen. Die mit Folie abgedeckte Schüssel, in der sich der Zuckerguss befinden sollte, den ich für die Dekoration der Plätzchen vorbereitet hatte, war nun weder abgedeckt, noch befand sich eine nennenswerte Menge der tiefroten Masse darin. Statt wie vorgesehen die friedlich im Ofen backenden Kekse, waren Küchentisch und Boden mehr oder weniger kreativ damit verziert.

Ich schätze, mein Gesicht leuchtete genauso rot wie die Kleckse rundum. Wütend stapfte ich zum Wohnzimmer zurück und baute mich vor der Übeltäterin auf.

„Sei froh, dass heute Heiligabend ist und ich mich deshalb beherrsche. Sonst weiß ich nicht, was ...!“

Mit der Ruhe und Selbstverständlichkeit, die nur eine Katze zeigt, die mit sich und der Welt im Einklang ist, unterbrach Lucie mich:

„Wie oft habe ich dich schon gebeten, leise zu sprechen, wenn du mit mir redest?“

Mir blieb geradezu die Luft weg. Wie war ich so übergangslos von der Anklägerin zur Angeklagten geworden?

„Sei lieber froh, dass du nicht mehr das ganze Zuckerzeug essen musst. Das hätte deiner Figur den Rest gegeben. Außerdem ist noch genug für dich übrig. Dagmar, es ist höchste Zeit, sich unbedingt gesünder zu ernähren, sonst kippst du eines Tages einfach so um. Das geht gar nicht. Schließlich trägst du die Verantwortung dafür, dass unsere Futternäpfe nicht leer stehen. Im Endeffekt solltest du mir daher dankbar sein, dass ich mich geopfert habe.“

Ein zwei oder drei Sekunden langes Schließen ihrer Augen signalisierte mir, dass sie mir meinen Auftritt nicht weiter übelnahm, dann widmete sie sich erneut hingebungsvoll der Fellpflege.

Konsterniert suchte ich nach Worten. Bevor ich mich durch meine Sprachlosigkeit als intellektuell eher schlicht ausgestattet outete, kam Nala mir unbeabsichtigt zu Hilfe.

„Essen? Da ist Futter in der Küche? Hast du mir was mitgebracht?“

Lucie rollte die Augen. Ich schwöre, so habe ich es gesehen.

„Red keinen Unsinn. Erstens kannst du gefälligst selber laufen und zweitens gilt für dich dasselbe wie für unsere Dosenöffnerin. Du wirst zu fett.“

In der Zwischenzeit war es mir gelungen, meine Sprache wiederzufinden.

„Das interessiert mich alles nicht. Ich wollte die Plätzchen mit dem Zuckerguss verzieren und am späten Abend jedem unserer Nachbarn ein Päckchen davon an die Wohnungstür hängen. Und jetzt? Kein Puderzucker mehr, keine Lebensmittelfarbe. So pur und nackt machen die doch gar nichts her.“

„Stopp! Warte mal eben. Merkt ihr eigentlich nicht, dass ...?“

„Lucie, lenk jetzt bloß nicht ab!“

„Quatsch! Ihr Zweibeiner lauft nicht nur wie Trampeltiere und hört nicht das Geringste, was man euch nicht direkt in die Ohren schreit. Nein, ihr riecht auch noch reichlich schlecht.“

Es dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, bis ich verstand.

„Meine Plätzchen!“

Wie von der Tarantel gestochen, rannte ich in die Küche, riss das Fenster auf und versuchte den Qualm hinaus zu wedeln. Heute Abend würden nicht einmal undekorierte Gebäckstücke in den Cellophantüten an den Türen hängen. Gott sei Dank war wenigstens sonst nichts passiert.

Langsam beruhigte sich mein rasender Herzschlag. Ich hatte gerade begonnen, die Bleche von den kohleartigen Resten meiner Backkünste zu befreien, da drang unheilvoller Lärm aus dem vorderen Teil der Wohnung. Es polterte und klirrte und dazu erklang angsterfülltes

Babygeschrei. Dieses Mal dauerte es deutlich länger als einen Sekundenbruchteil, bis ich begriff: Kein Baby, das waren Lucie und Nala!

Zurück im Wohnzimmer offenbarte sich das ganze Desaster. Der Weihnachtsbaum lag auf dem Boden. Im Fallen hatte er alles vom Tisch gefegt, was dort ohnehin nichts zu suchen hatte. Die offensichtlich nicht richtig zugekehrte Colaflasche entließ weiter lustig sprudelnd ihren Inhalt auf den Teppichboden. Die Baumkugeln aus Kunststoff hatten sich strategisch über den Raum verteilt. Wenigstens waren sie nicht kaputt. Anders als die vier echten Glaskugeln, Erbstücke der Familie in der dritten Generation, behütete Zeugen meiner Kindheit, nun nichts als in tausende winzige Scherben zersprungener Müll. Mitten in diesem Chaos versuchten sich meine Katzen aus dem grün-bunten Gewirr zu befreien.

So sollte Weihnachten beginnen?

Am Ende mit den Nerven ließ ich mich kraftlos auf den Boden sinken und schluchzte. Hinter einem Tränenvorhang sah ich, wie Lucie und Nala sich in die Freiheit kämpften, zögerten und schließlich zu mir schlichen. Sie rieben ihre Köpfchen an mir, stellten sich auf die Hinterbeine und reckten sich, um ihre Näschen in mein Gesicht zu stupsen, sie bearbeiteten meine Oberschenkel und den Rücken mit dem Milchtritt und Lucie schnurrte, als ob sie dafür bezahlt würde. Kurz, sie taten alles Katzenmögliche, um mich zu trösten.

Natürlich gelang es ihnen. Es gelingt ihnen immer. Wortlos.

„Was soll ich bloß mit euch machen? Könnt ihr mir das sagen?“, seufzte ich.

„Nichts“, flüsterte mir eine innere Stimme zu, „das weißt du doch selbst. Also tu nicht so, als ob du ihnen ernstlich böse sein könntest. Zuerst kraulst du sie noch ein paar Minuten, dann läufst du los, um für sie ein Leckerli zu holen. So läuft es immer ab.“

Dieses Mal war es Nala, die ihre eigene Meinung hatte und diese entgegen ihrer üblichen Art und Weise auch kundtat:

„Schreib eine Geschichte über uns. Du bist doch Autorin, oder nicht? Verkauf die Story, werde reich, versorge uns mit dem Futter, das in der Werbung immer so lecker aussieht, nie mehr das aus dem Discounter, und kauf ein Haus mit einem Park und einem eigenen Spielzimmer für uns. Dann sind wir quitt.“

Augenblicklich führte diese Liste bei mir zur Schnappatmung. Wahrscheinlich wartete Nala wegen des dramatischen Effekts eine kleine Weile, um dann seelenruhig fortzufahren:

„Oder räum einfach hier auf. Morgen ist schließlich Weihnachten!“

Es war nicht zu leugnen, dieser Vorschlag hatte gewisse Vorteile. Und wenn der kleine schwarze Charmebolzen sich schon die Mühe machte, deswegen zu reden ...

Gehorsam stand ich also auf und zwang mich an die Arbeit. Wegen der zerbrochenen Glaskugeln kamen mir gegen meinen Willen doch wieder die Tränen. Aber es half ja nichts. Die Splitter mussten schnellstens aufgesaugt werden. Ein Wunder, dass sich bis jetzt keine von uns dreien daran verletzt hatte. Da hörte ich plötzlich diesen charakteristischen Plopp, der anzeigte, dass der Staubsauger wieder einmal etwas gefressen hatte, was nicht für ihn bestimmt war.

Jetzt, da das Kind in den Brunnen gefallen war, überprüfte ich die Umgebung mit den Händen.

Und traute meinen Augen nicht.

Das da, halb unter den Ästen und den Resten einer Kugel versteckt, das sah aus wie ... Nein, es konnte ganz bestimmt kein ... Oder doch?

Mit klopfendem Herzen untersuchte ich das bunte Röllchen aus dem typischen Papier. Richtig vermutet! Beim Ausrollen entpuppte sich der Fund als alter 100 DM-Schein. Lucie brauchte mir nicht zu sagen, was ich tun sollte, ich suchte auch ohne dies die Umgebung jeder zerbrochenen Kugel sorgfältig ab. Drei Kugeln – 300 DM! Ich war nun hundertprozentig sicher, was den Plopp beim Saugen ausgelöst hatte. Ohne zu zögern, schnitt ich den Staubbeutel auf und schüttete den Inhalt auf den Boden. Sofort wurde mein Blick von Röllchen Nummer vier angezogen, als hätte es genau zu diesem Zweck mit einer winzigen Taschenlampe geleuchtet.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, warum mein Vater damals, als er uns verließ, tagelang ausgerechnet nach einem Karton mit Weihnachtskugeln suchte, ohne ihn zu finden. Wie über einige andere Dinge, die mit meinem Vater zu tun hatten, wollte ich nicht darüber nachdenken, warum er Geld vor uns versteckt hatte, noch dazu an so einem Ort. Ich würde es ohnehin nicht mehr erfahren, denn meine Eltern waren schon seit Jahren tot. So viele Weihnachtsfeste hatte es inzwischen gegeben, so oft wurden die geliebten Kugeln ausgepackt, aufgehängt und nach wenigen Wochen wieder abgehängt, sorgfältig eingepackt und bis zum Folgejahr verstaubt. Wie viel anderer Baumschmuck wurde in all den Jahren zerbrochen oder einfach aussortiert – nichts davon hatte diesen vier zerbrechlichen Kugeln und dem Geheimnis, das sie in sich trugen, etwas anhaben können. Bis zu diesem Heiligabend.

Es wurden ganz außergewöhnliche, emotionale Festtage. Tage, in denen ich mit vielem aus meiner Vergangenheit abschließen konnte. Von dem unerwarteten Geldsegen wurde eine wunderbare Familienfeier ausgerichtet. Und für Lucie und Nala, denen wir dieses Fest verdankten, herrschte eine Woche lang der Himmel auf Erden, mit dem Besten, was an Futter und Leckerlis aufzutreiben war.

Es ist unbestreitbar, was kluge Menschen schon immer behauptet haben. Dass es möglich ist, ohne Katze zu leben. Aber Tatsache ist auch, es ist besser mit ihr.

Besonders zu Weihnachten.

Ganz besonders zu Weihnachten.

© Margarethe Magga 2020



Gutschein

Ein Geschenk von Robert Richard Bell

Abgründe II - Gefangen - Thriller Code: ARBB01

Kindle - E-Book

Gutschein

Ein Buch deiner Wahl aus der Autorenecke - Gelsenkirchen!

Code: AAEG001

Leseprobe aus Falkenflug 1: Bändigerin der Schatten

Von [Markus Gerwinski](#)

Kapitel 1

Sie war acht, er war sechs, als sie zum ersten Mal miteinander rauften. Gunid kam vom Bach herauf und hielt mit beiden Händen den Korb, der schwer von nasser Wäsche war. Das Gras ging ihr bis fast zur Hüfte und strich ihr sonnenwarm über die Schienbeine. Manchmal stach ihr ein vertrockneter Wegerich in den bloßen Fuß, doch sie war es gewohnt und ging einfach weiter. Sie hatte schon gelernt, dass die Bienen, die überall um sie herumsummten, sehr viel übler stechen konnten, und so nahm sie sich in acht.

„Heda!“

Als sie die helle Stimme krähen hörte, blickte sie auf. Rechts von ihr, ein Stück den Hang hinauf, stand ein Junge. Ein Edelknabe, soviel erkannte sie auf den ersten Blick: Er trug ein Hemd aus gutem Leinen, und es war genauso wenig vom Schweiß der Arbeit getränkt wie seine schwarzen Locken.

„Meinst du mich?“, rief sie zurück.

Er nickte und winkte ihr. „Komm herüber!“

Einen Moment lang stand sie unschlüssig da und runzelte die Stirn. Verärgerung und Neugier rangen in ihr miteinander, und die Neugier siegte. Sie bog von ihrem Weg ab und stieg das kurze Stück zu ihm hinauf.

Ein Edelknabe, ohne Zweifel, jünger und kleiner als sie. Nun, wo sie vor ihm stand und auf ihn hinunterblickte, konnte sie auch die blauen Hosen sehen und die Schuhe aus dunklem Leder. „Was willst du von mir?“

Von oben bis unten maß er sie mit einem arroganten Blick und wandte sich in Richtung Bach. „Folge mir.“

Sie blieb stehen. „Warum?“

„Weil ich es befehle.“

Gunid schüttelte den Kopf, dass ihr die braunen Strähnen ums Gesicht flogen. „Das geht nicht“, erklärte sie ruhig. Der Korb zog schwer an ihren Armen. „Vom Bach komme ich gerade, und ich soll die Wäsche zum Haus bringen.“

Er fuhr herum. Sein rundes Gesicht zeigte Verblüffung, dass sie zu widersprechen wagte. Es reizte sie zum Schmunzeln.

Ein paarmal klappte er den Mund auf und zu, bevor er seine Haltung wiederfand und fragte:

„Wie heißt du?“

„Gunid. Und du?“

„Ragald.“

„Der Sohn von Ritter Adolar?“

Der Junge straffte sich und hob so weit die Nase, dass er die Augen nach unten verdrehen musste, um ihr ins Gesicht zu sehen, gerade so, als wäre er der Größere. „Höchstpersönlich!“

Gunid konnte nicht mehr anders, sie prustete los. Je röter er im Gesicht wurde, desto lauter musste sie lachen, bis ihr schließlich die Tränen über die Wangen rollten.

„Und du wirst jetzt mit mir kommen!“ Aus seinem Befehlston war ein Quengeln geworden, das sie an ihren kleinen Bruder Wulf erinnerte. „Ich will nämlich schwimmen lernen, und du bleibst am Ufer und hältst das Seil und ziehst mich raus, wenn ich ... äh ... was falsch mache. Und hör auf zu lachen!“

Sie schüttelte wieder nur den Kopf und wandte sich ab, um sich ihren Weg durch das Gras zurück zum Trampelpfad hinab zu bahnen. Immer noch musste sie viel zu sehr kichern, als dass sie hätte antworten können.

„Komm sofort zurück, du dumme Gans!“

Augenblicklich versiegte ihr das Lachen in der Kehle. Sie blieb stehen und drehte sich zu ihm herum. „Was hast du gesagt?“

Noch immer ragte er vom Bauch an aufwärts aus dem Grasmeer, das Gesicht hochrot, und deutete mit einem Finger auf sie. „Ich habe gesagt, du sollst –“

Weiter kam er nicht. Gunid hatte den Korb abgestellt – er kippte sofort auf dem Hang um und rollte herunter –, war das halbe Dutzend Schritte wieder hinaufgelaufen und hatte sich auf ihn gestürzt.

„Lass mich los! Lass mich los! Das ist ein Befehl! Lass mich los!“

„Nenn mich nie wieder eine dumme Gans, hörst du?“

„Ich bin dein Herr! Lass mich los!“

Er war viel kleiner als sie und kein echter Gegner. Im Handumdrehen hatte sie ihn am Hals unter den Arm geklemmt und saß mit ihm im Gras.

„Lass mich los! Ich krieg' keine Luft! Lass mich los!“

„Nenn mich nie wieder eine dumme Gans!“

„Ich bin dein –“

„Nenn mich. Nie. Wieder. Eine. Dumme Gans!“ Sie drückte ein wenig zu.

Als sie wieder lockerließ, musste er husten. Stumm zappelte er eine Zeit lang in ihrem Griff, stemmte seine Ärmchen gegen ihren Arm, gegen ihren Rücken, ihre Schulter, gegen alles, was er greifen konnte. Soviel musste sie ihm lassen, er wehrte sich sehr viel länger als Wulf.

„Du bist keine dumme Gans“, keuchte er schließlich. „Und jetzt lass mich los.“

„Sag bitte.“

„Du lässt mich sofort los, oder Vater wird dich –“

„Dann erzähl es ihm doch!“, höhnte sie. „Erzähl deinem Vater, dass dich ein Mädchen im Ringen besiegt hat! Er wird bestimmt alle seine Wachen ausschicken, damit sie mich einfangen und bestrafen!“

Wieder hing er stumm in ihrem Griff, doch diesmal wehrte er sich nicht. Sie konnte es beinahe in seinem Kopf knarren hören, als er nachdachte.

„Bitte lass mich los.“

Augenblicklich fiel er auf die Nase, da sie den Griff so plötzlich löste, dass er keine Gelegenheit hatte, sich abzufangen. Ein paar Schritte weit kullerte er den Abhang hinunter, und sie musste wieder lachen. Als er sich schließlich aufraffte und sie böse anfunkelte, war sein Hemd voller grüner Grasflecken, und in den schwarzen Locken, die ihm der Schweiß an die Stirn klebte, hingen Halme und Blüten.

Er sah sie böse an, die Fäustchen geballt, die Augen feucht glitzernd, aber immerhin weinte er nicht. Sie grinste. Einen Moment lang schauten sie einander so ins Gesicht, dann drehte er sich um und rannte, zuerst einfach von ihr weg, dann den Hang hinauf der Burg zu.

Gunid stand auf, strich sich das Gras vom Kittel und stieg zu ihrem Korb hinab, der umgestürzt am Ende einer Spur von nasser Wäsche lag. Als sie die Flecken auf den frisch gewaschenen Hemden und Schurzen und Tüchern sah und an die Maulschellen dachte, die sie dafür von ihrer Mutter bekommen würde, bekam sie gute Lust, dem Knaben hinterherzurennen und ihn ordentlich zu verdreschen. Doch sie zügelte sich.

Sommer und Herbst gingen vorüber, und der Winter hatte sich weiß über das Land gelegt, ehe sie einander das nächste Mal begegneten. Besuch war ins Lehen gekommen. Fardol Iringar Havegard, Baron zu Havegard und noch eine Reihe anderer Titel, die sich Gunid nicht

merken konnte, war mit großem Gefolge angereist, und Ritter Adolar hatte das halbe Dorf – darunter Gunids Familie – zur Fron eingezogen, um die hohen Gäste angemessen zu bewirten.

Da saß sie nun in Küchendünsten und schnitt Karotten, umgeben von einem Dutzend anderer Kinder aus dem Dorf, während das Gesinde, angetan mit seinen besten Trachten, herein- und hinauselte und Krüge mit Bier und Wein, Körbe mit Brot und Schalen mit Butter und Schmalz in den Rittersaal trug. Einige der älteren Burschen drehten die Wildsauern, die die edlen Herrschaften noch am Nachmittag selbst im Wald erlegt hatten, an Spießern über dem großen Feuer am anderen Ende der Küche. Stimmengewirr, das Knacken der Scheite und Rauchgeruch erfüllten die Luft, und nach den kalten Wintertagen in der zugigen Kate ihrer Eltern war es hier drin fast schon zu warm.

Mutter hatte sie ermahnt, sich zu benehmen, aber natürlich tuschelte sie mit Jope und Lirin rechts und links von sich. Immer wenn einer der Diener an ihrer Reihe vorbeikam und ein paar Worte zu Bine sagte, die direkt beim Feuer saß, gab diese das Gehörte sofort weiter, und es wanderte von Mund zu Mund, bis es Gunid erreichte.

„Sie reden über Schiffe“, flüsterte Lirin und säbelte an der Lauchstange auf ihrem Brettchen herum. „Ganz viele Schiffe. Mit bunten Segeln.“

„Wo sind diese Schiffe?“ flüsterte Gunid zurück.

„Na, im Meer! Au!“ Gunid hatte ihr einen Knuff versetzt. „Was soll das?“

„Natürlich im Meer, wo sonst!“, zischte Gunid. „Sind sie im Norden, im Westen, im Süden –“

„Ist doch egal. Es sollen ganz viele Krieger darauf sein ...“

Jope schob schniefend ein Brett mit klein geschnittenen Zwiebeln von sich, wischte sich die dunklen Kirschaugen und beugte sich herüber. „Was erzählst du? Wovon reden sie?“

Ungeduldig winkte Gunid ab. „Da kommen Schiffe mit vielen bunten Kriegern. Lirin, also, wo sind –“

„Hört!“, ertönte plötzlich von der Tür zum Rittersaal her die tiefe, volle Stimme des obersten Dieners. „Hört!“

Es dauerte einen Moment, bis das Geklapper der Töpfe, Löffel, Messer, Schneidbretter und Fleischgabeln verstummt war. Gunid drehte sich auf ihrer Bank herum, in der einen Hand noch das Messer, in der anderen die halbe Karotte. Vom Koch bis zum Küchenjungen schaute alles den Diener an, der herausgeputzt in seiner samtenen Livree in der Tür stand.

„Ragald, der Sohn unseres Herrn, wird vermisst“, rief er in die Menge. „Hat ihn hier in der Küche jemand gesehen?“

Gunid sah sofort unter dem Tisch nach. Gemurmelt erhob sich um sie her und schwirrte durch die Küche. Der Koch trat an die Tür und besprach sich mit dem Diener. „Wie sieht er überhaupt aus?“, fragte Jope. Gunid sagte es ihr: „Klein. Mit schwarzen Haaren. Und blauen Augen.“

„Woher willst du das denn wissen?“, spöttelte Lirin. Bevor Gunid ihr einen Schubs versetzen konnte, erhob der Diener wieder die Stimme: „Da der junge Herr nirgends in der Burg zu weilen scheint“, verkündete er, „wird das Fest in Kürze unterbrochen, um nach ihm zu suchen.“

Der kriegt was zu hören, dachte Gunid, und wusste selbst nicht so recht, ob schadenfroh oder mitfühlend.

„Meister Koros wird diejenigen auswählen, die sich der Suche anschließen“, fuhr der Diener fort und deutete auf den Koch. „Die übrigen fahren in der Vorbereitung der Speisen fort.“

Er drehte sich um und stolzierte zurück in den Rittersaal. Wie auf Befehl ging die ganze Küche in Stimmengewirr unter. Der Koch klatschte in die fleischigen Hände und fing an, die jungen Burschen und Mägde neu einzuteilen. „Und was ist jetzt mit den Schiffen los?“, fragte Jope.

„Wahrscheinlich haben sie den jungen Herrn mitgenommen“, näselt Gunid und widmete sich wieder ihrer Karotte.

Irgendwann war alles Gemüse gewaschen, geschält und geschnitten, und die Kinder durften gehen. Gunid lief mit ein paar anderen zum Tor hinaus, wo die Wachen und einige der edlen Gäste im Schnee standen und zum Wald hinüberspähten. Die Dämmerung hing rötlich und grau über den Baumwipfeln, und hin und wieder ertönte von einer der Suchmannschaften ein Jagdhorn.

Neugierig musterte Gunid die Menge am Tor. Sie hatte noch nie so viele hohe Herrschaften auf einem Haufen gesehen. Es war ein alter Mann dabei mit eisengrauen Locken, die ihm über den dunklen Pelzkragen seines Umhangs fielen. Er unterhielt sich mit einer rundlichen, rotwangigen Frau, die man, wäre nicht das prächtig bestickte Kleid gewesen, für eine einfache Bäuerin hätte halten können. „... kann ich mir nicht vorstellen. Gewiss war ihm einfach nur langweilig, und er ist heimlich der Jagdgesellschaft gefolgt und hat den Weg aus dem Wald hinaus nicht mehr gefunden ...“

Sogar ein Kind sah sie, ein vielleicht fünfjähriges Mädchen in einem weißen, silberdurchwirkten Kleid mit einer Haube, unter der sich Strähnen goldblonden Haares hervoringelten. Neugierig musterte Gunid das Mädchen, doch außer stumm den Wald

anzustarren, tat es nichts. Gerade wollte sie es ansprechen, als ein Bewaffneter herzutrat, der das Wappen des Barons zu Havegard am Gürtel trug: einen silbernen Schwan auf blauem Grund. „Herrin?“ Ein blasses Gesichtchen hob sich ihm entgegen. „Der Abend dämmt, und der Wind wird kalt. Ihr solltet besser hineingehen.“

„Mir ist nicht kalt“, widersprach das Mädchen und schaute wieder zum Wald hinüber.

Der Bewaffnete seufzte. „Es ist eine Weisung des Barons, Eures Vaters.“

Noch einmal sah das Mädchen zu ihm hinauf, drehte sich dann wortlos um und ging gemessenen Schrittes in die Burg.

Gunid zupfte Jope am Ärmel und lief voraus, den Torpfad hinab und unten an der Mauer entlang. Sie blieb erst stehen, sobald sie außer Sicht der Erwachsenen waren.

„Hast du die gesehen?“, fragte sie ihre Freundin, richtete sich kerzengerade auf und stolzierte in übertrieben würdevoller Pose durch den Schnee. Jope presste sich die Fäuste gegen die Wangen und kicherte. Eine dunkle Strähne löste sich unter dem dicken Tuch, das ihre Mutter ihr als Mütze um den Kopf gewickelt hatte.

„Ich glaube, die müssen so laufen“, plapperte sie drauflos. „Du weißt schon, edles Blut und so.“

„Pff, da kann ich ja froh sein, dass ich eine Hörige bin!“ Gunid grinste. „Die darf bestimmt auch nie das hier machen.“ Sie bückte sich, um einen Schneeball zu formen, und sah die Spur.

Jope trat neben sie. Die Fußstapfen kamen hinter der Burg hervor, Abdrücke von kleinen Schuhen in kleinen Schritten, und zogen sich den Hügel hinab, zwischen verschneiten Sträuchern hindurch dem Bach zu. Näher an der Burgmauer verloren sie sich im Gewirr hunderter anderer Fährten, hinterlassen vom Gesinde, von den Wachen und der Jagdgesellschaft vom Nachmittag. Hätten sich Gunid und Jope nicht selbst eine Stelle gesucht, an der sie nicht gesehen werden konnten, sie wären niemals darauf gestoßen.

„Lauf zu den Wachen“, sagte Gunid und begann, der Spur zu folgen. „Sag ihnen, was wir gefunden haben.“

„Wie – was –“ Etwas ängstlich schaute Jope über ihre Schulter zur Burg hinauf. „Sollen wir nicht lieber die Erwachsenen suchen lassen?“

„Bis sie hier sind, ist es dunkel!“ rief Gunid. „Lauf, sag ihnen Bescheid! Ich gehe vor und suche Rag– äh – den jungen Herrn.“

Sie hastete durch die Sträucher, und die Zweige zerrten an den dicken Fußlappen, in die sie der Kälte wegen ihre Beine gehüllt hatte. Von weit weg, auf der anderen Seite des Burghügels, ertönten gedämpft die Jagdhörner, die noch immer den falschen Wald absuchten. Die Spur führte hinab, und an einigen Stellen musste Gunid mehr rutschen als laufen.

Beim Schrein der Göttin Vesas tauchte sie in den Wald ein. Die Spur folgte nun einem Wildwechsel und kreuzte Fährten von Hasen, Füchsen und unzähligen Vögeln. In den Geruch nach Schnee mischten sich Baumpilze und eine Ahnung von dem Laub, das unter der weißen Decke vor sich hinmoderte und an einigen aufgewühlten Stellen zutage trat. Hin und wieder schlug ihr ein Zweig ins Gesicht.

Es wurde jetzt rasch dunkel, doch ihr blieb immer noch ein wenig Licht, als vor ihr ein klägliches Wimmern durch das Gehölz drang. „Ragald?“, rief sie, und für einen Moment wurde das Geräusch lauter. Im ersten Moment lief sie schneller, bis ihr verspätet bewusst wurde, was die jammernde Stimme gesagt hatte. „Vorsicht“, hatte sie geweint.

Gunid blieb stehen und tastete sich die letzten Schritte behutsam voran, immer eine Hand gegen einen kräftigen Baum gestützt. So kam es, dass sie sich noch rechtzeitig festhalten konnte, als ihr Fuß schließlich ins Leere trat. Unter ihr fiel jäh die Uferböschung des Baches ab. Kein Rauschen oder Plätschern hatte sie gewarnt, der Bach lag verborgen unter einer dicken Eisdecke. Und auf dem Eis lag der Junge.

Im Dämmerlicht war er nicht mehr als ein dunkler Schatten auf der weißen Platte. Bäuchlings lag er da, alle viere von sich gestreckt, und unter seinem Jammern konnte sie es leise knistern hören. Schlagartig ging ihr durch den Kopf, was ihre Mutter ihr über das Eis auf dem Bach erzählt hatte. Es mochte noch so dick aussehen, mit einem unachtsamen Schritt konnte man darin einbrechen und hinabgezogen werden.

„Ragald?“, rief sie noch einmal.

„Leise“, schluchzte der Junge zurück. „... du machst sonst eine Waline.“

„Eine was?“

„Du machst, dass der Schnee rutscht ...“

Sie schaute an der Böschung hinunter. Der Schnee hing in dicken Verwehungen zwischen den Sträuchern und Baumwurzeln. Eine breite Spur direkt vor ihr zeigte an, wo der Junge abgeglitten sein musste.

„Bleib ganz ruhig“, sagte sie halblaut und war froh, dass der Schnee ihre Worte auch so noch weit trug. „Ich mache keine Lawine. Ich hole dich rauf.“

Er gab keine Antwort, sondern schluchzte nur weiter vor sich hin. Gunid sah nach beiden Seiten. Im letzten, grauen Licht konnte sie einen Pfad ausmachen, vielleicht drei Dutzend Schritte rechts von ihr, der zum Ufer hinabführte. Sie trat zurück in den Wald und machte sich auf den Weg.

Das Gestrüpp zerrte an ihrem dicken Wollkleid, als sie hindurchzubrechen versuchte. Der Wald stand hier dicht, wie überall am Bach entlang, und als sie endlich die Stelle erreichte, an der es flacher hinabging, war sie völlig ermattet. Trotzdem trieb sie sich weiter voran. Die ganze Zeit tönte ihr Ragalds Jammern in den Ohren, voller Todesangst. Sie stellte sich vor, es wäre ihr kleiner Bruder Wulf, der auf dem Eis lag. Es hätte ihm auch ähnlich gesehen, sich so in Schwierigkeiten zu bringen.

Schritt für Schritt tastete sie sich den flacheren Teil der Böschung hinunter, bis sie schließlich um die Biegung kam und Ragald sah. Der Junge hatte sich nicht bewegt und mühte sich noch immer, so leise wie möglich zu schluchzen. „Ich bin da“, sagte sie, während sie beide Hände auf einen Felsen stützte und sich daran vorbeidrückte. „Ganz ruhig. Ich bin doch da.“

Sie kniete sich ans Ufer, zwei Schritte von ihm entfernt, und brach von einer jungen Weide einen Zweig ab, den sie ihm hinhielt. Ein spitzer Stein drückte ihr ins Knie, und die Kälte des gefrorenen Bodens drang durch die Fußlappen, doch sie blieb, wo sie war. Ragald fasste den Zweig, aber sobald sie zu ziehen begann, brach er ab.

„Tausend Schatten!“, fuhr es ihr halblaut, während sie den Zweig von sich warf und sich hektisch umsah. Sie griff nach dem dicksten Ast der Weide, an den sie heranreichte, und zog daran, doch sie konnte ihn nicht brechen, nur ein wenig biegen. Es wurde immer dunkler.

Als sie sich mit ihrem ganzen Gewicht an den Ast hängte, beugte sich sein Ende direkt vor Ragalds Händen bis auf die Eisfläche hinunter. Ragald griff zu.

„Ja, gut so“, ermunterte sie ihn und ließ vorsichtig los. Der Ast hob den Jungen wie von selbst ein Stück weit an, und Ragald kam vorsichtig auf die Füße. Das Eis knirschte unter seinem Gewicht, aber noch hielt es.

„Zieh dich an dem Ast hoch“, sagte sie und ließ ganz los, um sich dem Jungen entgegenzurecken. Der Junge gehorchte und zog sich, eine Hand nach der anderen, in die Höhe. Nur noch seine Zehenspitzen berührten das Eis, den größten Teil seines Gewichts trug nun die Weide. Das Mädchen hielt ihm die Hand entgegen.

Eine qualvolle Ewigkeit verging, bis er nah genug ans Ufer gekommen war, um sie zu ergreifen. Gunid zog ihn mit einem Ruck zu sich heran, und im nächsten Augenblick lag er heulend an ihrer Schulter und klammerte sich an sie. „Ganz ruhig“, sagte sie und kralte

die schwarzen Locken unter seiner verrutschten Mütze. „Ganz ruhig.“ Er war wirklich nicht anders als Wulf.

Der letzte Streifen Licht verging, als sie Hand in Hand aus dem Wald heraustraten. Über ihnen, hoch oben auf dem Hügel, wimmelten Lichter auf den Mauern der Burg, und vor ihnen, nur einige hundert Schritte entfernt, kamen ihnen eher noch mehr Lichter entgegengetanzt.

„Warum bist du eigentlich weggelaufen?“, fragte sie ihn.

Seine kleine Hand in dem gefütterten Fäustling drückte ihre. „Verrätst du es auch niemandem?“

Sie lächelte beruhigend auf ihn hinab. „Natürlich nicht. Ich sag’ kein Wort.“

„Versprochen?“

Sie hob die freie Hand. „Hoch und heilig versprochen.“

Die Lichter kamen näher. Ragald schluckte und sah aus großen Augen zu ihr herauf.

„Ich hab’ gesehen, wie du in die Burg gekommen bist“, stieß er, noch immer etwas weinerlich, hervor. „Und ich hatte Angst vor dir.“

Gunid blieb stehen und starrte ungläubig auf ihn herab. Jederzeit sonst hätte sie losgelacht, doch nach dem, was sie gerade mit ihm durchgemacht hatte, war ihr nicht danach.

„Das brauchst du nicht“, sagte sie stattdessen und ergriff ihn feierlich bei beiden Schultern. „Hörst du? Du brauchst keine Angst vor mir zu haben.“

Der verheulte kleine Junge lächelte sie schüchtern an. Im nächsten Moment waren sie von Fackellicht und Erwachsenen umgeben, die sich besorgt bei ihrem jungen Herrn erkundigten, ob ihm etwas geschehen sei.



Kapitel 2

Sie war vierzehn, er war zwölf, als seine Zeit als Page endete und seine Ausbildung zum Ritter begann.

Es war eine unbeschwerte Zeit gewesen seit jenem Abend im Winter. Ragald, das wurde ihr schnell klar, war ohne Mutter oder Geschwister aufgewachsen und entsprechend einsam. Die Kinder des Gesindes oben auf der Burg behandelten ihn als hohen Herrn, und er hatte es schwer gehabt, Spielkameraden zu finden.

Sie fand schnell Gefallen daran, sich mit ihm zu treffen und ihm beizubringen, wie ein Kind aus dem Volk einfach herumzutollen. Sie rannte mit ihm über die Hügel, kletterte mit ihm auf Bäume, balgte sich mit ihm, und bald schon musste sie den anderen Kindern im Dorf öfters was auf die Nase geben, die sie als „Rittersbraut“ zu verspotten begannen. Besonders Wulf tat sich hier als Schandmaul hervor, was ihn allerdings nicht daran hinderte, mit Gunid und ihrem neuen Freund gemeinsam die Gegend unsicher zu machen.

Trotzdem gab es Gelegenheiten, zu denen sich Ragald mit ihr allein treffen wollte, und heute war einer dieser Tage. Gunid stand am Schrein der Vesas, die Ellbogen auf den Opferbalken gestützt und das Kinn auf die Hände, und betrachtete versonnen das Standbild der Göttin. Ein kleines Dach, auf dem sich allmählich das Herbstlaub zu sammeln begann, schützte die geschnitzte Figur vor Wind und Wetter. Seltsam, dachte sie wieder mal, dass die Herrin des Regens und der Nebel ein Dach über dem Kopf brauchte, doch ihre Gedanken trieben schnell weiter. Sie blickte der Göttin ins Gesicht, das von der Kapuze ihres wallenden Mantels halb verhüllt war, und fragte sie stumm, ob wohl Baragor, der große, muskulöse Gehilfe des Schmieds, mit ihr zum nächsten Scheunentanz gehen würde.

„Gunid!“

Sie schrak aus ihrem Tagtraum auf und fuhr herum, dass ihre beiden braunen Zöpfe flogen. Ragald kam auf sie zu, und er rannte. Von der Feier zu seiner Erhebung in den Knappenstand war er noch immer herausgeputzt, doch es schien ihm gleichgültig zu sein, dass er den neuen, goldgelben Wappenrock mit dem schwarzen Raben auf der Brust und die guten, blauen Hosen verstaubte und verschwitzte. Sie hatte ihn selten so aufgereggt erlebt und noch nie mit einem solchen leuchtenden Lächeln.

„Was ist denn –“, begann sie, als er sie erreichte, doch er nahm sofort ihre Hände und sprudelte hervor: „Gunid, ich muss dir unbedingt etwas zeigen, es ist wundervoll! Komm mit!“ Er ergriff ihr Handgelenk und zog sie regelrecht hinter sich her.

Lachend folgte sie. „He, mein Kleiner, was ist denn mit dir los?“, fragte sie. Statt einer Antwort warf er nur kurz mit verschwörerischem Lächeln einen Blick über die Schulter. Sie verdrehte die Augen. Wenn Jungen schon mal versuchten, geheimnisvoll zu tun!

Ohne Widerstand ließ sie sich von ihm zur Burg ziehen. Er war immer noch kleiner als sie, aber nur um wenige Fingerbreit, und ihr an Kraft inzwischen fast ebenbürtig. Ihre letzte Rangelei lag nun schon einige Zeit zurück, und sie hatte sich anständig ins Zeug legen müssen, um ihn niederzuringen.

Wie immer liefen sie, anstatt zum Haupttor, zu dem kleinen Seitenausgang, den er damals benutzt hatte, als er – wie sie sich immer noch mit einem Schmunzeln erinnerte – vor ihr geflohen war. Quietschend schwang die Tür nach außen, und Hühner stoben vor ihnen auf, als sie den Burghof betraten. Niemand beachtete sie, als sie an der Mauer entlang zum Eckturm hasteten. Gunid war auf der Burg bekannt, und im übrigen sah sie mit ihrem braunen Kittel, der weißen Schürze und dem Kopftuch aus wie eine beliebige Magd aus dem Gesinde.

Seine Stiefel polterten die hölzernen Stufen ungeduldig hinauf. Er hatte sie schon einmal hierher mitgenommen, erinnerte sie sich. Es war lange her gewesen, aber allmählich dämmerte ihr, wohin er sie führen wollte. Auf dem zweitobersten Treppenabsatz liefen sie beinahe eine ältere Magd über den Haufen. Ihr Schimpfen mischte sich mit dem Klimpern des Schlüsselbundes, den Ragald vor der obersten Tür so aufgeregt aus dem Gürtelbeutel zog, dass er ihn beinahe fallen ließ. Nach einigem Nesteln aber hatte er den Schlüssel im Schloss, drehte ihn mit einigen Rucken um, holte tief Luft – und öffnete die Tür langsam und ruhig.

Aus dem Raum drang eine stechende Mischung von Gerüchen. Ragald schritt zwischen zwei Reihen von Boxen entlang, solchen für Pferde nicht unähnlich, aber mit Gittertüren vom Boden bis zur Decke versehen. In jeder spannte sich eine Querstange zwischen den Wänden, und in dem Sand, der den Boden bedeckte, befanden sich jeweils ein hölzerner Block und eine flache Wasserschale. Im Augenblick waren sie verwaist, doch ein lang gezogenes Kreischen von der offenen Falltür im Dach her, durch die ein Strahl Sonnenlicht hereinfiel, verriet, wo sich die Bewohner aufhielten. Im Vorbeigehen nahm Ragald einen Falknerhandschuh aus dickem, steifem Leder von einem Haken an einem der Deckenbalken, trat an die Leiter und stieg zur Turmplattform hinauf.

Sobald auch Gunid den Kopf ins Freie hinausstreckte, fand sie sich von Greifvögeln umgeben. In der Falknerei, daran erinnerte sie sich, wurden die edlen Tiere nur Nachts untergebracht, wenn sie schliefen. Den Tag verbrachten sie hier draußen auf der Turmplattform, die Läufe mit Lederriemen locker an die runden Blöcke gebunden, auf denen sie saßen, wenn sie nicht gerade zum Fliegen hinausgeführt wurden. Von seinem Platz neben der Falltür her musterte ein Wanderfalke sie aus drohend schwarzen Augen. Neben ihm hatte sich ein großer, schwarzbrauner Königsadler in den Schatten des kleinen Daches zurückgezogen, wie es bei jedem der Blöcke in Reichweite der Riemen aufgestellt

war. Gegenüber klappte ein Habicht den Schnabel auf und zu, und auf dem Block daneben putzte ein zweiter sein Gefieder.

Eingeschüchtert blieb Gunid neben der Falltür stehen, während Ragald so selbstverständlich zwischen den Raubvögeln dahinschritt, wie sie den Schafspferch ihrer Eltern betrat. Es gab nicht viel, was ihr Angst einjagte, doch ein Blick auf die Krallen dieser Vögel genügte, um ihr das Herz bis zum Hals schlagen zu lassen. Nicht, dass sie es ihrem jungen Freund gegenüber jemals zugegeben hätte.

Ragald streifte den Falknerhandschuh über und trat an einen der Blöcke heran. Der Vogel darauf ließ noch einmal das Kreischen ertönen, das ihnen schon unten in der Falknerei entgegengeschollen war. Er war kleiner als die anderen Greifvögel, rötlich-braun gefiedert, und als der Junge seine Fußriemen löste, hüpfte ihm das Tier sofort auf den Handschuh.

Gunid ertappte sich dabei, dass sie krampfhaft mit einer Hand die hochgeklappte Falltür umklammert hielt, als Ragald mit dem Tier auf der Hand zu ihr zurückkam. Angstvoll beobachtete sie, wie sich der schwarz-gelbe Schnabel, spitz wie ein Krummdolch, dem Gesicht ihres Freundes näherte. Um so verblüffter beobachtete sie, wie der Raubvogel seinen Kopf an Ragalds Wange schmiegte.

„Gunid“, strahlte der Junge, atemlos vor Glück und von der Hatz den Turm herauf, „das ist Lif.“

Gunid zwang sich, den Griff um die Falltür ein wenig zu lockern. „Lif?“

Ragald nickte. Noch einmal rieb der Greifvogel seinen Kopf am Hals des Jungen. „Vater hat ihn mir geschenkt. Zur Erhebung in den Knappenstand. Mein erster eigener Vogel. Verstehst du? Mein erster eigener Vogel!“

Sie vermied es, ängstliche Seitenblicke auf die anderen Tiere zu werfen, und rang sich ein Lächeln und ein Nicken ab. Ehe sie noch etwas sagen konnte, hatte Ragald schon den Handschuh mitsamt Vogel abgestreift und hielt ihn ihr hin. „Hier, nimm ihn mal.“

Ihr Blick ging ungläubig zwischen dem Raubtier auf Armeslänge vor sich und ihrem jungen Freund hin und her. „Ich soll –?“

Ihr Zögern schien ihn zu sich zu bringen. Allmählich schwand der Eifer aus seinem Gesicht, und er musterte sie mit wachsender Verwirrung.

„Er tut dir nichts“, begann er schließlich. „Er ist ganz zahm, siehst du?“ Sein Finger ging zum Brustgefieder und kraulte Lif unterhalb des Schnabels. Der Vogel spreizte in sichtlichem Behagen die Flügel.

Sie holte tief Luft und hielt ihm die Hand hin. „Ich habe gar keine Angst ...“, murmelte sie, wenig überzeugend.

Er streifte ihr den Handschuh über. Gunid wappnete sich gegen das Gewicht des Vogels und staunte, wie leicht er wog. Die dunklen Augen und der Schnabel waren jetzt nur noch eine Handspanne vor ihrem Gesicht.

„Er ist ein Bronzebussard“, erklärte ihr Ragald stolz. „Aus den Steppen südlich des Akkaral.“

„Die Steppen? Ist das nicht da, wo die Flotte der Jattar zuletzt gelandet ist und alles gebrandschatzt hat?“ Sie war froh, für einen Moment ein anderes Gesprächsthema zu finden. Er nickte.

„Ja, genau. Vater sagt, die Steppenleute hätten den Jattar Tribut angeboten, darunter hunderte dieser Vögel.“ Wieder streichelte er Lif am Kinn.

„Und was geschah?“ Noch immer vermied sie es, den Vogel anzusehen.

Ragald hob die Schultern. „Den Jattar war es egal. Städte, Dörfer, Tempel, sogar die Zeltlager der Nomaden, angeblich haben sie alles niedergebrannt.“

Lif trat von einer Klaue auf die andere und zwang so ihre Aufmerksamkeit wieder zu sich her. Sein Schnabel senkte sich, und sie gewann den Eindruck, er schnuppere an ihrem Arm. Als sie vorsichtig den Handschuh hob, blickte ihr der Vogel gerade ins Gesicht. Sie schloss die Augen, nahm all ihren Mut zusammen und hob langsam den zitternden Finger der anderen Hand seiner Brust entgegen. Nachdem sie sein Gefieder berührt hatte und ihr Finger immer noch an ihrer Hand hing, ließ sie seufzend den angehaltenen Atem entweichen. Lif spreizte die Flügel.

„Er mag dich.“ Ragald strahlte, und sie fasste sich ein Herz und streichelte den Vogel weiter. „Ein schönes Tier“, sagte sie, doch es klang ihr in den eigenen Ohren immer noch kläglich.

Als sie den Turm wieder verließen, verbrachte sie den halben Weg die Treppe hinab damit, ihm zu beteuern, dass sie nie vor irgendeinem dieser Vögel Angst gehabt hatte.

Sie sahen sich nun seltener, was nicht nur daran lag, dass Ragalds Ausbildung ihn in Anspruch nahm. Wie es der Brauch forderte, beherbergte Ritter Adolar auf seiner Burg stets eine Handvoll Knappen, die bei ihm und seinem Waffenmeister das Kriegshandwerk erlernten. Nun, da Ragald endlich in ihr Alter aufgerückt war, hatte er plötzlich auch Kameraden auf der Burg.

Nicht, dass er Gunid allzu sehr fehlte. Während Ragald lernte, mit Schwert, Speiß und Schild umzugehen, war sie neben ihrer Arbeit auf dem Hof viel zu beschäftigt mit ihren ersten Erfahrungen, Verehrer abzuweisen ... oder zumindest eine Weile zappeln zu lassen. Es dauerte nicht lange, bis sie die Heuschober im Dorf auf besondere Weise zu schätzen lernte.

Dennoch verbrachte sie immer noch viel Zeit mit ihrem kleinen Freund, der ihr mittlerweile über den Kopf wuchs. Ihre Angst vor Lif verlor sich allmählich, und zusammen mit Ragald und seinem Vogel auf die Beizjagd zu gehen, wurde ihr zur willkommenen Gelegenheit, auf andere Gedanken zu kommen, wann immer ein Stelldichein mit einem der Burschen aus dem Dorf weniger angenehm verlaufen war als erhofft. Die erlegten Kaninchen und Schnepfen, die Gunid von diesen Ausflügen mit nach Hause brachte, nahm ihre Mutter zwar mit einem Stirnrunzeln entgegen, schien aber über das zusätzliche Fleisch im Topf nicht ernsthaft unglücklich; vor allem, wo die Erträge aus Feld und Vieh immer knapper wurden, je mehr der Männer des Dorfes in den Krieg zogen.

„Noch vor einem Jahr haben wir kaum gewusst, dass es überhaupt einen König gibt“, mampfte Wulf. „Mittlerweile raubt er uns jedes Paar Hände für die Ernte.“

„Jedes Paar Hände.“ Gunid schüttelte den Kopf. „Du übertreibst mal wieder maßlos.“ Mit einem Stück Brot tunkte sie den Rest Eintopf in ihrer Schale auf.

„Du übertreibst mal wieder maßlos“, äffte er sie näselnd nach. „Fehlt uns Tirak, oder fehlt uns Tirak?“

„Pff! Das sagst du doch nur, weil du endlich mal selber ordentlich anpacken musst, du fauler Sack!“

Im Herdfeuer zischte es. Anscheinend war der Regen endlich durch den undichten Schornsteinaufsatz gesickert.

„Tirak fehlt an allen Ecken und Enden“, warf Mutter ernst ein. Das Feuer zeichnete die Furchen in ihrem Gesicht mit tiefen Schatten nach, die sie unendlich alt aussehen ließen. „Und Godrich und Witha sind kein Ersatz für einen erfahrenen Knecht. Im Grunde macht Vater jetzt alles allein.“

„Ist er darum immer so schlecht gelaunt in letzter Zeit?“, fragte Gunid und rieb sich versonnen die Wange.

„Auch.“ Mutter erhob sich und nahm ihr die leere Schale ab.

„Auch?“ Wulf mochte ein Quälgeist sein, doch er besaß einen wachen Verstand.

„Ich meine, ja“, verbesserte sich Mutter hastig. „Ja, er ist schlecht gelaunt, einfach weil er jeden Tag todmüde vom Feld kommt. Möchtest du noch etwas?“

Mit einem Kopfschütteln schob Wulf ihr die leere Schale hin und musterte Mutter aus nussbraunen Augen, die sehr denen seiner Schwester glichen. „Was ist es noch?“

Mutter stellte die Schalen ineinander und brachte sie zu dem Zuber bei der Herdstelle hinüber. Der prasselnde Regen vor dem Fensterladen tränkte das Schweigen.

„Er macht sich Sorgen, nicht wahr?“, bohrte Wulf nach. „Wegen der Jattar.“

„Ach, Wulf, deutete doch nicht wieder jedes meiner Worte wie ein Omen der Vesas!“ Es plätscherte und klirrte leise, als sie die Schalen im Zuber versenkte. „Er ist häufig müde. Schluss, aus! Und ihm fehlt Tirak, nicht nur als Knecht, sondern einfach, weil er Tirak ist. Die beiden waren schon Freunde, als sie nicht einmal halb so viele Sommer zählten wie du jetzt.“

Gunid reckte sich und lehnte sich gegen den Balken in ihrem Rücken. Aus dem Schornstein fuhr ein Windstoß in die Feuerstelle und ließ kleine Funkenteufel tanzen.

4Gunid lag im Gras und versuchte mit der einen Hand, den Zopf zu bändigen, den sie sich wie eine Krone um Stirn und Schläfen drapiert hatte und der sich immer wieder selbstständig machen wollte. Auf ihren anderen Arm hatte Ragald den Kopf gebettet und plauderte über das Leben, das ihn auf Burg Havegard erwartete. Er war gerade in dem Alter, in dem seine Stimme manchmal quietschend die Höhe wechselte, und so sprach er mal im hellen Ton des Jungen, mal mit einer hörbar tieferen Stimme, die fast schon nach der eines Erwachsenen klang. Heute trug er nur ein leinenes Hemd, grob gewebte Hosen und keine Schuhe. Die vergangenen Wochen der Waffenübungen im Freien hatten ihm die vornehme Blässe ausgetrieben und Gesicht, Arme und Beine gebräunt. Wäre nicht der Glanz seines schwarzen Lockenschopfes gewesen, man hätte ihn für einen einfachen Knecht halten können.

„Es heißt, der Baron habe sogar einen Hofzauberer“, erzählte Ragald in seinem hohen Ton, träge von der Hitze, und wedelte mit der Hand, um einen Schmetterling von seiner Nase zu verscheuchen. „Einen alten Mann, der die Zukunft aus den Sternen deutet und Karten zeichnet.“

„Was für Karten?“

„Landkarten.“ Er drehte den Kopf, und als sie ihn immer noch nur verständnislos anblickte, setzte er an: „Bilder davon, wie die Welt aus der Luft aussieht. So, als würde man sie von einem hohen Berg aus betrachten.“

„Von welchem?“

Ragald lachte, und seine Stimme wurde tief. „Von keinem richtigen Berg. Er zeichnet nur so, wie die Welt aussähe, wenn – He!“ Sie hatte ihn mit einem Finger in die Seite gepiekt und bedachte ihn mit einem gespielt bösen Blick. „Mach dich nicht über mich lustig!“

„Tu ich doch gar nicht“, kiekste er weiter, und ehe er sich versah, hatte sie ihn von ihrem Arm geschubst und fing an, ihn zu kitzeln. „Es gehört sich nicht für einen Edelmann, sich über eine arme Hörige lustig zu machen, hörst du?“

Für einen kurzen Augenblick wand er sich gackernd unter ihren Fingern, dann hatte er plötzlich ihr Handgelenk umfasst und drückte sie mit der anderen Hand von sich weg. Der Zopf fiel ihr von der Stirn, und sie schlenkerte den Kopf, um ihn sich aus dem Gesicht zu werfen. Im Nu fingen sie wieder an zu raufen, wie sie es schon eine Ewigkeit nicht mehr getan hatten, und stachelten einander mit Neckereien zwischen den Atemzügen weiter an.

Es war wie früher und zugleich völlig anders. Seine Kraft überraschte sie, und in jeder seiner Bewegungen machte sich bemerkbar, dass er in letzter Zeit kaum noch etwas anderes tat, als sich im Kampf zu üben. Wo sie ihm früher an Schnelligkeit voraus gewesen war, kam er ihr nun mit knappen, gezielten Bewegungen mühelos zuvor. Ihr letzter Vorteil schien darin zu bestehen, dass er von seiner neuen Überlegenheit genauso überrumpelt schien wie sie. Dennoch war er bald über ihr, drückte ihr beide Arme zu Boden und grinste sie an. „Ergibst du dich?“ Seine Stimme klang tief und männlich.

„Niemals, mein Kleiner!“, lachte sie und strampelte und stemmte die Beine gegen den Boden in dem Bemühen, ihn abzuwerfen. Umsonst. Er wechselte den Griff, und selbst mit einer Hand war er noch stark genug, ihre beiden Hände zu halten, während er mit der anderen über ihre Seite fuhr und ihr das Kitzeln heimzahlte. „Hör auf!“, quietschte sie. „Hör auf! Ich gebe auf! Du hast gewonnen! Geh runter von mir! Ich krieg’ keine Luft! Ich krieg’ keine Luft!“ Immer noch kichernd und japsend, den Blick von Lachtränen verschleiert, sah sie ihm in die Augen, deren Blau ihr einen endlosen Moment lang viel zu nahe war. Auf ihrer Brust lag noch ein anderes Gewicht als bloß sein Körper. Warm spürte sie seinen Atem auf der Wange, sie sah sein Lächeln, in dem noch etwas anderes zu liegen schien als der Triumph, sie besiegt zu haben, und ein seltsamer Schauer rann ihr durch alle Glieder.

Dann ließ er sie los, richtete sich mit einem Ruck und einem hellen Jauchzen auf, und die Welt fiel dahin zurück, wo sie hingehörte.

Zwischen ihren Begegnungen vergingen nun oft Monate. Gunids Tage waren ausgefüllt mit der Arbeit auf dem Hof, mit dem geselligen Leben im Dorf und mit den Aufmerksamkeiten von Jarugal, dem ältesten Sohn des Holzfällers, der scheinbar ernsteres im Sinn hatte als ein paar schöne Stunden im Stroh.

Lirin meinte dazu nur schnippisch, Gunid könne froh sein, dass sie noch einen von denen abbekommen hatte, die nicht in den Krieg gezogen waren. Die Felder hatten sich inzwischen spürbar geleert, und dass nun auch weniger Mäuler zu stopfen waren, wog den Verlust an zupackenden Händen kaum auf. Dennoch fand Gunid Lirins Bemerkung überflüssig. Niemand brauchte ihr zu sagen, dass sie froh sein konnte: Sie genoss die Zeit mit Jarugal, dessen bodenständiges Wesen selbst von ihrem Temperament nicht aus der Ruhe zu bringen war.

Doch zu den seltenen Gelegenheiten, bei denen sie nichts zu tun und niemanden um sich hatte, vermisste sie Ragald und die Jagdausflüge mit ihm und Lif. Um so größer war ihre Freude, wenn er für einige Tage nach Hause kam und sich stets mindestens einen dieser Tage Zeit für sie nahm.

Jarugal hielt sich nicht damit zurück, ihr ruhig, aber bestimmt zu sagen, wie wenig ihm diese Treffen gefielen. Keine Beteuerung ihrerseits, dass sie und „ihr Kleiner“ nur Freunde waren, und kein Spott über seine Eifersucht konnte an diesen Tagen seinen Groll besänftigen. Jarugal wurde erst wieder zugänglicher, sobald sich der Sohn des Ritters und sein Gefolge gen Havegard entfernt hatten und Gunid nach ein paar Tagen aufhörte, von ihm zu reden.

Sie war neunzehn, er war siebzehn, als ihr auffiel, dass er kein Knabe mehr war.

Kapitel 3

Wieder stand hoher Besuch ins Haus, und wieder hatte Ritter Adolar einen Großteil des Dorfes zur Fron eingezogen. So sehr die Dorfbewohner über die Mehrarbeit murrten, so dankbar waren sie zugleich für das Schauspiel, das der Adel ihnen bieten würde. Das vergangene Jahr hatte dem Dorf viel abverlangt. Viele der gesunden, kräftigen Männer waren bereits ins Heer eingezogen, und schon von einigen war die Nachricht eingetroffen, dass sie nicht zurückkehren würden. Allen diesen Opfern zum Trotz, so hieß es, rückten die Jattar stetig nach Norden vor, und eines der Heerlager, in denen König Halrik seine Truppen zu ihrer Abwehr sammelte, befand sich kaum eine Handvoll Tagesmärsche weit im Westen. Gerüchte von plündernden Banden machten im Dorf die Runde, und auch von bösen Geistern war die Rede, die die Jattar ins Land eingeschleppt hatten und die nun des Nachts durch die Wälder streiften.

In diesen Tagen war das Volk über jede Ablenkung froh, und eine bessere Ablenkung als ein prächtiges Fest des Adels mit Tanz und Turnier konnte sich niemand denken. Edelleute aus allen umliegenden Ländereien kamen zusammen, um dem Ereignis beizuwohnen, wenn Ragald aus der Baronie Havegard zurückkam und seine Braut heimführte.

Diesmal würde der Empfang im Freien stattfinden. Die Bäume rund um die Burg standen in voller Blüte und ließen selbst die farbenfrohen Wimpel und Pavillons bescheiden aussehen. Warme Winde aus dem Süden jagten ausgefranzte Wolken vor sich her, sodass die Wiese unterhalb der Burg, auf der das Turnier stattfinden sollte, im raschen Wechsel in Sonnenlicht und Schatten getaucht wurde. Von den Fahnenmasten, von der Umzäunung des Kampfplatzes, von der halb aufgebauten Tribüne, überallher dröhnte Hämmern und Klopfen.

„Wulf!“, rief Gunid im Vorbeigehen. „Hör auf zu schäkern, und bring Sigoras endlich die Bretter!“ Ihr Kinn scheuerte über das Eimerjoch auf ihren Schultern, als sie mit dem Kopf

zur Tribüne hinüberwies. Die junge Izra, eben noch mit Wulf ins Gespräch vertieft, errötete, nahm den Korb mit den Girlanden auf und hastete davon.

Mit grimmiger Miene kam Wulf auf Gunid zu und verstellte ihr den Weg. „Schwesterherz“, grollte er, „nur weil deine eigene Hochzeit geplatzt ist, mußt du noch lange nicht allen anderen jeden Spaß verderben!“ Sie und Jarugal hatten ihre Verlobung gelöst, nachdem ihnen schon nach der Hälfte des rituellen Probejahres keine anderen Kosenamen mehr füreinander in den Sinn gekommen waren als „Klotz“ und „Biest“.

„Und du könntest dich ruhig bis zum Fest gedulden, bevor du Izra den Hof machst“, gab sie schnippisch zurück. „Oder hast du Angst, dass sie dir wegläuft?“

„Gedul! Das sagt die Richtige!“

Statt einer Antwort drehte sich Gunid, um ihren Weg fortzusetzen, und zwang ihn so, dem herumschwingenden Joch auszuweichen. Obgleich er schnell zurücksprang, streifte ihn der baumelnde Eimer am Knie. Seine Schimpftirade tönte hinter ihr her, als sie schmunzelnd den Hügel hinabstieg.

Auf halbem Weg kam ihr die lange, schlaksige Gestalt von Heglaf entgegen, hinter sich zwei Ochsen, die einen Karren voller Mehlsäcke durch das Gras zogen. Als er sie erblickte, weitete ein Strahlen sein langes Gesicht. Gunid verdrehte im Gegenzug die Augen. Der Müllergeselle war ein gefälliger Bursche mit seinen tiefdunklen Augen und seinem wuscheligen, dunkelbraunen Schopf, doch seit er – etwas verspätet – den Reiz der Frauen entdeckt hatte, stieg er allem hinterher, was einen Rock trug und nicht rechtzeitig flüchten konnte. Nach der Abfuhr, die ihm Bine jüngst erteilt hatte, war nunmehr Gunid zur „einzigen Frau, die ihn verstand“ nachgerückt, und seine Aufmerksamkeit wurde ihr langsam peinlich. „Gunid!“, rief er in einem forschenden Ton, für den er zuvor tief Luft holen müssen.

„Grüß dich, Heglaf“, erwiderte sie und schickte sich an, ihm auszuweichen, doch er hielt zielstrebig auf sie zu. „Wie geht es dir?“

„Viel zu tun“, gab sie zurück und schlug einen Bogen um seine Ochsen ein. Er streckte den Arm aus und stieß ihr bei dem unbeholfenen Versuch, sie aufzuhalten, beinahe das Joch von der Schulter. „Du hast mir immer noch nicht gesagt, ob du auf dem Fest mit mir tanzen willst.“

„Frag mich auf dem Fest nochmal“, seufzte sie und trat an ihm vorbei. Bald hatte sie den Reitweg am Fuß des Burghügels erreicht und folgte seinem Verlauf, vorbei am Schrein der Vesas und ein gutes Stück weiter, bis sie in den Waldweg einbog, der zum Bach hinunterführte.

Das Zwitschern und Schelten der Waldvögel begleitete sie, während sie sicheren Fußes den unebenen Pfad hinabstieg. Sie dachte an Wulf, an Jarugal, an Heglaf und daran, dass sie

eine Zeit lang gern ihre Ruhe vor Männern hätte. Dann dachte sie an den Krieg, der schon so viele Männer verschlungen hatte, der stetig näherzurücken schien und den sie alle im Dorf so sehr zu verdrängen bemüht waren, dass er wie eine düstere Wolke allgegenwärtig war. Mit einem Ächzen hob sie sich am Ufer des Baches das Joch von den Schultern, ließ den ersten Eimer an seiner Schnur in das sonnenglitzernde Wasser hinab und suchte nach einem angenehmen Gedanken.

Der Wind trieb ihn an ihr Ohr, kaum dass sie die Schnüre wieder am Joch befestigt und sich auf den Rückweg begeben hatte. Weit entfernt ertönte ein Jagdhorn, fast sofort beantwortet von einer Fanfare oben auf der Burg, und erinnerte sie an den Anlass all der Arbeit, die sie sich machten. Ragald.

Sie musste lächeln, und unwillkürlich schritt sie schneller aus. Sie hatte oft an ihn gedacht, und die Aussicht, dass er seine Reisen beendet hatte, dass er nun wieder im Lehen bleiben und sie sich öfter treffen würden, stimmte sie froh. Das Horn musste seine Ankunft angekündigt haben. Wenn sie sich beeilte, würde sie ihn vielleicht noch einreiten sehen.

Sie war noch ein gutes Stück vom Waldrand entfernt, als sie oben auf dem Reitweg Bellen und das Klappern vieler Hufe vernahm. Noch mehr beeilte sie sich, aber als die Eimer ins Pendeln gerieten und ihr Inhalt in die Büsche zu schwappen drohte, setzte sie kurz entschlossen das Joch ab und lief ohne ihre Last das letzte Stück hinauf. Gerade rechtzeitig teilte sie die ersten Büsche, um zwischen den Bäumen die Reitgesellschaft an sich vorbeiziehen zu sehen.

Das erste, was sie erblickte, waren zwei Bewaffnete in Kettenhemden unter blauen Wappenröcken. Von der Lanze des einen flatterte ein blaues Banner mit einem silbernen Schwan, dem Wappen des Hauses Havegard. Jeder von ihnen saß auf einem leichtfüßigen Zelter und hatte an den Sattelknauf die Zügel eines bulligen Streitrosses gebunden, das hinderdrein trottete. Neben ihnen her führte ein Page ein Rudel edler Hunde über die Wiese, die kläffend an ihren Leinen zerrten. Hinter ihnen folgten zwei weitere berittene Waffenknechte, aus deren Pfeilköchern entspannte Langbögen ragten. Und hinter diesen wiederum ritten, prächtig gekleidet, Ragald und seine Braut.

Bei seinem Anblick erstarrte Gunid. Es war ihr, als sähe sie Ragald zum ersten Mal. Nie wäre ihr früher eingefallen, „ihren Kleinen“ als stattlich zu beschreiben, selbst dann nicht, als er sie bereits um einen halben Kopf überragte. Nie hätte sie seinen schlanken Wuchs als athletisch bezeichnet, nie waren ihr die wohlgeformten Waden aufgefallen, die er nun in den engen, schwarzen Reithosen zur Schau stellte, oder die kraftvollen Schultern, die das Auge selbst unter dem sich bauschenden, kobaltblauen Hemd erahnen konnte. Nie zuvor wäre ihr in den Sinn gekommen, sein glücklich lachendes Gesicht schön zu nennen.

Für einen Moment schloss sie überwältigt die Lider und schluckte ihren Herzschlag herab. Als sie die Augen wieder öffnete, wanderten sie unstedt über den Rest seiner Gestalt, über das blaue Barett mit der Pfauenfeder auf seinen schwarzen Locken, über das aufgenähte Wappen auf seiner Brust – den goldenen Schild mit dem schwarzen Raben des Hauses Adolar –, über das Langschwert an seiner Seite, über die Hand, die er zur Seite erhoben hielt und in der die zarten Finger seiner Braut ruhten.

Sie erschien, als wäre sie aus purem Licht geschaffen. An ihrem zierlichen Leib floss ein weißes Kleid mit silberbestickten Säumen herab und wehte so anmutig hinter ihr her, als sei es eins mit dem Wind. Einer Wolke aus gesponnenem Gold gleich, floss ihr Haar unter einer weißen und silbernen Kappe hervor. Gerade wandte sie das feine, bleiche Gesicht mit einem glücklichen Lächeln dem Mann an ihrer Seite zu, der ihre Hand hielt.

Dann waren sie vorbei, und alles, was Gunid noch sah, waren die Rücken zweier Edelleute und ihre Pferde, sein sandfarbener Falbe mit dem dunklen Fleck auf der Hinterhand, Seite an Seite mit dem Apfelschimmel der Dame. Die Bewaffneten, die ihnen folgten, verdeckten gleich darauf auch diesen Anblick. Kaum noch nahm sie die Packtiere wahr, die danach an ihr vorübertröteten, und die letzten berittenen Kämpfer der Nachhut. Irgendwo aus dem Zug heraus ertönte noch einmal über den Hufschlag hinweg das Jagdhorn, wieder beantwortet von der Fanfare auf der Burg. Im Wald, halb verborgen vom Unterholz, stand bebend und mit zugeschnürter Kehle Gunid, ballte die Fäuste, blickte den Reitern nach und kämpfte gegen das überwältigende Bedürfnis an, dem elfengleichen Geschöpf an Ragalds Seite die Augen auszukratzen.

„Wohl jeder Vater meint an einem solchen Tag, der glücklichste Mann seit Anbeginn der Zeit zu sein. Ich aber glaube aufrichtig, dass ich allen Grund dazu habe.“

Ritter Bernon Adolar bot einen Eindruck davon, welches Bild wohl sein Sohn nach einem halben Leben ständiger Kämpfe abgeben würde. Graue Strähnen durchwirkten seinen schwarzen Schopf, ein struppiger Vollbart verbarg mehr schlecht als recht einige Narben, und jede Gebärde, die seine Rede begleitete, schien mit einem kraftvollen Ruck einherzugehen. Wenngleich von eher schlanker Statur, besaß er doch einen Brustkorb, der das nachtblaue Wams schier sprengen wollte. Wenn er, so wie jetzt, vor dem Herzen die Faust ballte, fiel es nicht schwer, sich vorzustellen, dass er darin gerade eine Walnuss knackte. Von den vielen Gelegenheiten, bei denen seine Stimme Schlachtenlärm hatte übertönen müssen, war sie rau geworden, doch auch volltönend und laut.

„Jawohl, aus mir spricht durchaus der Stolz eines Adligen, der die Verbindung seines Hauses mit einem der vornehmsten dieses Landes verkündet. Noch viel mehr aber“ – mit diesen

Worten ließ er den Blick über das Geviert der Festtafel wandern – „spricht aus mir der Stolz des Vaters, der die Verlobung seines Sohnes mit einer Dame erleben darf, deren edle Abstammung von ihren Tugenden und ihrem Liebreiz noch übertroffen wird!“ Mit ausholender Gebärde deutete er auf das Geschöpf aus Weiß und Silber, das bescheiden die Augen niederschlug. Von den Herrschaften von Stand an der Tafel, aber auch von den umstehenden Gemeinen und Hörigen ertönten Jubel und Hochrufe.

Gunid ließ das Hackmesser auf die Schweinelende auf ihrem Brett niedersausen und presste grimmig die Lippen aufeinander.

„So lasst uns denn trinken“, rief der Ritter und erhob seinen Kelch. Der Wind griff nach seinem Haar, ließ die bunten Wimpel über seinem Kopf flattern und trieb den Schatten einer Wolke über den Festplatz. „Auf das Bündnis zwischen den Häusern Havegard und Adolar, noch mehr aber auf das Glück zweier junger Leute: auf Witlinde Havegard und auf meinen Sohn, Ragald Adolar! Ich bin gewiss“ – er sah nach oben – „dass in diesem Moment auch die Seele meiner Gemahlin Yville glücklich und stolz aus den Nebeln der Göttin auf ihren Sohn herablächelt. Möge Vesas diese Verbindung segnen!“

Von den Bänken erhob sich die farbenfrohe Schar der Edelleute in Samt, Seide und feinstem Leinen. Wieder erschollen Hochrufe, Kelche wurden dem Himmel entgegengereckt, und das einfache Volk klatschte stürmisch Beifall. Gunid lüpfte das Hackbrett an und schob mit dem Messer die abgeteilten Schnitzel auf eine Platte. Wulf, der den Grillrost im Auge behielt, versetzte ihr einen Remppler. „Bist du toll geworden?“ zischte er. „Du kannst doch nicht in diesem Moment weiter Fleisch hacken!“

„Die hohen Herrschaften werden gleich hungrig sein, oder nicht?“ Sie nahm aus dem Fass die nächste Schweinelende und legte sie sich vor, hielt aber mit dem Messer inne, als der Jubel wieder verstummte.

Ritter Adolar war über die Bank gestiegen und hinter Ragald und seine Braut getreten, die nach einigen leise gewechselten Worten jetzt ebenfalls von ihren Plätzen aufstanden. Feierlich nahm er zuerst die Hand des Mädchens, dann die seines Sohnes, legte sie ineinander und schloss die eigenen darum. „So höret!“, schallte seine Stimme über den Platz. „Von diesem Augenblick an sind im Angesicht der Vesas diese zwei Menschen, Witlinde Havegard und Ragald Adolar, einander versprochen. Mit dem heutigen Tag beginnt ihre Zeit der Probe, und so die Göttin diese Verbindung für würdig erachtet, werden auf den Tag genau in einem Jahr diese beiden Herzen miteinander vermählt werden!“

Es geht mich nichts an, sagte sich Gunid, und während um sie her Jubel aufbrandete, zerkleinerte sie mit zornigen Hieben die nächste Lende. Es geschieht in einer anderen Welt,

in der Welt der Edlen, weit entfernt, jenseits des Hackbretts. Der Wind drehte just in dem Moment, in dem Ragald von seinem Platz aufstand, um die Rede seines Vaters zu erwidern. Sonne und Schatten trieben über die Festwiese hinweg, und sie verstand kein Wort.

„Also, Gunid?“

Sie fuhr herum und hätte eigentlich erwartet, dass Heglaf vor ihrem Blick zurückzuckte, doch er bewies einmal mehr die erstaunliche Fähigkeit der Männer, über die Laune einer Frau vollkommen hinwegzusehen. „Hast du es dir überlegt?“

Gunid stöhnte. „Heglaf, entschuldige, aber mir ist heute nicht nach tanzen.“

Er zog eine Augenbraue hoch und setzte sein unwiderstehlichstes Lächeln auf. „Sicher?“

Sie verdrehte die Augen und wedelte mit dem Hackmesser. „Heglaf, lass’ mich gerade einfach in Ruhe, ja?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, griff sie wieder in das Fass mit dem Fleisch und begann, das nächste Stück zu zerkleinern. Sie atmete auf, als sie sich das nächste Mal umdrehte und er gegangen war.

Für den Rest des Vormittags gelang es ihr, sowohl Heglaf als auch Ragald aus dem Weg zu gehen. Als der junge Edle sich den Grillfeuern näherte, drückte sie einer verdutzten Jope das Messer in die Hand und lief zum Ausschank hinüber. Als er eine Weile später diese Richtung einschlug, ließ sie Humpen und Kelche ins Spülwasser sinken und schlich im Schutz der Pavillons zur Koppel, auf der die Pferde der Besucher standen. Als Heglaf sie dort erblickte, schnürte sie den Hafersack zu, mischte sich ins Festgeschehen und verbarg sich in der Menge.

Überall um sie her schwirrte die Sensation des Tages. „Witlinde“, schwärmten zwei Knappen, an denen sie sich vorbeidrückte. „Witlinde“, ergingen sich der Gehilfe des Schmieds und das Rudel seiner Kumpane in zotiger Huldigung. „Witlinde“, tuschelten Mädchen jeden Alters und übten sich darin, die vornehme Haltung nachzuahmen. Der Missklang dieses Namens verfolgte sie auf Schritt und Tritt.

Sackpfeifen, Flöten und Schellen spielten, und einmal erhaschte sie einen Blick auf die Dame Witlinde, die mit ihrem Bräutigam über die Tanzwiese schritt und sprang und sich drehte, dass ihr weißes Kleid in anmutigen Wellen umherwirbelte. Von den frühlingbunten Bäumen sank der Duft tausender Blüten herab und wollte Gunid schier ersticken. Grob stieß sie zwei junge Burschen auseinander, tauchte zwischen ihnen hindurch, rempelte sich einen Weg aus dem Getümmel frei und suchte die Einsamkeit.

Die Festwiese lag in der prallen Sonne, doch den Turnierplatz hatten sie auf der anderen Seite des Hügels eingerichtet, um die hitzigen Kampfspiele im Schatten der Burg abhalten zu können. Kaum jemand war in diesem Augenblick drüben, und so war dies der Ort, zu

dem es sie zog. Dort bekäme sie ihre Ruhe, ohne dass ihr jemand hätte vorwerfen können, sie habe während der Fron den Platz ihrer Arbeit verlassen. Auch der Turnierplatz gehörte zum Fest.

Sie ließ den Grillrauch hinter sich, Musik und Stimmengewirr blieben gedämpft in ihrem Rücken, und soeben passierte sie die letzten, abgeschiedenen Pavillons, als sie vor sich die Büsche sah, in denen sie vor so vielen Jahren die Fußstapfen eines kleinen, schwarzhaarigen Jungen gefunden hatte. Der Anblick brachte sie zum Stehen, als wäre sie vor eine Mauer gelaufen. Schwer atmend, verletzt und verwirrt, stand sie da und fragte sich, mit welcher Art Traum die Koblode des Waldes sie ihr halbes Leben lang genarrt hatten. Dann ertönte zu ihrer Rechten ein vertrautes Kreischen.

Neben einem blauen Pavillon standen Vogelbauer aufgebockt, große, stabile Käfige mit prächtigen Jagdvögeln, deren Kraft und Gewandtheit ihre Besitzer an diesem Tag noch in einer Flugschau vorführen würden. Sperber, Habichte, Wanderfalken, Bussarde, selbst ein gewaltiger Steinadler, sie alle hockten mehr oder weniger ruhig auf ihren Stangen und blickten sich um. Ein großer, schneeweißer Gerfalke thronte in dem Bauer im Zentrum und sah vornehm an der menschlichen Magd vorbei. Doch in dem Käfig direkt daneben reckte sich ein Bronzebussard in ihre Richtung und gab erneut seinen lang gezogenen Schrei von sich.

Lif war gewachsen in den Jahren, die er mit Ragald in Havegard verbracht hatte. Wie sein Herr hatte er sich von einem halbwüchsigen, verspielten Ding zu einem stattlichen Kämpen entwickelt. Sein Gefieder war dunkler geworden und zeigte nun ein tiefes Braun, über das rötlicher Glanz hinwegschimmerte, als die nächste Wolke davontrieb und die Sonne freigab. Und er hatte sie erkannt, daran bestand kein Zweifel. Gerade so, wie er sich ihr in seinem Käfig entgegenreckte und freudig die Flügel spreizte, hatte er sie immer begrüßt, wenn sie mit Ragald zur Beizjagd zusammengekommen war.

Was der Anblick des verlobten Paares nicht geschafft hatte, vollbrachte der Bussard. Tränen stiegen Gunid in Augen und Kehle empor, und mit geballten Fäusten lief sie weiter, stolperte blind den Hügelhang entlang, dem Turnierplatz zu. Es kümmerte sie nicht, dass sie nicht sah, wo sie hintrat, und dass ihr Dorn um Dorn in die bloßen Füße stach. Die enttäuschten Schreie des eingesperrten Vogels verfolgten sie bis in den Schatten der Tribüne.

Nach dem Mittag griff die Geschäftigkeit langsam auf diese Seite der Burg über. Allmählich fanden sich Knappen, Mägde und Knechte auf dem Turniengelände ein und begannen, die Spiele vorzubereiten. Ein älterer Diener fand Gunid im Gras sitzend und wollte sie an die

Arbeit scheuchen, hielt jedoch inne und lächelte verständnisvoll, als er gewahrte, dass sie noch immer damit zugange war, sich Dornen aus den Füßen zu ziehen.

Sobald auch die Festgesellschaft herüberzuströmen begann, tauchte sie in der plappernden Meute der Gemeinen und Hörigen unter, die sich ihre Plätze an der Absperrung des Kampfplatzes sicherten. Verkorkte Tonflaschen, Becher und Krüge machten die Runde, und als Jope ihr kichernd einen Kelch Brombeerwein hinhielt, nahm Gunid einen tiefen Zug. Einige Schlucke mehr linderten ihren Schmerz weit genug, dass sie es ertrug, sich umzusehen.

Die Gäste von Stand nahmen nach und nach ihre Plätze auf der Tribüne ein. Knappen und Pagen füllten die unteren Ränge, während sich Damen, Ritter und Barone in den oberen niederließen. Nach einer Weile strebte Ritter Adolar seiner Loge in der Mitte zu, wobei er bei jedem Rang stehen blieb und mit den Edlen, die ihn umringten, ein paar Worte wechselte. Gunids Blick ruhte hasserfüllt auf dem weißen und blonden Schemen hinter ihm.

Sie suchte nach Ragald, bis ihr einfiel, dass er wahrscheinlich zu den Turnierkämpfern gehören würde. Gewiss, dachte sie bitter, schließlich war er kein Junge mehr. Sie nahm einen weiteren Zug und hielt den Becher Jope hin, die im Schneidersitz neben ihr saß und die Tonflasche in ihrem Schoß hielt.

Ein Fanfarenstoß ertönte, und Applaus und Gejohle wurden laut, als eine Reihe von Pagen erschien und in die Kampffläche einzog. Jeder von ihnen trug ein glänzendes Etwas in den Händen, das Gunid erst bei näherem Hinsehen als einen Helm erkannte. Es waren fremdartige Metallschalen, die in einen glockenartig geschwungenen Genickschutz ausliefen und über deren Scheitel sich von der Stirn bis zum Nacken ein Kamm zog. Aus dem Nasenstück jedes einzelnen Helmes wuchs eine Verzierung empor, die vor der Stirn ausfächerte. Keine zwei dieser Verzierungen sahen gleich aus, wie Gunid deutlich erkennen konnte, als die Pagen in einer Reihe stehen blieben und ihre Last hoch über den Kopf hielten. So ähnelte die eine dieser Stirnplatten einem Fächer, die nächste hatte die Form einer Raute, wieder eine andere besaß zwei spitze Ohren und sollte wohl einen Wolfskopf darstellen. Die Rufe der Menge steigerten sich zu lautem Jubel.

„Seht her!“, erhob sich die Stimme des Wanderherolds, den Ritter Adolar für das Turnier in seinen Dienst genommen hatte, über das langsam abflauende Geschrei. „Diese Helme wurden von Rittern seiner Majestät, König Halrik des Vierten, in der Schlacht bei Lerdege erbeutet. Sie gehörten den verhassten Feinden unseres Landes, den blutrünstigen Bestien, die an unseren Küsten gelandet sind, um zu plündern und zu morden: den Jattar!“

Seine Worte stachelten die Menge zu zornigen Schreien an. Gunid nahm nur seufzend einen weiteren Schluck von ihrem Brombeerwein. In diesem Augenblick konnte ihr kaum etwas gleichgültiger sein als die Schlacht bei Lerdege, mit der, wenn die Gerüchte

stimmten, lediglich ein paar vereinte Herzöge den Vormarsch der Jattar um eine Tagesreise nach Westen abgedrängt hatten.

Der Herold fuhr in seiner Rede fort und drückte jedem der anwesenden Ritter, die zum heutigen Schauspiel diese Beutestücke ausgeliehen hatten, namentlich den Dank seines Herrn aus. Zu seinen Worten nahmen die Pagen ihre Prozession wieder auf und blieben an jeder der vier Seiten des Kampffeldes stehen, um ihre Trophäen erneut zu präsentieren. Schließlich traten sie zu den mannshohen Stangen, die knapp innerhalb der Umzäunung den Turnierplatz umgaben, setzten jeder davon einen der Helme auf und verließen in geordnetem Marsch das Feld.

Auf einen weiteren Fanfarenstoß hin ertönte Hufgeklapper, und Jubel schreckte Gunid aus dem Blick in ihren Becher empor, als sich über die Hügelkuppe ein farbenfrohes Dutzend gepanzerter Reiter näherte. Sie hatte schon begonnen, sich in den Schleiern, mit denen der Brombeerwein ihre Sinne umgab, sicher zu fühlen, und so überraschte es sie selbst, wie sehr ihr Herz zu rasen begann, als sie inmitten der Reiter Ragald erkannte. Er trug einen Wappenrock in leuchtendem Goldgelb, auf der Brust den Raben des Hauses Adolar, schwarz wie sein Haarschopf, von dem ihm der Schweiß vereinzelt Locken an die Stirn klebte. Sein Gesicht war von einer Kampfeslust erfüllt, die sie an seinen kindlichen Eifer zu früheren Zeiten erinnerte und ihr doch fremd und neu erschien. Das Kettengeflecht auf seinen Armen, der Helm unter seinem Ellbogen, die nietenbesetzten Handschuhe und Beinröhren glitzerten im Sonnenlicht wie das Spiel der Wellen auf dem Mühlteich.

Alle zugleich zügelten die Reiter ihre Pferde und blieben in breiter Front vor dem Einlass zum umzäunten Kampffeld stehen. Kaum hörte Gunid den tosenden Applaus der Menge oder die wohltönenden Worte des Herolds, der die Kämpen einen nach dem anderen vorstellte. Sie hatte stets die Schwärmerei anderer Mädchen belächelt, die sich Träumen von edlen Recken mit Rüstung und Schild hingegeben hatten, und nun konnte sie selbst den Blick nicht von ihrem jungen Freund wenden und gaffte ihn an, als sei er geradewegs aus einer solchen Träumerei herbeigeritten gekommen. Sein Blick wanderte über die Tribüne und die Volksmenge, und unwillkürlich duckte sie sich hinter den breiten Rücken von Baragor, der glücklicherweise schräg vor ihr saß. Sie atmete auf, als die Kämpen auf einen erneuten Fanfarenstoß hin ihre Helme aufsetzten und sich der Vorführung ihrer Kampfkunst widmeten.

Sie ritten in der Runde, den Schild erhoben, das Schwert gezogen, und demonstrierten die Beherrschung ihrer Pferde, bevor sie begannen, im Vorbeireiten die mit den feindlichen Helmen bekrönten Stangen zu enthaupten. Auf jeden Helm hin, der zu Boden fiel, stimmte die Menge Jubel an, und schon sprangen die ersten auf, um die Kämpen anzufeuern. Auch

Gunid musste sich bald erheben, um noch etwas sehen zu können, und damit ihr niemand auf die Hände trat.

Der letzte Helm war gefallen, und mit donnerndem Applaus feierten Volk und Edle die Reiter, als hätten sie soeben echten Jattar den Garaus gemacht. Gunids Blick folgte Ragald, wie er sein Pferd zur einen Seite des Kampfplatzes lenkte und sich mit der Hälfte der Reiter in einer Reihe aufstellte. Die andere Hälfte formierte sich gegenüber zu einer zweiten Reihe. Pagen liefen herbei und verteilten blaue Schärpen an Ragalds Reihe, rote an die andere.

„Und nun“, verkündete der Herold neben Ritter Adolar, „der Buhurt. Unsere Krieger werden ihre ganze Fertigkeit im Kampf zeigen. Die rote Mannschaft wird sich mit der blauen um den Sieg des heutigen Tages streiten.“

Tosender Jubel unterbrach seine Rede, und er hob lächelnd die Handflächen, zum Zeichen, dass wieder Stille einkehren sollte. Er fuhr darin fort, die Regeln zu erklären: Dass diejenige Mannschaft siegen würde, die als erste jeden ihrer Gegner aus dem Sattel gehoben hatte; dass überdies die anwesenden Edeldamen darüber urteilen würden, wie tapfer und ehrenhaft sich ein Kämpfer schlug, und dass sie mit ihrer Wertung einen Einzelnen zum Gesamtsieger des Buhurts küren würden; dass jeder der Kämpfer nun daran ginge, sich eine Dame zu erwählen, für deren Farben er streiten würde und die selbstverständlich von dieser richterlichen Funktion ausgenommen sei, da sie bei einem Sieg ihres Kämpfers an dessen Ehre teilhabe.

Gunid erbleichte. Aus dem Gewühl des Volkes heraus starrte sie Ragald an, der auf die Worte des Herolds hin zur Tribüne des Adels hinüberlächelte. Als sich der erste Reiter aus seiner Reihe löste und sein Pferd vor den Balkon der Edeldamen lenkte, drehte sie sich um und begann, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Sie brauchte nicht hinzusehen, um das Klatschen und Johlen um sich her zu deuten. Der Reiter hatte soeben sein Pfand von der Dame entgegengenommen.

„Gunid?“, drang plötzlich eine Stimme durch den Lärm, und sie blickte zur Seite. Heglaf stand kaum auf Armeshöhe von ihr entfernt und sah sie verwundert an. Sein Atem roch nach Bier. „Wo willst du hin?“

Der Herold rief den Namen des nächsten Kämpfers auf. Gunid erwiderte Heglafs Blick und wusste nicht, ob sie ihn anschnauzen oder losheulen sollte. Wieder erhob sich Jubel, und sie schüttelte mit verkniffener Miene den Kopf und versuchte, sich an Heglaf vorbeizudrücken.

„Ragald Adolar“, verkündete der Herold.

Gunid erstarrte. Wie unter Zwang drehte sie sich um, wandte langsam das Gesicht wieder dem Kampfplatz zu. Sie hatte sich bereits nach ziemlich weit hinten durchgearbeitet, und wäre die Wiese nicht abschüssig gewesen, sie hätte nur die Rücken der anderen Dorfbewohner gesehen.

So aber konnte sie über die Köpfe der Menge hinweg Ragald beobachten. Sein Pferd wurde verdeckt, doch von den Schultern an aufwärts war er sichtbar, wie er sich im Trott von Hufen der Tribüne näherte. Feierlich hob er sein Schwert der Loge entgegen, und unter ohrenbetäubendem Jubel erhob sich Witlinde Havegard und hängte ihm einen weißen Schal über die Klingenspitze.

Gunid schloss die Augen, presste die Lider so fest zusammen, dass sie schmerzten. Ein weiterer bedeutungsloser Name erscholl aus der Kehle des Herolds über den Platz. Heglafs Hand legte sich ihr leicht auf den Arm, und er sagte ihren Namen. Johlen tönte um sie her, Klatschen und Trampeln. Als sie die Lider endlich wieder hob, fühlte sie nichts als Kälte.

Über die Schulter hinweg sah sie Heglaf an, der sie verwirrt musterte. Noch immer ruhte seine Hand auf ihrem Arm. Sie fühlte sich warm an. Er sah wirklich nicht übel aus.

„Komm nach dem Fest zum Brunnen“, flüsterte sie, und fast sofort weitete ein begeistertes Lächeln seine Züge. Ohne ihm Gelegenheit zu einer Erwiderung zu geben, wandte sie sich ab und wühlte sich aus der Menge heraus.

Ragald reichte dem Pagen sein Schwert und nahm stattdessen die stumpfe Turnierwaffe in Empfang. Nach zwei prüfenden Hieben durch die Luft steckte er sie in die Scheide und wandte sich an Lennard zu seiner Linken. „Du übernimmst Josrik“, schlug er mit einer Kopfbewegung zur gegnerischen Reihe hin vor. „Ich kümmerge mich um Vagarron.“

„Wenn du meinst, du kommst an ihn ran, versuch dein Glück.“ Lennard streifte sich die blaue Schärpe über und hob den Kopf, um gleichmütig die rote Mannschaft zu mustern. „Ich wette meinen Falken, dass sie ihn zum Hauptmann gewählt haben. Sein Rücken wird besser gedeckt sein als der des Ephar selbst.“

„Lästere nicht die Götter, Bastard!“, grinste Ragald. „Schon gar nicht den Kriegsgott, kurz vor einem Waffengang!“

Lennard ließ ein freundschaftlich-spöttisches Lächeln aufblitzen. Er war der Spross einer Affäre seines Vaters mit einer Händlerstochter, und zum Zeichen seiner illegitimen Abstammung war das Wappen auf seinem weißen Rock mit einem Bastardfaden versehen, einem schwarzen Streifen, der sich von seiner linken Schulter durch das grüne Kleeblatt auf der Brust bis zur rechten Hüfte zog. Der Achtung, die ihm die anderen Edelknechte

entgegenbrachten, tat das keinen Abbruch. Lennards Vater hatte ihn gleich nach der Geburt anerkannt und ihm die vollwertige Ausbildung eines Edelmanns ermöglicht. Er würde in einigen Monaten in den Ritterstand erhoben werden, ebenso wie Ragald selbst und jeder der anderen Teilnehmer dieses Buhurt.

„Ephar hat ein dickes Fell“, gab Lennard zurück. „Und ein Buhurt ist kein Krieg, sondern ein Spiel. Bete lieber zu Vesas, dass du deiner Dame keine Schande machst.“ Er deutete auf den weißen Schal an Ragalds Gürtel.

Ragald sah zur Loge hinüber und hob lächelnd die Hand, als Witlinde ihm zuwinkte. Lennard beugte sich zu ihm hinüber. „Du hast unverschämtes Glück, das ist dir hoffentlich klar.“

Die Fanfare hinderte Ragald an einer Antwort. Er richtete sich im Sattel auf, um den letzten Worten des Herolds vor dem Waffengang zu lauschen. Ohne hinzusehen, nahm er seinen Helm von dem Pagen entgegen, der neben seinem Pferd stand.

Der Herold erläuterte die Regeln, die jeder der Adligen bereits im Schlaf beherrschte, die aber sicher den meisten Zuschauern aus dem einfachen Volk neu waren. Ragalds Blick schweifte ab zum Gedränge der Gemeinen und Hörigen, und er suchte nach Gunid, während der Herold erläuterte, was als unehrenhaftes oder besonders ehrenhaftes Verhalten im Kampf galt. Es verstimmte ihn, dass er sie nicht fand, doch es wunderte ihn nicht; das ganze Lehen musste zusammengekommen sein und alles nichtadelige Gefolge der Gäste dazu. Inmitten einer Menge von Hunderten konnte er sie leicht übersehen.

Er sah an der Reihe seiner Kameraden entlang. Hauptmann seiner Mannschaft war Palder Ugaval, der älteste und erfahrenste unter ihnen. Seine letzten Prüfungen zum Ritterschlag sollten schon im nächsten Monat stattfinden, und so Ephar ihm gewogen war und er bestand, würde er sofort danach zum königlichen Heer aufbrechen. Als Sohn eines Grafen – wenn auch erst an dritter oder vierter Stelle in der Erbfolge – bekäme er vermutlich auch sofort einen Offiziersposten. Das Wappen auf seinem Rock, der goldene Adler im grünen Feld des Hauses Ugaval, genoss hohes Ansehen im ganzen Norden.

Zum Abschluss seiner Erläuterungen hob der Herold die Stimme, und ein erneuter Fanfarenstoß zeigte an, dass es nun ernst wurde. Ragalds Herzschlag ging in verhaltenen Trab über. Zu seiner Linken verschwand Lennards verwegener, aschblonder Schopf unter der gefütterten Kapuze und dem Helm. Ragald ließ noch einmal den Blick über das Volk schweifen und zog sich gleichfalls die Kapuze über. Das Raunen der Menge, das Schnauben der Streitrösser, das Zwitschern der Vögel, alles wurde dumpf. Sobald er sich den Helm übergestülpt hatte und den Kinnriemen festzog, verstummte es ihm fast vollends in den Ohren.

Der Page reichte ihm seinen Schild. Ragald schob den Arm durch die Riemen und lächelte zu seinem Vater und Witlinde hinüber. Vater hob mit einem ermunternden Ruck die Faust, und Ragald zog das Schwert und salutierte ihm.

Er wandte seine Aufmerksamkeit der gegnerischen Reihe zu. Sein Herz beschleunigte seinen Trab. Sechs entschlossene Gesichter sahen ihm zwischen Helm und Kettengeflecht hervor entgegen, sechs bullige Streitrösser stampften ungeduldig mit den Hufen. Über sechs farbenfrohen Wappen hingen schräg die roten Schärpen der anderen Mannschaft. Alles Bastarde, ging es Ragald durch den Kopf, und grinsend warf er einen Blick auf seinen eigenen Rock. Die blaue Schärpe teilte den Raben auf seiner Brust in gleicher Weise.

„Bereit?“, erscholl die Stimme des Herolds, kräftig und klar, selbst durch Helm und Kapuze hindurch. Ragald hob das Schwert und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das schwarz und weiß geviertelte Wappen seines erkorenen Gegners, Vagarron. Sobald alle Kämpen die Schwerter emporgerecht hatten, ertönte die letzte Fanfare.

„Keil!“, brüllte Palder und preschte voran. Mit sorgfältig bemessener Verzögerung von kaum der Dauer eines Herzschlags folgten ihm nacheinander seine Kameraden. Ragald passte seinen Moment ab und stieß dem Tier die Fersen in die Flanken. Sein Streitross und sein Herz gingen zeitgleich in Galopp über.

Das kleine Turnierfeld bot ihnen beim Bilden der Formation keine Zeit, um Fehler auszugleichen. Anstatt eine halbe Länge hinter seinem rechten Nachbarn dahinzujagen, wie es der Keil erfordert hätte, lag Ragald immer noch fast mit ihm gleichauf, als sie mit der roten Mannschaft aufeinanderprallten. Vagarron hatte seine Männer als geschlossene Front voranstürmen lassen, an der sich der unordentliche Keil wirkungslos brach. Der Boden fiel unter Ragald zurück, als sein Ross mit einem anderen zusammenstieß und sich aus vollem Galopp heraus aufbäumte.

Mühelos hielt er sich im Sattel und hieß mit dem Druck seiner Knie das Pferd, sich aus dem Steigen heraus zu drehen. Wie von selbst schwang Ragalds Klinge herab und prallte auf einen gegnerischen Schild. Situationen wie diese waren seine besondere Stärke. Es gab bessere Schwertkämpfer und bessere Reiter, aber kaum jemanden, wie es einmal Waffenmeister Friel auf Burg Havegard bei einer Lehrstunde ausgedrückt hatte, „der im Sattel so viel Mist bauen und sich trotzdem oben halten konnte“.

„Linie!“, bellte Palders Stimme über das Johlen der Menge hinweg. „Linie!“ Ragald erhaschte aus dem Augenwinkel einen Blick auf das Grün und Gold von Palders Wappen und trieb sein Pferd zu einem Tänzeln, halb seitwärts, halb rückwärts, bis auf die Höhe seines Hauptmanns. Flüchtig strich sein Auge über die Volksmenge, die nun außer Rand und Band gegen den Zaun brandete und die Kämpfer aus voller Kehle anfeuerte. Gunid konnte er immer noch nirgends entdecken.

Nahezu zeitgleich gelang es der blauen und der roten Mannschaft, ihre Linien zu schließen, als sie auch schon wieder aufeinander eindrangten. „Voran!“, kam es wie mit einer Stimme

von Palder und Vagarron zugleich, und die kaum gewonnene Ordnung schien sich in ein Chaos von Leibern und blitzenden Klingen aufzulösen. Links vor sich sah er das Schwarz und Weiß von Vagarron. Ragald trieb sein Ross zu einem Satz nach vorn, doch sein Ausfall endete vor einem rot-goldenen Schild. Einer von Vagarrons Mitreitern war dazwischengegangen und zwang Ragald mit kräftigen Hieben, die ihm den Schildarm schmerzen ließen, zurück.

Ein Aufschrei ging durch die Menge. Palder und Vagarron bellten Kommandos. Für einen kurzen Augenblick lösten sich die Kämpen voneinander, und Ragald konnte die Gestalt mit der roten Schärpe sehen, die an der rechten Flanke im Staub lag. Pagen eilten herbei, doch bis sie ihn erreichten, hatte sich der gestürzte Edelknecht schon selbst wieder hochgerappelt und humpelte vom Platz. Nur seines Pferdes mussten sich die Helfer annehmen und es davonführen. Ragald erlaubte sich ein Grinsen. Schwer atmend warf er einen raschen Blick zum Volk hinter dem Zaun hinüber, ehe er sich auf Palders Ruf hin wieder mit geschwungenem Schwert auf seine Gegner stürzte.

Sie waren jetzt einer mehr und entsprechend im Vorteil. Die Hitze des Kampfes sang in seinen Adern, und Seite an Seite mit Lennard rückte er der Mitte der gegnerischen Formation zu Leibe. Bewegung kam in den Kampf, und aus den Standgefechten wurde ein Trab der Streitrösser nebeneinander her. Palder übte Druck auf die rechte Flanke der Roten aus, um sie zum Inneren des Platzes hin zu drängen und die Außenkurve zu gewinnen. Es wäre der Anfang einer Umzingelung.

„Keil!“, ertönte plötzlich Vagarrons Befehl, und mit drei Reitern zugleich brach er zwischen Ragald und Lennard durch. Eine Klinge prallte mit Wucht auf Ragalds Bein und jagte erst eine Schmerzwelle, dann Taubheit hindurch. Mit überraschtem Wiehern tänzelte sein Streitross nach rechts.

Auf ein Hornsignal des Herolds hin lösten sich die Kämpfer erneut voneinander. Wieder kamen Pagen auf das Feld gehetzt, und diesmal mussten sie den Reiter mit der blauen Schärpe, der am Boden lag, vom Platz tragen. Ein dritter nahm das reiterlose Streitross am Zügel und zerrte es hinaus.

Kaum hatten sie die Umfriedung erreicht, ging der Kampf weiter. Keine der beiden Seiten schaffte es, ihre Formation wiederherzustellen, und so löste sich der Buhurt in ein wildes Getümmel von Einzelgefechten auf. Ragald ließ das Pferd steigen und sich drehen und verschaffte sich so genug Luft, um sich auf einen einzelnen Gegner zu konzentrieren. Sein Auge irrte ab zum Zaun. Wo war Gunid?

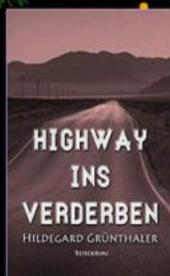
Er hatte Treffer gegen die Schulter hingenommen, gegen die Hüfte und einen vor den Helm, von dem ihm immer noch der Schädel dröhnte. Sein Schild bebte unter einem Hagel von

Schlägen. Seine Klinge hob und senkte sich, stieß vor und kreiste. Als er sein Tier frontal gegen die Flanke eines der gegnerischen Pferde drängte, gelang es ihm mit einer Folge von Hieben, die Meister Friel gewiss als „Holzfällerarbeit“ bezeichnet hätte, den Reiter aus dem Sattel zu stoßen. Jubelgeschrei toste auf, und er konnte sehen, dass Witlinde von ihrem Platz aufgesprungen war und sich weit aus der Loge beugte, beide Fäuste auf die Brüstung gestemmt.

Schweiß rann ihm in die Augen, Erschöpfung stieg ihm schleimig in der Kehle hoch, und der Schwertarm wurde ihm schwer, doch nicht umsonst waren er und seine Kameraden seit dem Knabenalter gedrillt worden, niemals nachzulassen. Verbissen drosch er auf seinen nächsten Gegner ein, trieb ihn vor sich her und wich zur Seite, überließ ihn wie in einem Gruppentanz an Lennard und drehte sich dem nächsten zu. Vagarrons schwarz-weißer Wappenrock wehte ihm vor den Augen, kaum eine Pferdelänge entfernt. Für einen Moment stand er frei, doch anstatt vorzupreschen, richtete er sich im Sattel auf und spähte über die Meute der Gemeinen und Hörigen. Ihr Gesicht, ihr braunes Haar, nichts war von ihr zu sehen ...

Ein Schwertstreich quer über die Brust nahm ihm die Luft. Sein Pferd, verwirrt von der plötzlichen Gewichtsverlagerung, sank wiehernd auf die Hinterhand. Ragald kämpfte um sein Gleichgewicht und versuchte, den nächsten Hieb mit der eigenen Klinge abzufangen, doch umsonst. Ein erneuter Treffer ließ ihn hintenüber aus dem Sattel rutschen, und die Erde traf ihn mit der Wucht eines Schmiedehammers in den Rücken. In der Dunkelheit unter seinen Lidern fand er sie endlich.

©Markus Gerwinski



Gutschein

Ein Geschenk von Hildegard Grünthaler
Highway ins Verderben - Reisekrimi

EPUB

Code: AHG005

Mein Weihnachtswunder

Von [Sabine Reifenstahl](#)

Das erste Weihnachtsfest ohne meinen Mann. Es vergeht kein Augenblick, ohne mir zu wünschen, er wäre noch da – oder ich bei ihm. Alles, nur nicht dieses Leben allein.

Tränen rinnen mir übers Gesicht. Ich kann nicht in unserem Haus bleiben, wo wir so viele gemeinsame Weihnachtsfeste gefeiert haben, sondern fliehe vor dem nun leeren Heim und fahre an einen Ort, dem für uns stets eine besondere Magie innewohnte. Kap Arkona, der nördlichste Zipfel von Rügen. Als ich am Rand der Steilküste ankomme und aufs Meer hinausblicke, scheint mir Andrej näher als irgendwo anders, und ich spüre weniger Traurigkeit.

Auf den Bäumen glitzert Raureif. Sonnenstrahlen brechen sich in den Eiskristallen und lassen jene gleich Brillanten funkeln. Die Ostsee liegt wie ein Spiegel unter mir und verströmt Ruhe. Ich atme tief ein und setze einen Fuß vor.

Eine leichte Brise streicht über die Wasseroberfläche. Wellenkämme reflektieren das Licht und scheinen mich mit dem Versprechen auf Vergessen zu locken.

Unwillkürlich mache ich einen weiteren Schritt, verharre ein Stück vom bröckeligen Rand entfernt und richte die Augen auf den Horizont. Dabei denke ich an ein Ereignis zurück, als wir an dieser Stelle mitten in ein Unwetter gerieten. Ich wollte schnellstmöglich wieder ins Hotel, doch Andrej hielt mich fest und deutete auf die regenschweren Wolken. »Wir lassen uns diesen Tag nicht vermiesen!«, brüllte er trotzig gegen den Sturm an. Eine Böe rupfte mir den Schal vom Hals. Geschickt fischte er das bunte Tuch aus der Luft und schüttelte triumphierend die Faust.

Dieser Rückblick bringt mich zum Lächeln. So war mein Mann. Stets kämpferisch und optimistisch, mein Halt zu jeder Zeit. Ohne ihn hat die Welt ihre Farbe verloren. Der berückende Anblick des blauen Himmels und der funkelnden Winterpracht prallt von meinem einsamen Herzen ab wie von einem Eisklumpen. Ich fühle mich allein und vom Frost zu einer reglosen Statue gefroren.

Krampfhaft wische ich mir übers Gesicht und nähere mich der Steilküste weiter. *Du fehlst mir so!*

Nieselregen setzt ein, vermischt sich mit winzigen Eiskristallen. Kühl netzen sie meine Wangen und sinken lautlos zu Boden. Ich trete von einem Bein aufs andere, lausche dem Rascheln des herabgefallenen gefrorenen Laubes unter meinen Stiefelsohlen und beobachte das sachte Flockenspiel. Wassertröpfchen reflektieren das Sonnenlicht und zaubern einen bunten Farbenregen in die Luft.

Fasziniert verfolge ich, wie ein Regenbogen an Pracht gewinnt, sich über den Himmel spannt und dabei an eine Brücke erinnert.

»Ein Wunder!«, höre ich eine Stimme hinter mir und fahre herum.

Ein als Weihnachtsmann verkleideter Fremder steht einige Schritte entfernt. Unter dem schlohweißen Bart gewahre ich ein Lächeln. Mein Herz setzt aus, als ich dem Mann in die Augen blicke. Sie lassen den Eispanzer aufbrechen, der es umklammert.

»Komm vom Rand weg!« Eine weiß behandschuhte Hand streckt sich mir entgegen.

Vertrauensvoll versuche ich sie zu ergreifen. »Bist du es wirklich?« Eiskristalle werden vom Wind aufgewirbelt und stechen mir in die Augen. Nur ganz kurz schließe ich die Lider. Als ich sie wieder öffne, liegt die Welt hinter einem Tränenschleier verborgen. Was auch immer ich gesehen habe ist fort. Suchend schaue ich umher, finde weder Fußabdrücke noch sonst einen Hinweis auf die seltsame Erscheinung. Doch ich erinnere mich deutlich an die Forderung, von der Steilküste zurückzutreten und folge ihr.

Erneut schaue ich über die Ostsee und atme tief ein. Mir ist, als könnte ich Andrejs Nähe spüren. Eine aufkommende Brise spielt mit meinem offenen Haar. Ganz so wie er es häufig tat.

»Ein Wunder«, wiederhole ich seine Worte und glaube, eine Antwort zu hören. »Das Leben ist ein Wunder!«

Der Wind wird stärker und trägt einen nur allzu vertrauten Duft heran. Trotz des kalten Wetters wird mir heiß. Ich kann meinen Mann riechen, als stünde er direkt hinter mir. Beinah spüre ich den geliebten Körper, die haltgebende Umarmung. Wie konnte ich je an seinem Versprechen zweifeln?

»Wohin ich auch gehe«, hatte er gesagt. »Ich werde bei dir sein! Wenn du an mich denkst, wirst du meine Gegenwart fühlen. Es endet nicht mit dem Tod. Unsere Seelen sind auf ewig verbunden – und sie finden stets zueinander.«

Ich bin nicht gläubig, doch ist dies nicht eine besondere Zeit? Andrej ist noch bei mir, tief eingepflanzt in mein Inneres wie ein zweites Herz. Und er will nicht, dass ich den nächsten Schritt gehe.

Irgendwo am Ende des Regenbogens wartet er auf mich. Jener leuchtet jetzt in voller Pracht und überbrückt die Entfernung zwischen meinem Liebsten und mir, vermag meinen Leib zwar nicht zu tragen, wohl aber unsere Liebe.

Ein letztes Mal blicke ich in die Tiefe. Sie hat ihren Reiz verloren.

Lebkuchen

Von [Phil Humor](#)

Alle Jahre wieder – und viel zu früh –
steht der Lebkuchen vor der Tür.
Am liebsten gleich ein Lebkuchenhaus;
was soll man mit einem Gingerbread Man?
An Köstlichkeit kaum zu überbieten –
warum sollte es Weihnachten vorbehalten sein?
Lass die anderen Monate doch auch daran teilhaben.

Es ist nahezu unmöglich, mit Lebkuchen
die schlechte Stimmung aufrecht zu halten,
sie knickt ein, sie gibt nach;
der Ansturm von so viel Appetitlichkeit überzeugt.

Hexe Hüftgold kommt ganz groß ins Geschäft.
Noch grinst man wie ein Honigkuchenpferd;
aber ist es das wert? Wäre Gemüse nicht gesünder?
Aber selbst allzu viel Rapunzel kann schaden.
Und die Hasen mit ihrem Faible für Salat
wirken irgendwie voll gestresst.
Dann doch lieber das Honigkuchenpferd im Stall.

Ein Lebemann weiß Lebkuchen zu schätzen.
Am Baum des Lebens hingen vermutlich Lebkuchen.
Aber Eva wollte ja unbedingt den Apfel.

So hat sich Menschheit nicht köstlich amüsiert.

Die Seele braucht einen Köstlichkeits-Kompass.

Wie kommt man auf seine Kosten –

vom Unerlaubten kosten?

Was alle billigen, wäre zu billig?

Ein Hauch von Luxus,

die Feste nicht feiern, wie sie fallen,

sondern vorverlegen; beispielsweise in den Frühherbst.

Soll das Weihnachtsgebäck

eine Kostprobe seines Könnens schon vorab geben.

Keine Angst vor der Hexe Hüftgold.

Die Sport-Fee zaubert das im Nu wieder weg.

Es sei denn, da sind Steine im Weg.

Zum Beispiel Dominosteine.

Der erscheint mir wie der Stein der Weisen:

Eine Schichtpraline –

bei der man bei jeder Schicht auf seine Kosten kommt.

Vorbildlich.

Und wenn man den ersten Stein auf jemanden wirft,

dann doch bitte Dominosteine;

gern auch mit Zugabe.

Er hat schon viele Herzen gebrochen –

okay, es waren hauptsächlich Lebkuchenherzen,

aber die eignen sich hervorragend,

wenn man sich ein Herz fassen will.

Mit Lebkuchen fängt der Tag gut an.
Das Leben scheint einem mitzuteilen,
dass es auch gute Dinge im Angebot hat.
Man hat zwar an Einigem zu knabbern,
aber Lebkuchen gehören definitiv
zur Liga der angenehmen Knabbereien.
Es wäre nicht recht, sie links liegen zu lassen.
Oder will uns das Leben linken?
Lebkuchen als Offerte der Hölle?
Haben die auch Früchtebrot im Angebot?
Man ahnt es: Im Himmel wird Schwarzbrot konsumiert.
Gesundheits-Apostel.
Aber zumindest die Oblate
gibt den Lebkuchen eine gewisse Legitimation:
holt sie ein bisschen aus dem Sündenbabel.
Sie wissen: Sie sind eine Sünde wert.
Wer kann das schon von sich behaupten?

© Phil Humor



Wo Ist Weihnachten

Von [M. Krause-Blassl](#)

Wo ist Weihnachten?

Wo

kein

Elend

herrscht

und keine Not

wo Menschen

eine Heimat finden

und sie niemand bedroht

wo alle Waffen schweigen

und auch jeder Streit

wo man sich vertraut

und immer wieder verzeiht

wo wir uns lieben und achten

überall

dort

ist

Weihnachten.

Möge jeder Mensch (s)einen Weg dorthin finden,

egal, woran er glaubt.

© M. Krause-Blassl

Leseprobe aus dem Fantasyroman "Die Beschwörungsformel"

Von [Hildegard Grünthaler](#)

Ein modernes Märchen für junge und jung gebliebene Leser von 9 – 99 Jahren

Buchbeschreibung:

Er wohnt in einer Flasche und er ist stark und mächtig. Die Götter haben Kalatur, den Geist des Rauches, in grauer Vorzeit geschaffen, damit er den Menschen beistehe und helfe. Aber er hat keinen freien Willen, denn er steht unter dem Zwang einer Beschwörungsformel. Wer diese Formel kennt, ist mächtiger als der mächtige Geist des Rauches, denn auf Befehl muss Kalatur auch gegen seinen Willen Böses zu tun.

Die Magierin, die den Dschinn in seiner Flasche bannt, hofft, dass der Zauber so lange wirkt, bis Kalaturs Energie erloschen ist. Fast wäre ihr Plan geglückt. Doch rund 3000 Jahre später begleitet der 12-jährige Philipp Baumann seine Großmutter auf einer Reise durch Marokko, wo sie eine alte, blaue Flasche erstehen...

Philipp befreit Kalatur aus seiner Flasche, und der Geist des Rauches glaubt sich damit auch von den Zwängen der Beschwörungsformel erlöst, denn wer soll nach 3000 Jahren die Formel noch kennen?

Doch schon bald muss Kalatur entdecken, dass ihm bereits Dschinnjäger auf den Fersen sind, denn es existiert noch eine alte Keilschrifttafel mit Fragmenten der Beschwörungsformel. Nun ist nicht nur er, sondern auch sein Freund Philipp in höchster Gefahr, denn die Dschinnjäger glauben, dass Philipp die Beschwörungsformel kennt ...

KALATUR, DER GEIST DES RAUCHES

„Mächtiger Kalatur, allgewaltiger Geist des Rauches, größter aller Dschinn, ich rufe dich, denn ich schwacher Erdenmensch benötige die Hilfe deiner Geisterkraft!“ Schrill drang die Stimme von Siduri, der dritten Nebenfrau König Nebukadnezars zu ihm herein. Alles in Kalatur wehrte sich, dem Ruf zu folgen, aber die beringten Finger Siduris drehten und rieben die Flasche, die ihm als Wohnung diente, und Kalatur musste ihrem Ruf gehorchen. Er konzentrierte sich und sammelte seine Energien. Langsam und stetig begann er, als feine, weiße Rauchsäule durch den Flaschenhals nach oben zu strömen. Er bildete einen Wirbel wie ein Zyklon und verdichtete sich dann zu einer menschlichen Gestalt. Kalatur wusste, dass Siduri jedes Mal bis ins Mark ihrer Knochen erschrak, wenn sie ihn sah. Deshalb ließ er seinen Körper zur Größe eines furchterregenden Riesen anschwellen und fragte mit dröhnender Stimme: „Herrin Siduri, ich bin dein Diener. Was willst du von mir?“

Dabei funkelte er sie aus seinen dunklen, von buschigen Brauen umrahmten Augen drohend an. Obwohl sie den Rauchgeist schon so oft in ihre Dienste gezwungen hatte, konnte sich Siduri einer Gänsehaut nicht erwehren. Sie wusste, dass Kalatur ihre ehrgeizigen Pläne und Intrigen missbilligte, aber sie wusste auch, dass er ihre Befehle befolgen musste. Es war ihr gelungen, Sanheb, den greisen Oberpriester des Gottes Marduk, zu belauschen, als jener den Geist gerufen hatte. Seither kannte sie die Beschwörungsformel. Wenig später hatte sie Sanheb die Flasche gestohlen, die Kalatur als Wohnung und Ort der Regeneration diente. Nun war der Geist ihr Diener und musste ihr zu Willen sein.

„Ich will, dass mein Sohn Ninzub die Prüfungen als strahlender Sieger verlässt!“

„Herrin Siduri, du überschätzt meine Kräfte. Ich kann deinen Sohn nicht klüger machen, als er in Wirklichkeit ist!“

„Kalatur stell dich nicht so an! Du hast bewiesen, dass du Pfeile lenken und Tiere stolpern lassen kannst, also kannst du auch dafür sorgen, dass Eli heute wieder wie ein Trottel und Dummkopf dasteht! Ich will, dass Ninzub der nächste König von Babylon wird und nicht er.“

„Herrin Siduri, vergiss nicht, dass Gilgal, der die jungen Königssöhne in der Kunst des Lesens und Schreibens unterweist, den König stets über deren Fortschritte unterrichtet. Eli ist ein eifriger, gelehriger Schüler, während dein Sohn Ninzub nur Dummheiten im Kopf hat und die Keilschrift nur mit allergrößter Mühe lesen, geschweige denn richtig schreiben kann!“

„Papperlapapp“, fuhr Siduri den Geist an, „keine faulen Ausreden! Jage Gilgal einen gehörigen Schrecken ein, dann wird er dem König genau das berichten, was du von ihm verlangst! Also fliege nun davon und folge meinem Befehl!“

Kalatur's Körper schrumpfte und wurde wieder zu feinem, weißem Rauch. Langsam und beinahe unsichtbar schwebte er durch den Garten des Palastes. Er sah Siduri durch eine Tür huschen, und weil er ein Geist war, sah er auch, was Siduri nicht gesehen hatte. Die alte Eninki, die einst die Amme des Königs gewesen war, stand hinter einem Baum verborgen und hatte Siduri belauscht. Kalatur machte sich darüber keine Gedanken. Er war ein Geist, und er musste die Befehle derer ausführen, die nach ihm riefen - ganz gleich, ob sie ihm gefielen oder nicht. Unbemerkt flog er durch die königlichen Gärten und die weiträumige Palastanlage, bis er zu dem Raum kam, in dem der Oberschreiber und Lehrer Gilgal die jungen Königssöhne unterrichtete.

Gilgal war alleine im Raum. Er war damit beschäftigt, die Tontafeln für die bevorstehende Prüfung vorzubereiten. Seine Stirn war von Sorgen umwölkt. Etera, der alte Waffenmeister, der bisher die Königssöhne in der Kriegskunst unterwiesen hatte, war beim König in

Ungnade gefallen. Gilgal war von heftiger Furcht ergriffen, dass ihn womöglich das gleiche Schicksal ereilen könnte. Er gab sich einen Ruck:

„Sei kein Angsthase Gilgal!“, befahl er sich selbst. „Deine Schüler sind eifrig und machen gute Fortschritte. Einzig Ninzub trübt das gute Bild. Er ist frech und faul und hat nur Unsinn im Sinn. Aber der König weiß das. Er kann es mir nicht anlasten!“ Er wollte gerade die metallenen Schreibgriffel bereitlegen, als er den Rauch bemerkte. Es war ein seltsamer Rauch, denn nirgendwo war Feuer. Der Rauch begann sich zu drehen, bildete einen Wirbel und plötzlich wuchs aus ihm ein Riese heraus. Gilgal fielen klappernd die Griffel aus der Hand. Der Riese wuchs weiter und füllte nun beinahe das halbe Zimmer aus. Er trug keine Kleider, nur ein rotes Tuch, das er wie einen Lendenschurz zwischen den Beinen hochgezogen und um die Hüften gewickelt hatte. Gilgal schlotterten vor Angst die Knie, als der Riese sich zu ihm hinunterbeugte. Die langen, schwarzen Haare, die der Riese im Nacken zusammengebunden hatte, fielen dabei nach vorne und kitzelten Gilgal an der Nase. Gilgal musste niesen. „W-w-was w-w-willst du von mir?“, stotterte er zitternd vor Furcht.

„Nicht viel, nur eine Kleinigkeit!“ Die Stimme des Riesen dröhnte so laut, dass Gilgal hoffte, der ganze Palast würde zusammenlaufen und ihm zu Hilfe eilen. Schwer legte ihm die furchterregende Gestalt Hand auf die Schulter.

„Ich stehe zu deinen Diensten, erhabener Herr“, stammelte Gilgal.

„Wunderbar!“, dröhnte der Hüne. „Wenn du zu meinen Diensten stehst, wirst du heute ganz sicher dem König berichten, dass Siduris Sohn Ninzub der fleißigste und klügste deiner Schüler ist!“ Und zur Bekräftigung seiner Worte fasste er Gilgal vorne am Obergewand und hob ihn ein wenig in die Höhe.

„Erhabener Herr, das kann ich nicht!“, jammerte Gilgal. Der Riese hob den Oberschreiber noch ein wenig höher.

„Und warum nicht?“

„Es entspricht nicht der Wahrheit. Ninzub ist ein Dummkopf, ein Faulpelz und ein Tunichtgut!“

Der Riese schüttelte Gilgal wie einen leeren Getreidesack. „Täuschst du dich da nicht?“ Seine Stimme klang drohend wie Donnerrollen.

„Nein, erhabener Herr. Ich täusche mich nicht. Ich bin schließlich sein Lehrer!“, wimmerte Gilgal von der Zimmerdecke herunter.

„Oh weh, ich glaube, die Sommersonne hat dein Gehirn vertrocknet!“, dröhnte der schreckliche Hüne. „Aber an der frischen Luft wird dir bestimmt gleich wieder einfallen,

dass Ninzub der klügste und eifrigste von allen deinen Schülern ist!" Er klemmte sich Gilgal unter den Arm und schwebte mit ihm zur Tür hinaus.

Gilgal wollte schreien, aber die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Er wagte nicht nach unten zu sehen, als er, gehalten vom Klammergriff des Geistes, über die Dächer Babylons hinweg schwebte.

„Nun“, tönte der Riese, „ist dir jetzt wieder eingefallen, dass Ninzub der klügste und beste deiner Schüler ist?“

„Aber nein, aber nein, das stimmt nicht!“, jammerte Gilgal.

„Dann lass ich dich jetzt in den Euphrat fallen, damit das Wasser des Flusses dein vertrocknetes Gehirn wieder aufweicht!“, drohte der Peiniger des armen Oberschreibers. Gilgal schlug die Augen auf und sah weit unter sich die Fluten des Euphrat im Sonnenlicht glänzen.

„Erbarmen! Hab Erbarmen mit mir! Ich kann nicht schwimmen!“, schrie der Lehrer in höchster Not. Der Geist hielt Gilgal mit einer Hand am Obergewand gepackt.

„Wer ist dein bester Schüler?“

„Ninzub! Er ist der Beste von allen!“

„Na also!“, ertönte zufrieden die Stimme des Riesen.

„Weh mir“, klagte Gilgal, „der Zorn des Königs wird schrecklich sein!“

„Vergiss des Königs Zorn“, warnte der Riese, „mein Zorn wäre noch viel schrecklicher!“

Nebukadnezar, Herrscher über Babylon und Sieger über das Ost- und Westland, ließ sich würdevoll auf dem reich verzierten Thronsessel nieder, den seine Diener im Schulzimmer der Königssöhne aufgestellt hatten. König Nebukadnezar legte großen Wert auf die Ausbildung seiner Söhne. Nicht nur im Kriegshandwerk, nein, der König wollte, dass sie auch im Lesen und Schreiben der Keilschrift unterwiesen wurden und dass sie rechnen konnten. Und sie sollten die Gesetze kennen, die vor langer Zeit der weise König Hammurabi erlassen hatte, damit auch in Zukunft Gerechtigkeit und Ordnung in der Welt herrschten. Besonders von Eli, dem Sohn seiner ersten Gemahlin, der dereinst nach ihm König von Babylon sein sollte, erwartete er, dass er sich vor den Söhnen seiner zahlreichen Nebenfrauen hervortat. Ein König, der auf das Wissen eines Schreibers angewiesen war, weil er nicht imstande war, den Brief eines fremden Königs zu lesen, konnte belogen und betrogen werden. Ein König durfte weder ein ungebildeter Tölpel noch ein feiger oder ungeschickter Krieger sein. Wenn sich Nebukadnezar allerdings daran erinnerte, welch

jämmerliches Schauspiel die jungen Prinzen, allen voran Eli, kürzlich auf dem Exerzierplatz geboten hatten, schwollen ihm noch heute die Zornesadern auf der Stirn. Zuerst war Eli kopfüber vom Streitwagen gefallen und dann, als ihm geheißen ward, mit dem Pfeil den Adler vom Himmel zu holen, hatte er zwar zitternd auf den Greifvogel gezielt – aber den alten Waffenmeister ins Hinterteil getroffen. Und seine anderen Sprösslinge? König Nebukadnezar mochte gar nicht mehr daran denken. Einzig Ninzub, den er immer für einen Feigling und Dummkopf gehalten hatte, war es gelungen, sich mehr schlecht als recht auf dem Streitwagen zu halten und mit dem Pfeil wenigstens in die Nähe des Ziels zu treffen.

Auf einen Wink des Königs teilte Gilgal weiche Tonklumpen aus. Gewissenhaft formten die Prüflinge aus dem Ton flache Tafeln, und als der König sie aufforderte: „Schreibt!“, nahmen sie ihre Schreibgriffel zur Hand.

„Das Schicksal ist ein Hund, es kann gut zubeißen. Es klebt an einem wie schmutzige Lumpen“, zitierte der König ein altes Sprichwort, das er einst als Schüler selbst hatte niederschreiben müssen. Eli beugte sich über seine Tafel, wollte den Griffel in den Ton drücken, aber die Tafel, die gerade noch weich und geschmeidig gewesen war, war plötzlich hart wie Stein, und mit einem lauten Knacks brach sein Griffel ab. Apil, Elis Halbbruder, setzte vorsichtig sein Schreibgerät an, aber auch seine Tafel war urplötzlich hart geworden, und als Apil erschrocken etwas stärker aufdrückte, brach die Tafel entzwei. Zababas Tafel zerfloss unter dem Schreibrohr zu weichem Matsch und Belschunu bekam nur einen tiefen Kratzer zustande, ehe auch sein Griffel zu Bruch ging. Einzig Ninzub gelang es, ein paar Keilschriftzeichen in den Ton zu drücken, wenngleich sie auch schief und krumm und noch dazu voller Fehler waren. Gilgal sah die ersten Zeichen des Unmutes auf des Königs gerunzelter Stirn und auf seine eigene Stirn traten dicke Schweißtropfen.

„Sie sollen aus den Gesetzen des weisen Königs Hammurabi lesen, dessen Stele ich den schändlichen Elamern entrissen und im Triumph nach Babylon zurückgebracht habe!“, befahl der König. *[Das Land Elam lag im Südwesten des heutigen Iran]* Gilgal verneigte sich tief und teilte, zitternd und schlotternd vor Angst, beschriftete Tafeln aus.

Nebukadnezar deutete auf Eli. „Lies!“ Eli konnte sehr gut lesen. „Wenn ein Arzt den gebrochenen Knochen ...“, begann er, ohne zu stocken. Aber plötzlich verschwammen die Schriftzeichen vor seinen Augen, weil feiner Rauch über die Tontafel zog. Mal gab der Rauch dieses Zeichen frei, dann wieder das nächste, oder er bedeckte sie nur zur Hälfte. Er konnte nicht mehr erkennen, was die nächsten Zeichen bedeuten sollten und fing an zu stottern: „... eines M-Mannes – nein, es heißt: einer Frau - nein, eines Kindes – ich, ich weiß nicht ...“ Die Zornesfalten auf des Königs Stirn wurden tiefer, und die Schweißtropfen auf Gilgals Stirn begannen abwärts zu rollen. Sie durchnässten seinen sorgsam gelockten Bart und tropften auf sein Obergewand.

„Lies du!“, befahl der König und deutete auf Belschunu.

„Wenn ein Arzt ...“, begann Belschunu und stockte, denn der feine Rauch verdeckte nun plötzlich seine Tafel. „Nein, ich glaube, es heißt: Wenn ein Bauer – nein, wenn ein Vogel – ich – ich kann es nicht lesen“, stotterte Belschunu.

„Was können die überhaupt?“, polterte der König voll Wut.

Gilgal vernahm den feinen, weißen Rauch, der sich in der Zimmerecke kräuselte.

„Erhabener König“, stammelte er und verbeugte sich bis auf den Fußboden, „hab Erbarmen mit deinem Diener! Ninzub kann alles. Ninzub ist der beste Schüler und der fleißigste. Ninzub ist der Klügste von allen. Ninzub ist mein bester Schüler. Ninzub ist mein bester Schüler ...“

Auch als die Wache des Königs den armen Gilgal längst abgeführt hatte, jammerte er noch immer: „Ninzub ist mein bester Schüler! Erbarmen! Ninzub ist mein bester Schüler ...“

Langsam schwebte Kalatur als feine Rauchsäule durch den Garten zurück. Er war nicht stolz auf sein Werk, aber er hatte seinen Auftrag ausgeführt. Er war jetzt müde und wollte sich in seiner Wohnung ausruhen, und als er langsam durch den Flaschenhals glitt, bemerkte er, dass die alte Eninki noch immer im Schutz des Baumes verborgen stand.



Gutschein
Ein Geschenk von John Phillip Starck
Wunschträume - Lyrik Code: JPS01
Taschenbuch

DER BANN

Die alte Frau stand im Hof ihres Hauses, der von einer Mauer aus Lehmziegeln umgeben war, und rührte in einem Kessel, der über dem Herdfeuer hing. Als die Tür aus Schilfgeflecht beiseitegeschoben wurde, hob sie den Kopf.

„Ehrenwerte Eninki, was führt dich in meine bescheidene Hütte?“, fragte sie überrascht.

„Schat-Emach, meine Freundin“, begrüßte die alte Amme die Frau am Herd und zog eine bauchige, blaue Flasche aus den Falten ihres Obergewandes, „ich brauche deinen Rat und deine Hilfe. Du bist klug und weise und kennst dich nicht nur mit heilkräftigen Kräutern aus, sondern auch in den Dingen der Magie.“

„Plagt dich wieder das Reißen in den Gliedern? Soll ich dir einen zauberkräftigen Heiltrank brauen und in dieses Gefäß füllen?“

„Nein, meine Freundin, dein letzter Trank hat meine Schmerzen geheilt. In diesem Gefäß hier, das ich in meiner Hand halte, wohnt ein böser Geist. Ich habe den Hals des Gefäßes mit einem Pfropfen aus Wachs verschlossen. Ich hoffe, dass der Geist nicht durch den Pfropfen entweichen kann.“

„Du hast einen Dschinn in dieser Flasche?“

„Ja, ich glaube, es ist ein Dschinn. Er heißt Kalatur, und er ist böse. Er hilft Siduri, ihren nichtsnutzigen Sohn Ninzub dereinst zum König zu machen. Stell dir vor, was dann aus Babylon wird. Ich muss das unbedingt verhindern!“

„Der Dschinn an sich ist nicht böse“, erklärte die weise Schat-Emach. „Böse sind nur die Menschen, die seine Kräfte für ihre schlechten Absichten missbrauchen. Die Dschinn wurden nämlich vor langer, langer Zeit von den Göttern geschaffen, um den Menschen zu dienen und um ihnen zu helfen. Aber den Göttern hat es an der nötigen Weitsicht gefehlt. Sie haben nicht den Eigennutz der Menschen bedacht, nicht ihre Habgier, ihre Rachsucht, ihre Bosheit. Sie haben nicht vorausgesehen, dass Menschen wie Siduri die Kräfte der Geister für ihre egoistischen, niederen Absichten missbrauchen könnten. Solange dieses Gefäß im Besitz Siduris war, musste Kalatur ihre Befehle befolgen. Aber nun hast ja du glücklicherweise den Dschinn samt seiner Flasche an dich genommen.“

„Ich will ihn aber nicht behalten! Ich will nicht mit einem Geist in der Wohnung leben!“, protestierte Eninki.

„Nein, das wäre nicht gut. Die Flasche könnte dir gestohlen werden. In der Hand schlechter Menschen ist der Dschinn wirklich gefährlich. Kein Mensch darf sich jemals wieder seiner Kräfte bedienen!“

„Schat-Emach, meine weise Freundin, dieses Gefäß, in welchem der Geist wohnt, ist aus Glas. Es ist zwar sehr wertvoll und eigentlich auch sehr dick. Außerdem ist es viel härter als Ton, aber es könnte trotzdem zerbrechen. Dann wäre der Geist wieder frei.“

Schat-Emach warf fünf verschiedene Kräuter und getrocknete Wurzeln in den Kessel und wartete, dass der Sud über dem Feuer aufbrodelte. „Ich werde den Dschinn bannen“, erklärte sie. Dann begann sie die Flasche über dem Dampf zu drehen und murmelte leise unverständliche Worte vor sich hin. Das Glas der Flasche begann sich zu verfärben. Es wurde zuerst grün, dann rot, dann violett, und als es schließlich wieder blau wurde, sagte die weise Frau: „Nun kann niemand die Flasche öffnen oder gar zerbrechen. Der Dschinn ist in der Flasche gefangen!“

„Wie lange wird dein Zauber anhalten?“

„Das vermag ich nicht zu sagen. Tausend Jahre ganz bestimmt, vielleicht zweitausend, oder auch dreitausend. Vermutlich wird die Energie des Dschinns erloschen sein, bevor die Wirkung des Banns nachlässt.“

„Meine Freundin Schat-Emach, ich danke dir. Aber sage mir, was soll ich jetzt mit der Flasche machen?“

„Ehrenwerte Eninki, finde einen Händler, der bis an den Rand der Erde zieht. Er soll die Flasche in den großen Bitterfluss werfen, der die Welt umgibt, dann ist der Geist wirklich für alle Zeit unschädlich gemacht!“ [Die Babylonier glaubten, dass die scheibenförmige Erde, in deren Mittelpunkt Babylon liegt, ein Bitterfluss umgibt.]

„Meine Freundin, im Palast des Königs sehe ich jeden Tag viele Händler und Reisende. Sie kommen aus der ganzen Welt, aus Assur, aus dem Land der Phöniker und sogar der Ägypter - aber ich habe noch keinen getroffen, der bis an den Bitterfluss gekommen ist.“

„Dann gib die Flasche einem jener Händler, die mit ihren Schiffen das große Meer befahren. Er soll sie dort ins Wasser werfen, wo es am tiefsten ist!“

EIN SOUVENIR AUS MARRAKESCH

Die ausgeleierten Stoßdämpfer des verrosteten Kleinlasters ließen seine hoch aufgetürmte Ladung beängstigend schwanken. Kommoden, ein Kühlschrank, ein bunt geblümtes Sofa, zusammengerollte Teppiche, blau gestreifte Matratzen, rote Kissen und einige Stühle, deren gedrechselte Beine sich wie lange Stacheln nach außen spreizten, bildeten ein schier unentwirrbares Knäuel. Mit langen Stricken war es auf der Ladefläche des Kleinlasters festgezurt und neigte sich in den Kurven einmal zu dieser und dann wieder zu jener Straßenseite. Philipp drückte staunend die sommersprossige Nase an der Fensterscheibe

platt, als der Bus das überladene Gefährt überholte. Es war eine fremde und faszinierende Welt, die da draußen an ihm vorbeizog. Halb verfallene Lehmbauten wechselten mit tristen Mietskasernen, dann ragte wieder das schlanke Minarett einer Moschee gen Himmel, oder das vornehme Haus eines Reichen versteckte sich hinter Palmen und Mauern. Rolf, der Reiseleiter, leierte monoton die Namen der Stadtviertel herunter, durch die sie gerade fuhren, erklärte, wie diese und jene Moschee hieß, oder benannte die Gärten und Paläste, die sie passierten. Alle zwei Wochen fuhr er mit einer neuen Busladung voll Touristen die ewig gleiche Runde, und man merkte, dass es ihn langweilte. Oma Weber hingegen fand Marrakesch aufregend.

„Sieh nur Phips, der Eselskarren!“, rief sie, oder: „Schau mal, wie prachtvoll die Kuppel der Moschee ist!“ Dann hob sie zum x-ten Mal ihre kleine Kamera ans Auge und drückte ab. Es war Oma Webers erste große Reise, denn bisher war sie noch nicht weit herumgekommen. Seit 25 Jahren fuhr sie mit schöner Regelmäßigkeit nach Kärnten und machte in der Pension Pichelmeyer am Ossiacher See 14 Tage Urlaub. Hätte sie nicht im Preisausschreiben gewonnen, wäre sie wohl auch heuer wieder an den Ossiacher See gefahren. Seit vielen Jahren machte Oma Weber nämlich so ziemlich bei jedem Preisausschreiben mit. Sie nahm an allen möglichen Lotterien teil, zog Lose und rubbelte angebliche Glücksnummern frei – nur hatte sie bislang so gut wie nie gewonnen. Höchstens mal einen Trostpreis: zwei giftgrüne Eierbecher aus Plastik, ein himmelblaues Staubtuch aus Baumwolle oder einen Kugelschreiber mit eingebauter Quarzuhr. Doch Mine und Uhr hatten innerhalb weniger Tage den Geist aufgegeben. Und nun hatte sie doch wirklich und wahrhaftig einen der Hauptpreise gewonnen! Zuhause in Alsberg hatte ein neues Einkaufszentrum eröffnet und als besondere Attraktion ein Preisausschreiben veranstaltet. Natürlich hatte auch Oma Weber einen der bunten Teilnahmescheine ausgefüllt und die richtigen Antworten auf ein paar alberne Fragen angekreuzt. Als erster Preis war nämlich ein knallroter Kleinwagen ausgeschrieben, der dritte Preis sollte ein schicker Flachbildfernseher sein. Und weil an Omas altem Auto der Rost nagte, und auch der Fernseher erste Macken zeigte und mitunter streikte, hatte sie natürlich insgeheim mit dem ersten oder dem dritten Preis spekuliert. „Aber wie üblich gewinne ich ja ohnehin nichts“, hatte sie gesagt, als sie ihren Teilnahmeschein durch den Schlitz der bunten Pappbox geworfen hatte. „Und wenn ich ganz viel Glück habe, wird es der 4. bis 100. Preis: eine Schachtel Pralinen.“ Doch dann hatte sie tatsächlich den zweiten Preis gewonnen: zwei Wochen Marokko für zwei Personen.

„Ja was soll ich denn in Marokko? Da war ich ja noch nie!“, hatte Marianne Weber gerufen, als die Glücksbotschaft ins Haus geflattert war.

„Dann ist es doch wirklich höchste Zeit, dass du mal was anderes siehst, als immer nur den Ossiacher See“, hatte Philipps Vater gesagt. „Reisen bildet!“

„Aber es ist doch eine Reise für zwei Personen und ich bin alleine!“

„Vielleicht lässt sich die Reise in die Osterferien legen, dann kannst du Phips mitnehmen!“
hatte Philipps Mutter vorgeschlagen.

„Zwei Wochen lang in einem Reisebus sitzen? Womöglich noch mit lauter alten Zauseln? Nein, da bleibe ich lieber zu Hause und treffe mich mit meinen Freunden!“ Reisen und Urlaub – das war für Philipp Baden in Italien oder Kroatien, Windsurfen in Holland oder Dänemark oder Skifahren irgendwo in den Bergen. Reisebusferien mit der Großmutter gehörten nun wirklich nicht dazu. Doch dann hatte er zusammen mit Oma Weber in Merian- und Geoheften geblättert, hatte sich die Fotos von Marokko angesehen, einen Beitrag über die Suqs, die Märkte von Marrakesch gelesen und schließlich gesagt: „Oma, wenn du möchtest, komme ich gerne mit!“

Jetzt machte ihm die Reise Spaß. Nur Friedhelm Bartelmann, pensionierter Oberstudienrat, der unglücklicherweise im Bus genau hinter ihm saß, nervte. Nervte gewaltig. Da Herr Bartelmann keine Schüler mehr hatte, die er triezen konnte, hielt er sich an Philipp schadlos. Und wenn er nicht gerade mit seiner Videokamera durchs Busfenster filmte, ließ er keine Gelegenheit ungenutzt, den einzigen Schüler weit und breit dessen er habhaft werden konnte, dieses oder jenes abzufragen. Dann drehten sich die Mitreisenden gespannt um und warteten auf Philipps Antwort. Nicht etwa, dass sie selbst die richtige Antwort gewusst hätten. Aber von einem Gymnasiasten der 6. Klasse erwarteten sie wohl, dass er so etwas Ähnliches wie eine wandelnde Enzyklopädie wäre.

„Philipp, wie heißen die höchsten Berge des Atlas Gebirges?“, wollte die pensionierte Nervensäge hinter ihm gerade wissen. Natürlich hatte Philipp gelesen, dass das Gebirge, an dessen Fuß Marrakesch lag, einige Gipfel mit über 4000 Metern Höhe aufzuweisen hatte. Dass es das höchste Gebirge Nordafrikas war, wusste er auch, aber die arabischen Namen der Berge hatte er sich nicht merken können. Glücklicherweise ging der Expauker inzwischen auch Oma Weber gewaltig auf den Geist:

„Wenn Philipp, so wie Sie, gerade in den Reiseführer geguckt hätte, dann wüsste er es auch!“ Die Mitreisenden lachten, Herr Bartelmann blickte verdattert drein, und Philipp hatte für eine ganze Weile Ruhe.

„Pass auf Oma, wir verlieren den Anschluss an unsere Reisegruppe!“ Ungeduldig zerrte Philipp seine Großmutter am Ärmel. Mustafa winkte mit einem zusammengefalteten, roten Regenschirm, damit sich seine Schutzbefohlenen im Gewimmel und Gewirr der Suqs an ihm orientieren konnten und nicht verloren gingen. Der Reiseleiter hatte Mustafa engagiert, als Dolmetscher und als Führer über den Markt und hatte sich dann im Bus zu einem Nickerchen ausgestreckt. Nun lotste sie Mustafa, der Student, der zu Turnschuhen,

Bluejeans und Sweatshirt einen kunstvoll gewickelten Turban trug, durch verwinkelte Gässchen aus bunten Verkaufsständen, bahnte ihnen zwischen den Marktschreibern hindurch den Weg. Marianne Weber legte erschrocken die Lederbrieftasche, die sie gerade begutachtet hatte, auf den Verkaufsstand zurück. Philipp zog sie zwischen bärtigen Männern in langen Kaftanen und Frauen, deren dichter langer Schleier gerade mal die Augen freiließ, der Reisegruppe hinterher. Es war wie in einem Märchen aus ‚Tausendundeine Nacht‘. Nur die bunt gekleideten Touristen, die sich, mit Videokameras und Fotoapparaten behängt, durch das Gewirr von Menschen und Waren drängelten, erinnerten daran, dass der Markt ein reales Geschehen und keine Fiktion war. Auch Friedhelm Bartelmann hatte aufgeschreckt seine Videokamera ausgeschaltet und sich an Philipps Fersen geheftet. Allerdings hätte Philipp nichts dagegen gehabt, wenn sich der lästige Abfrager auf Nimmerwiedersehen irgendwo im Gedränge zwischen den Kupfer- und Eisenschmieden oder bei den Ledergerbern und Teppichhändlern verlaufen hätte.

Mustafa hob ein paar Mal seinen roten Regenschirm in die Höhe, so, als wolle er damit ein paar Löcher in den Himmel stochn. Als sein Häuflein Touristen sich um ihn versammelt hatte, erklärte er: „Wir kommen jetzt zum alten Sklavenmarkt. In den vergangenen Jahrhunderten wurden hier die schwarzen Sklaven versteigert.“

„Wie barbarisch!“, entrüstete sich Philipps Großmutter!“

„Jetzt haben sich hier die Gewürzhändler und Apotheker niedergelassen!“, fügte Mustafa hinzu. Das stimmte Oma Weber wieder milde. Sie befreite sich energisch aus Philipps Klammergriff und umrundete prüfend Säcke und Schalen mit exotisch duftenden Kräutern und Wurzeln, öffnete neugierig Fläschchen und Tiegel und schnüffelte an Mixturen. Laut Mustafas Übersetzung sollten sie gegen Magenleiden, Schlaflosigkeit, schlechte Träume, Appetitmangel und tausend andere Wehwehchen helfen.

„Und was ist in dieser Flasche? Sie geht nicht auf?“ Philipps Großmutter hatte aus einer Kiste eine staubige, mattblaue Flasche herausgewühlt und versuchte, den Pfropfen, der sie verschloss, zu lösen. „Ich suche nämlich ein Mittel gegen mein Rheuma im rechten Knie!“

Mit ehrerbietigen Verbeugungen und einem Schwall arabischer Worte versuchte der alte Mann im gestreiften Kaftan, der bis jetzt auf einem Kissen vor der Ladentür gesessen hatte, die Gunst der Stunde zu nutzen.

„Er weiß leider nicht, was in dieser Flasche ist“, übersetzte Mustafa, „aber er sagt, sie wäre schon sehr, sehr alt und deshalb auch sehr wertvoll!“ Mit Händen und Füßen gestikulierend redete der Alte weiter.

„Er sagt, er hätte sie im Haus seines Ururgroßvaters gefunden, der aus Ägypten stammte und sie wahrscheinlich von dort mitgebracht hätte.“

„Wie interessant, eine alte Glasflasche aus Ägypten!“ Marianne Weber hatte ihr Rheuma im rechten Knie schon längst vergessen. „Wie alt mag sie wohl sein? Zweihundert Jahre? Oder dreihundert?“ Der Alte schüttelte heftig den Kopf.

„Viele tausend Jahre!“, übersetzte Mustafa.

„Vermutlich nicht mal tausend Tage“, ließ sich Friedhelm Bartelmann hinter dem Objektiv seiner surrenden Kamera vernehmen.

Oma Weber ließ sich nicht gerne dreinreden. „Was soll die Flasche denn kosten?“

Der Mann im Kaftan beehrte sie mit noch mehr Verbeugungen. Philipp schloss aus dem Klang der Worte, dass der Alte einen unverschämten Preis in zahllose Flunkereien und Schmeicheleien verpackte.

„Er will 430 Dirham“, sagte Mustafa, der keine Lust hatte, den gesamten Wortschwall zu übersetzen.

Oberstudienrat a. D. Friedhelm Bartelmann hatte die Videokamera ausgeschaltet und den Taschenrechner gezückt. „Frau Weber, das sind 38 Euro! Der Schlaumeier glaubt, er hätte eine Dumme gefunden!“

„Vielleicht ist die Flasche ja wirklich alt!“, meinte Oma Weber ein wenig trotzig.

„Wetten, dass im Laden nebenan die gleiche Flasche steht? Der Inhaber wird Ihnen dann wahrscheinlich erzählen, dass sie sein Urururururkel in den Ruinen von Karthago gefunden hat. - Oder dass sie einst irgendeinem Kalifen von Bagdad oder vielleicht sogar der Königin von Saba gehört hat.“

„Mir ist schnuppe, wem die mal angeblich gehört hat. Die Flasche gefällt mir. Sie passt gut in mein neu gefliestes Badezimmer. Ich könnte Dr. Maußners-35-Kräuter-Öl hineinfüllen, mit dem ich immer mein Knie einreibe.“

„Oma, vergiss nicht, die Flasche geht nicht auf!“, warnte Philipp.

„Na, so wie ich dich kenne, wird dir schon was einfallen, wie wir den Pfropfen herausbekommen“, meinte Frau Weber leichthin, und zu Mustafa sagte sie:

„Sagen Sie dem Mann, für 33 Dirham nehme ich die Flasche. Sie geht nicht auf und ist nur alter Plunder!“

Friedhelm Bartelmann tippte auf seinem Rechner herum und murmelte: „3 Euro, das wäre akzeptabel!“

Der Alte im gestreiften Kaftan rang die Hände und ließ eine Flut klagender Worte vernehmen. „Er sagt, Sie ruinieren ihn. 280 Dirham wäre das Mindeste, was er bekommen müsse!“, lautete Mustafas knappe Übersetzung.

„25 Euro“, soufflierte Bartelmann, nachdem er seinen Rechner befragt hatte.

„50 und keinen Dirham mehr!“ Das Schachern und Handeln bereitete Philipps Großmutter sichtliches Vergnügen.

„Oh nein! 200 Dirham muss ich mindestens bekommen. Sie berauben einen armen Mann!“, jammerte der Händler. Bei 73 Dirham wurden sich Oma Weber und der Händler schließlich handelseinig. Der Alte verabschiedete sie gestenreich und Mustafa übersetzte: „Er wünscht ihnen Allahs Segen, ein langes Leben und noch viele Enkelkinder!“

„Danke, mein Enkel Philipp reicht mir!“, lachte Frau Weber, und Friedhelm Bartelmann befragte noch einmal seinen Rechner: „Sechs fünfzig, na, es ist ja Ihr Geld“, monierte er. „Aber ich wette, nebenan kriegen sie die Flasche für die Hälfte!“

„Mist“, jetzt hab ich deine Nagelfeile auch noch abgebrochen“, schimpfte Philipp. Seine Großmutter, die ihre blond gefärbten Haare auf Lockenwickler gedreht hatte, zog sich einen Metallpikser aus den Wicklern: „Hier, probier das mal!“ Philipp klemmte sich die blaue Flasche zwischen die Knie und bearbeitete den Pfropfen mit dem Lockenwickelpikser.

„Das Ding sitzt wie festzementiert“, schimpfte er. „Vielleicht wurde die Flasche absichtlich zugeklebt, weil ihr Inhalt gefährlich ist. Gift oder Säure - oder weiß der Teufel, was da sonst noch drin sein könnte.“

„Vermutlich war da überhaupt nie was drin. Ich schätze, die blöde Flasche wurde verpfropft, um dumme Touristen wie mich neugierig zu machen und ihnen dann das Geld aus der Tasche zu ziehen“, meinte Oma Weber lakonisch.

„Na, wenn das die Absicht war, ist sie voll geglückt“, lachte Philipp.

„Ich hätte die blöde Flasche ja nicht kaufen müssen. Vermutlich habe ich es auch nur deshalb getan, weil sich der überschlaue Expauker alle Mühe gegeben hat, es mir auszureden. Aber ich bin ja schon froh, dass er diese blaue Flasche kein zweites Mal auf dem ganzen Markt entdeckt hat, obwohl er jeden Stand und jeden Laden durchstöbert hat. Da wäre er sich doch glatt nochmal so klug vorgekommen.“ Oma Weber drehte die Flasche nach allen Seiten, schüttelte sie und hielt sie ans Licht: „Ich kann mir nicht helfen, irgendwie habe ich das Gefühl, dass sie wirklich uralte ist. Das matte Blau – und dann ist das Glas ja auch gar nicht durchsichtig, – vermutlich ist es sehr dick.“ Sie ging ans Waschbecken des Hotelzimmers, drehte den Wasserhahn auf und hielt den Flaschenhals unter den

Wasserstrahl: „Probieren wir es noch einmal mit heißem Wasser“, schlug sie vor. „Wenn sich das Glas erwärmt, dann dehnt es sich. Vielleicht löst sich dann der Pfropfen.“

Als sie eine Stunde später zum Abendessen ins Restaurant hinuntergingen, hatte Philipp neben der Nagelfeile nicht nur Omas Stielkamm abgebrochen, sondern auch sämtliche Messerchen und Werkzeuge seines roten Schweizer Messers demoliert. „Blöde Flasche“, schimpfte Frau Weber.

„Weißt du was“, meinte Philipp, „Wenn du die Flasche nicht gebrauchen kannst, dann schenk sie doch ganz einfach mir!“

HOFFNUNGSSCHIMMER

Kalatur hatte neue Hoffnung geschöpft. Er hatte gespürt, wie nach langer Zeit wieder einmal jemand versucht hatte, den Pfropfen der Glasflasche zu lösen. Aber der Bann der alten Schat-Emach wirkte noch immer, obwohl sie selbst schon vor vielen Jahrtausenden zu Staub zerfallen sein musste. Der Bann würde womöglich seine langsam verlöschenden Energien überdauern. Kalatur wusste nicht, wie oft er schon den Tag verwünscht hatte, an dem er sich von Sanheb, dem alten Mardukpriester, hatte überreden lassen, von seiner einfachen Kürbiskalebasse in die wertvolle Glasflasche umzuziehen. Er hatte seit Anbeginn in Kalebassen gewohnt. Sie waren zweckmäßig und bequem, und wenn sie anfangen zu verrotten, hatte er sich eine Neue besorgt. Kurzzeitig hatte er auch einmal in einem Tonkrug gewohnt. Der war zwar wesentlich geräumiger gewesen, aber wegen der weiten Öffnung hatte er seine Energien nicht so gut sammeln können. Nach ein paar Tagen war er wieder in seine gewohnte Kalebasse zurückgekehrt. Dann war plötzlich Sanheb mit der blauen Glasflasche aufgetaucht. „Kalatur, mächtiger Geist des Rauches“, hatte der Priester zu ihm gesprochen, „dieser ausgehöhlte Kürbis, in dem du wohnst, ist deiner nicht würdig. Er taugt als Nutzgefäß für Bauern und einfache Leute, aber nicht als Wohnung für einen mächtigen Geist.“ Mit einer großen Geste hatte Sanheb die blaue Glasflasche aus seinem Gewand gezogen. Kalatur hatte noch nie zuvor ein solch großes Gefäß aus Glas gesehen. Meist wurden nur kleine Tiegel und Behältnisse aus Glas hergestellt, und nur sehr reiche Leute konnten sich ein Salbentöpfchen aus buntem Glas leisten. „Die Flasche ist ein Geschenk von König Nebukadnezar“, hatte er gesagt. „Sie ist ein Kunstwerk. Ein Handwerker aus Assur hat sie um einen Kern aus Sand gefertigt. Ich möchte sie dir schenken, als Dank für deine Dienste.“

Kalatur hatte sich geschmeichelt gefühlt und war in die Flasche gezogen. Der diffuse blaue Lichtschein, der ins Innere drang, hatte ihm gefallen, und er war geblieben, obwohl die Flasche wesentlich enger war als seine alte Kalebasse. Es hatte ihm nichts ausgemacht.

Jeden Tag war er durch den Flaschenhals geströmt, hatte sich zur Riesengestalt anwachsen lassen, war als Rauchsäule umhergeschwebt, hatte die Wünsche Sanhebs und später die Befehle Siduris befolgt. Um neue Energie zu sammeln, hatte er sich wieder in seine Wohnung zurückgezogen – bis zu jenem unglückseligen Tag, an dem Eninki die Flasche verschlossen hatte. Da war die Flasche zu seinem Gefängnis geworden. Anfangs hatte er die Tage seiner Gefangenschaft gezählt, die Wochen, Monate, Jahre, die Jahrhunderte. Irgendwann, vor endlos langer Zeit, als bereits mehr als zweitausend Jahre vergangen waren, hatte er aufgehört zu zählen. Und nun war es ihm, als vernehme er ein stetes, leises Brummen und Dröhnen und er hatte das Gefühl, als wenn er durch die Lüfte flöge.

„Aber kann ich denn meinen Wahrnehmungen noch trauen?“, fragte er sich. „Welcher Adler könnte die glatte Glasflasche mit seinen Klauen packen? Oder hat jemand die Flasche in das große Meer geworfen, das die Phöniker mit ihren Schiffen befahren? Dann versinke ich jetzt womöglich in einer nicht endenden Tiefe? Aber nein, mir war doch, als hätte man meine Flasche in eine Truhe oder Kiste gepackt, so finster ist es rings um mich. Nicht der geringste Lichtschein dringt in mein Gefängnis. Ach, wie oft bin ich wohl samt meiner Flasche, in Packen und Körben verstaut, schon in der Welt herumtransportiert worden? Auf rumpelnden Eselskarren und auf dem schaukelnden Rücken von Kamelen! Früher konnte ich noch alles verstehen, was draußen gesprochen wurde. Ich habe gehört, was ringsum geschah, habe mit angehört, wie die alte Königsamme jenem fremden Händler einen ganzen Beutel voll Gold mitgegeben hat – nur, damit er mich an den Rand der Welt bringt. Längst sind seine Gebeine in der Wüstensonne ausgebleicht und zerfallen, weil er wegen des Goldes von Räubern ausgeraubt und erschlagen wurde. Ich konnte ihm nicht helfen, musste hilflos zuhören. Sie haben sein Gold an sich genommen und all seine Habe – und meine Flasche natürlich auch. Kostbare Öle haben sie in der Flasche vermutet. Lange haben sie sich mit dem Pfropfen abgeplagt und schließlich vor lauter Wut versucht, das Glas zu zerschlagen.“ Kalatur seufzte in seinem Gefängnis ungehört vor sich hin. „Ach, ich habe auch aufgehört zu zählen, wie oft Menschen versucht haben, die Flasche zu öffnen. In allen nur erdenklichen Sprachen haben sie gesprochen, und ich bin immer weiter transportiert worden – bis nach Ägypten. Lange, lange Zeit muss meine Flasche dann in irgendwelchen Ecken oder Kisten herumgelegen haben, und nur ab und zu hat sich jemand vergeblich mit dem Pfropfen abgemüht. Und dann bin ich ganz plötzlich wieder weitertransportiert worden. Es muss ein seltsames, gefährliches Tier gewesen sein, auf dessen Rücken man mich samt meiner Flasche geladen hat. Es schaukelte nicht wie die Kamele, sondern rumpelte und dröhnte ganz fürchterlich. Und weil ich die Stimmen der Menschen nur noch als leises, unverständliches Murmeln vernehmen kann, weiß ich weder, wie das Tier hieß noch wo ich jetzt bin.“ Kalatur drehte und kringelte sich. „Wenn ich nicht bald aus dieser Flasche herauskomme, ist es aus mit mir“, stöhnte er.

DIE BEFREIUNG

Zorro hatte dösend auf seiner Decke gelegen. Nun hob er den Kopf, stellte die Ohren auf und knurrte. „Sei still“, befahl Philipp, „ich hab eine grässliche Hausaufgabe auf und muss meine grauen Zellen anstrengen!“ „Dear Mark,“ hatte er bis jetzt in sein Heft geschrieben. „I spent my Easter holydays in ...“ Suchend blätterte Philipp im Wörterbuch. „Aha, ‚Marokko‘ heißt auf Englisch ‚Morocco‘. Für diese verflixte Hausaufgabe muss ich ganz bestimmt noch tausend Wörter nachschlagen“, schimpfte er. - Zorros Knurren steigerte sich zu einem dunklen Donnerrollen.

„Ich hätte dich mit in die Schule nehmen sollen, damit du unseren Mr. Bean anknurrst. So eine Schnapsidee von dem: ‚Stellt euch vor, ihr hättet einen Brieffreund in London. Schreibt ihm, wie ihr eure Osterferien verbracht habt!‘ Also ganz ehrlich, wenn ich bei dir zu Hause geblieben wäre, hätte ich mich leichter getan: ‚Ich ging jeden Morgen mit meinem Hund Gassi und spielte nachmittags mit meinen Freunden Fußball.‘ Punkt und fertig! Das hätte ich ganz schnell übersetzt. Gut, was ‚Gassi gehen‘ auf Englisch heißt, weiß ich auch nicht. Aber zwei Wochen mit dem Bus durch Marokko – Fes, Rabat, Marrakesch – immer mit einem abgehalfterten Pauker im Nacken und einer Großmutter, die auf jedem Markt einkauft wie eine Wilde – Lederbeutel, Silberarmbänder, alte, blaue Glasflaschen – das wird ein endlos langer Brief! Aber warum erzähl ich dir das alles? Du bist ja nur ein dummer Hund und versteht nichts von dem, was ich dir sage!“ Zorro war von seiner Decke aufgesprungen. Sein schwarzes Fell sträubte sich, und mit hochgezogenen Lefzen fletschte er drohend die Zähne.

„He, war nicht so gemeint“, witzelte Philipp, „du bist selbstverständlich der klügste und schlaueste Hund, den ich kenne. Aber bei dem blöden Brief kannst du mir leider nicht helfen!“ Philipp stemmte den Ellbogen auf den Schreibtisch und stützte den Kopf ab. „Also, ich schreibe am besten, dass wir bis nach Agadir geflogen und dann mit dem Bus gefahren sind, dass wir viele Moscheen besichtigt haben ... Was heißt wohl Moschee auf Englisch?“ Philipp griff wieder nach dem Wörterbuch und blätterte. „K, l, m ...“, murmelte er vor sich hin, „mo... – Morphium, morsch, Mörser, Mörtel ...“, suchend fuhr er mit dem Finger über die Zeilen. „Verflixst nochmal Zorro, warum bellst du das Regal an? Sei endlich still!“ Zorro hörte auf zu bellen und verlegte sich wieder auf sein dumpfes Grollen. „‚Mosque‘ – ich hab’s gefunden. Moschee heißt ‚mosque‘! Philipp notierte es auf einem Schmierblock. Zorro sprang mit wütendem Gebell vor dem Regal in die Höhe. „Zorro, du führst dich auf, als wenn sich des Nachbarn fatter Kater in meinem Regal versteckt hätte! Oder ist es am Ende die Flasche, die dich so aufregt?“ Philipp hatte den Stift beiseitegelegt und war von seinem Schreibtisch aufgestanden. Einen kurzen Moment lang war es ihm so vorgekommen, als hätte die blaue Glasflasche, die seine Großmutter nicht mehr hatte haben wollen, violett geschimmert. „So ein Quatsch“, sagte er und setzte sich wieder an

seinen Schreibtisch. „Aber das könnte ich übrigens auch schreiben: ‚Meine Großmutter kaufte eine alte, blaue Flasche, aber wir könnten den Pfropfen nicht öffnen.‘“

In diesem Moment kam Philipp eine zündende Idee: „Mensch, wir haben doch ‘ne Bohrmaschine! Die kleine, handliche Akkumaschine, die mein Vater neulich gekauft hat. Damit könnte ich es mal probieren!“ Im nächsten Moment war er aufgesprungen und hatte die verflixte Hausaufgabe vergessen. Er schnappte sich Oma Webers Souvenir aus Marrakesch, das er auf eines der oberen Borde in seinem Regal gestellt hatte, und stieg die Kellertreppe hinunter. Zorro rannte mit wütendem Gebell hinter ihm her.

„Komisch“, dachte sich Philipp, „bisher ist mir noch gar nicht aufgefallen, dass die Flasche in verschiedenen Farben schimmert. Jetzt sieht sie beinahe rot aus. Wird wohl an der neuen Leuchtstoffröhre liegen, die mein Vater neulich in seiner Kellerwerkstatt installiert hat.“ Philipp suchte sich aus Vaters Bohrern einen passenden aus und spannte ihn ins Bohrfutter der Bohrmaschine, während Zorro unablässig knurrte und bellte.

„Mist“, schimpfte er, „Ich kann die Maschine nicht mit einer Hand halten. Was mach ich jetzt? Ich weiß es - ich spanne die Flasche in den Schraubstock. Das Glas ist ja so dick, das geht bestimmt nicht kaputt!“ Vorsichtshalber wickelte er die Flasche in ein altes Handtuch, bevor er langsam und vorsichtig die Backen des Schraubstocks zudrehte.

„Jetzt sieht die Flasche auf einmal grün aus“, fand Philipp. „Das kommt wohl vom Handtuch. Das ist auch grün.“ Mit beiden Händen fasste er die Bohrmaschine und setzte den Bohrer am hartnäckigen Pfropfen an, aber die Flasche begann, zwischen den Backen des Schraubstockes zu rutschen. Philipp legte die Bohrmaschine auf der Werkbank ab, drehte den Schraubstock noch ein wenig fester – und plötzlich zerbarst die Flasche mit einem ohrenbetäubenden Knall!

Philipp stand vor Schreck wie gelähmt. Weißer Rauch erfüllte den Raum und sank nun langsam zu Boden. Zorro, der aufgehört hatte zu bellen, stand mit eingezogenem Schwanz in der Tür und jaulte. Der weiße Rauch schwebte über dem Fußboden, bildete einen Kringel und zerfloss wieder. „Was ist das?“, schoss es Philipp durch den Kopf. „Giftige Dämpfe? Säure? Gas?“ Aber der Rauch war geruchlos. Er kringelte sich, floss wieder auseinander, kringelte sich von Neuem. Mit einem Mal wurde der Kringel kraftvoller, wirbelte schneller und schneller, bis er aussah wie eine Windhose. Unfähig sich zu rühren, starrte Philipp auf das seltsame Schauspiel. Plötzlich wurde der Rauch dichter und formte sich zu einer menschlichen Gestalt. Philipp wollte schreien, öffnete den Mund, aber der Schrei blieb ihm im Hals stecken. Zorro machte einen Satz nach vorne. Mit wütendem Kläffen sprang an der Gestalt hoch, wollte sie mit seinen Zähnen packen - doch im gleichen Augenblick zerfiel die Gestalt wieder zu weißem Rauch. Winselnd wich Zorro zurück, während der Rauch sich wieder über den Fußboden kringelte, erneut zu wirbeln begann und wieder zerfloss.

Kalatur kämpfte einen schier aussichtslosen Kampf. Wenn es ihm jetzt nicht gelang, seine Energie zu konzentrieren, würde sie immer weiter auseinanderfließen. Es wäre sein Ende, er könnte sich unmöglich erneut materialisieren. Wäre das schwarze Tier nicht gewesen, hätte er es längst geschafft. Aber der Angriff hatte im sensibelsten Moment seine Konzentration gestört. Wie viele Jahrtausende hatte er auf den Augenblick seiner Befreiung gehofft, hatte sich vorgestellt, wie er durch den Flaschenhals nach oben strömen würde – aber mit dem Zerschlagen der Flasche hatte er nicht gerechnet. Unvorbereitet war seine Energie auseinandergeströmt, die durch die lange Gefangenschaft immer schwächer geworden war. Aber jetzt, jetzt musste er es schaffen! Seine Energie zentrierte sich, wirbelte aufwärts – und Kalatur fühlte, wie er wieder Gestalt annahm ...

Der kleine Raum war so hell, als ob in ihm die Sonne schiene. Aber es war nicht die Sonne, sondern eine lange, dünne Stange, die so hell strahlte. Sie war an der Decke festgemacht und warf ihr Licht auf allerlei seltsame Dinge, die an den Wänden des Raumes aufgereiht waren. In der Türöffnung lauerte das schwarze Tier. Es sah aus wie ein Wolf, bellte und knurrte aber wie ein Hund. Wieder setzte es zum Angriff an, aber wie er es von Hunden gewöhnt war, wich es auch diesmal winselnd und mit eingezogenem Schwanz zurück. Neben dem schwarzen Tier stand ein merkwürdiger Junge mit goldgelben Haaren. Er trug ein buntes Obergewand, das mit geheimnisvollen Zeichen bedeckt war und seine Beine steckten in eigentümlichen blauen Röhren. Der Junge starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Kalatur war noch schwach. Um jede weitere Attacke im Vorfeld abzuwehren, fuhr er den Jungen mit seiner dröhnenden Stimme an:

„Weh dir, du Elender, du hast meine Wohnung zerstört!“

Der Junge hatte zwar sichtlich Angst, ließ sich aber doch nicht so einfach einschüchtern.

„Na hör mal“, protestierte er mit einer Stimme, die nur ganz leicht zitterte, „ich hab dich befreit! Du warst eingeschlossen – wahrscheinlich schon ziemlich lange. Du solltest mir nicht drohen, sondern dankbar sein! Wer bist du überhaupt?“

„Ich bin Kalatur, der Geist des Rauches!“, antwortete er, ohne zu dröhnen und mit deutlich milderem Ton. Er fand, dass der Junge im Grunde durchaus Recht hatte.

„Hi, Kalatur“, sagte der Junge, so, als ob er jeden Tag mit Rauchgeistern zu tun hätte, „ich bin Philipp, Philipp Baumann.“ Aber das leichte Zittern war noch immer in seiner Stimme.

„Und was ist das für ein wildes Tier neben dir?“

„Das ist Zorro. Er ist kein wildes Tier, sondern ein Belgischer Schäferhund!“

„Du bist also ein Schafhirte!“, stellte Kalatur fest.

„Nein, wir haben keine Schafe. Ich gehe noch zur Schule, und Zorro muss auch keine Schafe hüten. Wir haben ihn nur so, weil wir ihn mögen!“

Der Junge, der den eigenartigen Namen Philipp trug und so absonderlich aussah, gefiel Kalatur, aber er war der Meinung, dass er keine Schwäche zeigen durfte. „Wenn du mir eine neue Wohnung besorgst, wird dir nichts geschehen!“, sagte er, und ließ seine Stimme wieder ein wenig dröhnen.

„Wenn es weiter nichts ist“, beeilte sich der Junge zu beschwichtigen, „eine Flasche findet sich schon irgendwo!“

„Ich will keine Flasche, sondern eine Kalebasse!“

„Eine Kalebasse? Meinst du so einen langen ausgehöhlten Kürbis? So etwas habe ich nicht, und ich weiß auch nicht, wo ich so etwas auftreiben könnte. Und außerdem – du hast ja bis jetzt auch in einer Flasche gewohnt!“

„Die Flasche war mir zu eng. Kalebassen sind bequemer!“, antwortete Kalatur mit verstärktem Dröhnen.

„Deine Flasche war ja auch sehr klein. Es gibt doch viel größere, die sind auch bequem!“ Die Stimme des Jungen begann wieder merklich zu zittern. „Ich zeig dir eine!“

Der Junge Philipp drehte sich um, verließ den hellen Raum, und urplötzlich war auch der Nebenraum so hell, als ob darin die Sonne schiene. Als Kalatur dem Jungen folgte, beugte der sich gerade über einen großen Korb und murmelte erschrocken vor sich hin: „So ein Mist, ich musste ja gestern alle leeren Flaschen zum Altglascontainer bringen!“ Kalatur verstand nicht, was er damit meinte, aber im nächsten Moment hielt Philipp ein schmales, grünes Ding hoch und sagte: „Im Augenblick habe ich allerdings nur die hier. Sie hat eine sehr moderne Form. Da war Olivenöl drin!“

„Die ist ja eckig! Darin kann ich meine Energie nicht konzentrieren! Wenn du mir nicht bald eine neue, passende Wohnung besorgst, ergeht es dir schlecht!“, drohte Kalatur. Der Junge, der ohnehin schon eine außergewöhnlich helle, blasse Haut hatte, wurde noch blasser.

„Keine Sorge, Flaschen gibt es zur Genüge. Ich glaube, in der Küche steht noch irgendwo eine halbe Flasche Orangensaft rum.“

Kalatur folgte dem blasshäutigen Jungen und dem schwarzen Hund über Stufen nach oben in die Küche. Es war eine seltsame Küche, denn Kalatur konnte nirgendwo eine Feuerstelle entdecken. Der Junge ging zu einer silberfarbenen Truhe, die hochkant stand und sich erstaunlicherweise nach vorne öffnen ließ. Auch in dieser Truhe schien seltsamerweise die helle Sonne zu scheinen, und ihr entströmte eine erstaunliche Kälte. Der Junge entnahm

der Truhe eine große Flasche, durch die man doch tatsächlich hindurchsehen konnte. Sie war zur Hälfte mit einer gelben Flüssigkeit gefüllt.

„Ich denke, die ist groß genug“, sagte er, „da passt ein ganzer Liter rein!“ Er goss die Flüssigkeit in eine Schüssel, die ebenfalls silbrig glänzte, und augenblicklich verschwand der Trank unsichtbar durch ein Loch. Kalatur überlegte, ob der Junge nicht vielleicht ein Magier war. Philipp bewegte mit der Hand ganz leicht einen silbernen Knauf, und plötzlich floss Wasser aus einem silberfarbenen Rohr hervor. Er spülte damit die Flasche aus, hielt sie ihm hin und sagte: „Bitteschön, du kannst jederzeit einziehen!“

„Niemals! Durch diese seltsame Flasche kann man ja hindurchsehen. Darin kann ich unmöglich wohnen!“ Kalatur verstärkte das Furcht einflößende Dröhnen. Er wollte sich mit seiner neuen Behausung so schnell wie möglich durch die Lüfte auf und davon machen. „Du solltest meine Geduld nicht unnötig auf die Probe stellen!“, drohte er.

„Null Problemo“, meinte der Junge leichthin. Aber Kalatur bemerkte, dass mittlerweile nicht nur die Stimme Philipps zitterte, sondern auch seine Hände. „Ich kann dir die Flasche anmalen! Ich müsste noch irgendwo in meinem Zimmer ein paar Gläser Plakafarben haben, die decken absolut dicht; dann kann niemand in deine Wohnung hineinsehen!“

„Ich glaub, ich spinne! Ich bin verrückt geworden! So was gibt’s doch gar nicht!“, fuhr es Philipp durch den Kopf. Er hatte einen Pinsel in grüne Farbe getaucht und malte damit breite Längsstreifen auf die Saftflasche. „Hättest du die Flasche gerne rot oder grün?“, hatte er Kalatur gefragt. „Blau ist mir leider ausgegangen.“

„Rot und grün!“, hatte der seltsame Geist befohlen. Philipp nahm einen zweiten Pinsel, färbte die freien Flächen rot und hoffte, dass das furchterregende Wesen, das hinter ihm im Zimmer stand, nicht bemerkte, dass seine Hände vor Angst zitterten. „War am Ende irgendein Gas in der Flasche, welches Halluzinationen hervorruft?“, überlegte Philipp. „Dann bilde ich mir das alles womöglich nur ein. Das würde die Sache einigermaßen erklären.“

Zorro, der in der Tür stand, knurrte noch immer drohend vor sich hin. „Aber der Hund? Kann der sich denn auch etwas einbilden?“, fragte sich Philipp. „Nein, das glaube ich nicht. Vielleicht träume ich ja das Ganze nur?“ Er kniff sich heftig in den Oberarm und war so erschrocken, als es wirklich wehtat, dass er den Pinsel mit der roten Farbe aufs Englischheft fallen ließ.

„Bist du jetzt endlich fertig?“, dröhnte Kalaturs Stimme an sein Ohr.

„Ja, aber die Farbe ist noch nicht trocken. Wird noch eine halbe Stunde dauern.“

„Dann sehe ich mich einstweilen ein wenig in der Gegend um. Mach in der Zwischenzeit keine Dummheiten, sonst ergeht es dir schlecht!“, drohte Kalatur. Er war ans Fenster gegangen, streckte die Arme nach vorne, um hinauszufiegen, hob mit den Füßen vom Boden ab – und stieß mit den Fingern heftig gegen die Scheibe.

„He, was soll das, hast du noch nie `ne Fensterscheibe gesehen?“, rief Philipp. Er war vor Schreck von seinem Schreibtisch aufgesprungen und hätte um ein Haar die frisch bemalte Flasche umgeworfen.

„Nein“, gestand Kalatur. Auch er war erschrocken. Beinahe wäre seine Energie, die noch immer instabil war, wieder auseinandergeflossen.

„Du musst ja mächtig lange in deiner Flasche eingeschlossen gewesen sein, wenn du keine Fensterscheiben kennst!“

„Ich habe aufgehört, die Jahre zu zählen.“

„Und wie lange hast du gezählt?“

„Zweitausend Jahre lang habe ich die Tage und Wochen, die Monate und Jahre gezählt. Aber als sie verflossen waren, hatte ich keine Lust mehr. Das Zählen hat nichts genützt.“

Philipp stieß einen erstaunten Pfiff aus. „Und wo kommst du eigentlich her? Aus Marokko?“

„Nein, von einem Land mit Namen Marokko habe ich noch nie gehört. Ich komme aus dem Zweistromland.“

„Zweistromland? Meinst du Mesopotamien, das Land zwischen Euphrat und Tigris? Da war doch erst kürzlich was. Um klar, der Krieg. Das Land heißt jetzt übrigens Irak.“

„Die Menschen führen also noch immer Kriege. Das wundert mich nicht. Weißt du, wer jetzt König in Babylon ist?“

„In Babylon? Da gibt es schon lange keinen König mehr. Soviel ich weiß, sind von Babylon nur noch ein paar Ruinen übrig geblieben. Hat dich wohl der König von Babylon in der Flasche eingeschlossen?“

„Nein. Es war Eninki, die alte Amme von König Nebukadnezar!“

„Wow! Nebukadnezar! Über den steht doch so eine Geschichte in der Bibel. Ich sehe mal nach, wann der gelebt hat. Dann kann ich dir ausrechnen, wie lange du eingeschlossen warst.“ Philipp schob seinen Stuhl vor den Computertisch und schaltete den PC ein. Urpötzlich war seine Angst der Neugier gewichen. Aufgeregt blätterte er die Mappe mit seinen CDs durch.

„Großes Universallexikon“, Philipp hielt Kalatur die Disc entgegen, „da steht bestimmt was drin über diesen Nebukadnezar, und wenn nicht, finde ich es im Internet!“

„Schreiben die Menschen in diesem Land auf solch dünne, silberne Scheiben?“, fragte Kalatur erstaunt. „Ich sehe gar keine Keilschrift?“

„Die Menschen benützen längst keine Keilschrift mehr“, erklärte Philipp. „Wir schreiben mit Tinte, Kugelschreiber oder Bleistift auf Papier – sofern wir es überhaupt noch mit der Hand tun. Diese silbernen Scheiben hier kann nur der Computer beschreiben, und natürlich braucht man den auch um den Inhalt der silbernen Discs zu lesen. Aber ganz ehrlich, das ist alles so kompliziert, dass ich dir das gar nicht so genau erklären kann!“

„Du musst doch ein Magier sein“, stellte Kalatur staunend fest, als Philipp die CD ins Laufwerk geschoben hatte und die ersten Schriftzeichen über den Bildschirm flimmerten.

„Nein, leider nicht“, gab ihm Philipp zur Antwort. „So einen Computer hat heute schon beinahe jeder Erstklässler. Sogar meine Oma hat einen.“ Doch im nächsten Moment dachte er sich: „Ich bin ein Trottel! Ich hätte ihn in dem Glauben lassen sollen! Als Magier hätte ich den seltsamen Rauchgeist aus dem alten Babylon viel besser in Schach halten können. Aber wozu der verpassten Gelegenheit nachtrauern; der Computer und all das andere moderne Zeug beeindruckt ihn schwer genug!“ Mit geübten Fingern tippte Philipp den Namen „Nebukadnezar“ in das Suchfeld und drückte die Entertaste.

„Oh“, sagte er erstaunt, „da gab es vier!“

„Vier was?“

„Vier Könige mit dem Namen Nebukadnezar. Der aus der Bibel, der die Juden ins babylonische Exil geführt hat, das war der Zweite. Er war von 605 bis 562 vor Christus König von Babylon. Sein Vater hieß Nabopolassar.“

„Ich kenne keinen Nabopolassar, und ich kenne auch nur einen König Nebukadnezar!“

„Dann muss das zwangsläufig Nebukadnezar der Erste gewesen sein! Mannomann, der soll von 1126 bis 1104 vor unserer Zeitrechnung König von Babylon gewesen sein. Das heißt, dass du mehr als dreitausendeinhundert Jahre eingeschlossen warst! Der reine Wahnsinn!“

„Die Zauberin Schat-Emach, das war Eninkis Freundin, hat die Flasche mit einem Bann belegt. Niemand konnte sie öffnen. Sie hatte gehofft, dass meine Energie erloschen sein würde, bevor der Bann nachlässt. Es wäre ihr beinahe gelungen.“

Philipp blickte von seinem Computer zu Kalatur, dessen Energie wieder sichtbar zunahm. Langsam wurde er immer größer und stieß nun schon beinahe mit dem Kopf an der Zimmerdecke an. Philipp kratzte sich am Kopf und meinte: „Sag mal, müsstest du jetzt nicht

sagen: ‚Mein Herr und Meister, du hast mich aus meinem Gefängnis befreit. Was immer du auch wünschst, ich werde es dir erfüllen?!‘“

„Nein!“, entgegnete Kalatur und sein Gesicht verfinsterte sich.

„Nein?“

„Nein! Wer sich meiner Dienste bedienen will, muss die Formel kennen!“

Philipp sah enttäuscht drein. „Ach so, eine Formel. Also in den Märchen aus ‚Tausendundeine Nacht‘ brauchte man keine Formel.“

„Ich bin keine Märchenfigur. Ich bin Kalatur, der Geist des Rauches. Es ist anzunehmen, dass nach dreitausend Jahren niemand mehr lebt, der die Formel kennt, mit der er mich in seine Dienste rufen kann. Und deshalb kann mich auch niemand mehr zwingen, meine Kräfte für Intrigen und niedere und schlechte Taten einzusetzen!“

„Ach, ach so“, stotterte Philipp verlegen. „Also ganz ehrlich, ich wollte nichts Niederes und Schlechtes von dir. Ich hatte nur gehofft, dass du ein klein bisschen bei meiner Hausaufgabe nachhilfst. Die Sache mit deiner Flasche hat mich nämlich ziemlich aufgehalten. Wenn ich dich nicht befreit und dir eine neue Flasche angemalt hätte, wäre ich schon längst fertig damit. Und bevor meine Mutter nachhause kommt, muss ich ja auch noch die Spülmaschine ausräumen.“ Kalaturs Gesicht hellte sich wieder etwas auf. „Was ist das für eine Hausaufgabe?“

„Ich muss einen Brief in englischer Sprache schreiben!“

„Ich kenne diese Sprache nicht!“

„Nein? Aber Deutsch kannst du! Das hat bei den alten Babyloniern doch sicher auch niemand gesprochen. Und trotzdem beherrschst du es fehlerfrei und ohne jeden Akzent.“

„Ich kann mit jedermann in seiner Sprache sprechen!“, erklärte Kalatur. „Aber ich kann nicht irgendetwas in eine Sprache übertragen, von der ich noch nie gehört habe und deren Schriftzeichen ich nicht kenne.“

„Verstehe“, nickte Philipp, „auch Rauchgeister kochen nur mit Wasser. Aber wenn du mir nicht helfen kannst, dann musst du mich jetzt bitte entschuldigen, denn das wird ein langer Brief. Ich muss berichten, was ich in den Osterferien gemacht habe. Und das war echt eine ganze Menge. Ich bin nämlich mit meiner Großmutter in Marokko gewesen und dort haben wir auf einem Markt deine verzauberte Flasche gekauft. Ich muss also sehr viele Vokabeln, die ich nicht kenne, im Wörterbuch nachschlagen.“

„Wer verlangt diese Hausaufgabe von dir?“, fragte Kalatur.

„Studienrat Robert Bohne. Wir nennen ihn eigentlich immer ‚Mr. Bean‘. Das ist nämlich sein Spitzname. Wir haben ihn in Englisch und Deutsch, und außerdem ist er auch unser Klassenlehrer!“

„Nun ja“, meinte Kalatur, etwas umgänglicher geworden, „ich verstehe, dass du meinetwegen in Zeitdruck gekommen bist. Ich kann dir zwar nicht beim Verfassen des Briefes helfen, – aber ich kann mir deinen Lehrer vornehmen. Ich bin sehr erfahren im Umgang mit Lehrern!“

„Tatsächlich? Was willst du mit ihm machen?“

„Nun, das ist ganz einfach. Ich fliege in seine Wohnung, packe ihn am Gewand, schüttle ihn ein wenig und sage ihm, dass er dich zukünftig nicht mehr mit Hausaufgaben plagen soll.“

Philipp grinste bei der Vorstellung über das ganze Gesicht. „Sehr gut!“, feixte er.

„Wenn das nicht ausreicht“, fuhr Kalatur fort, „klemme ich ihn mir unter den Arm, fliege mit ihm über die Dächer der Stadt und drohe, ihn in den Euphrat zu werfen!“

„Das ist klasse! Super! Einfach genial!“ Philipp prustete vor Lachen und klopfte sich vergnügt auf die Schenkel. „Nur das mit dem Euphrat, das klappt leider nicht. Wir sind hier nicht in Babylon, sondern in Alsberg. Da fließen nur ein paar kleine Bäche. Die werden ihn wohl nicht sonderlich beeindrucken. Aber ganz in der Nähe gibt es einen Stausee, der tut’s vielleicht auch!“

„Dann beseitige die durchsichtigen Scheiben an deinem Fenster, damit ich hinausfliegen kann!“, befahl Kalatur.

Philipp wurde wieder ernst: „Nein, lass das Kalatur. Das klang im ersten Moment zwar furchtbar komisch, aber das geht nicht!“

„Doch, das geht. Ich kann dir versichern, dass dies eine erprobte und äußerst wirksame Methode ist. Gilgal, der Lehrer von Nebukadnezars Söhnen, ist daraufhin regelrecht durchgedreht!“

„Kein Wunder, dass sie dich in deiner Flasche eingesperrt haben! Nein, der Bohne kriegt vielleicht vor Schreck einen Herzinfarkt. Oder er geht nach deiner Spezialbehandlung zur Polizei und erzählt, ein Geist im roten Lendenschurz wäre mit ihm durch die Luft geflogen und hätte ihn von oben in den Stausee fallen lassen. Mensch, die lassen ihn ja glatt in die Klasmühle einweisen!“

„Dann bist du ihn los!“

„Den Bohne vielleicht. Aber dann kriegen wir umgehend einen neuen Klassenlehrer, und das könnte dann womöglich ein unangenehmer Typ sein. Unser Mr. Bean ist nämlich gar

nicht so übel. Hätte ich nicht gleich in der ersten Stunde voll Stolz erzählt, dass ich in den Ferien in Marokko war, wäre ich mit ein paar simplen, kurzen Sätzen davongekommen.“

Kalatur's Gesicht hellte sich auf. Dieser Philipp gefiel ihm immer mehr. „Du bist ein guter Junge“, sagte er. „Vielleicht kann ich dir anderweitig helfen. Zeige mir, was es mit dieser Spülmaschine auf sich hat, die du ausräumen musst!“

Philipp sah von seinem Heft auf und lauschte. Ab und zu drang leises Klappern an sein Ohr. „Ich hoffe nur, dass er nichts zerbricht!“, dachte er sich. Es hatte ihn amüsiert, dem Geist aus dem alten Babylon eine moderne Küche zu zeigen. Natürlich hatte Kalatur noch nie im Leben eine Spülmaschine gesehen, keinen Kühlschrank und kein Spülbecken. Und dass man auf einer Glasplatte, die nicht mal heiß wird, kochen kann, hatte er schon gar nicht glauben wollen. Aber am meisten hatte Kalatur gewundert, dass Menschen, die solch feine Dinge besitzen, sich keine Diener leisten konnten. Philipp musste schmunzeln, als er daran dachte. Er hatte dem Geist den Inhalt der Küchenschränke gezeigt, ihm erklärt, wozu man Gabeln benötigt, Schneebesen, Nudelsiebe, und all das andere Zeug, das in einer Küche in vielen Schubladen seinen festen Platz hat, und Kalatur hatte sich alles eingepägt. „Ich muss als Erstes die Strukturen dieser modernen Welt verstehen“, hatte er zu Philipp gesagt. Jetzt hatte er sich also hörbar an die Arbeit gemacht. Philipp wandte sich wieder seinem Heft zu. Er war fast fertig mit der Hausaufgabe. Die Sätze waren ihm plötzlich wie von selbst aus der Feder geflossen, und Vokabeln, die er nicht kannte, hatte er auf Anhieb im Wörterbuch gefunden. Auch Zorro hatte sich wieder beruhigt. Er lag zusammengerollt auf seiner Decke und döste. Nur ab und zu hob er seinen Kopf und lauschte auf das Klappern, das aus der Küche drang. Aber nachdem es seinem Herrchen nichts auszumachen schien, dass dieses seltsame Wesen in der Küche hantierte, beschloss er, es zu tolerieren.

Das Klirren zerbrechenden Porzellans schreckte Philipp auf. Als er in die Küche kam, hielt Kalatur die große Salatschüssel in der Hand. Aber sie war heil – nirgendwo waren Scherben zu sehen - doch Kalatur's riesige Gestalt begann merklich zu schrumpfen.

„Ich bin erschöpft“, erklärte er mit hörbar schwacher Stimme, „meine Energie ist nach der langen Gefangenschaft noch nicht stabil. Ich muss sie regenerieren.“

Staunend sah Philipp, wie sich Kalatur plötzlich in Rauch auflöste. Begleitet von Zorros Jaulen und Bellen zog der Rauch durch den Flur in Philipps Zimmer, bildete einen Wirbel und verschwand durch den Flaschenhals im Inneren der rot-grün angemalten Saftflasche. Mit offenem Mund starrte Philipp die bunte Flasche an. Aber dann rutschte seine Hand ganz automatisch in die Hosentasche, und als er sie wieder herauszog, hatte er den Schraubverschluss in der Hand. Er hatte ihn unbemerkt in der Hosentasche verschwinden

lassen, nachdem er die Saftflasche ins Spülbecken geleert hatte. Ohne einen Augenblick zu zögern, schraubte er die Flasche zu. Der Spuk war vorbei.

FREIHEIT MIT HINDERNISSEN

„Sehr gut“, lobte Herr Bohne, als Philipp ein wenig nervös seine Hausaufgabe vorgelesen hatte. „Die Satzstellung ist perfekt, das Imperfekt richtig angewandt und unregelmäßige Verben hast du auch reichlich eingebaut.“ Philipp atmete erleichtert auf. Er hatte sich in letzter Zeit in Englisch nicht besonders angestrengt. Eine Verbesserung seines Notenstands würde ihm gut tun.

„Und wer hat dir geholfen? Ein Cousin aus England? Eine Tante aus Amerika?“, schmunzelte Herr Bohne.

„Geholfen? Niemand!“, stotterte Philipp, aber Herrn Bohnes Augenzwinkern war zu entnehmen, dass er es ihm nicht glaubte.

„Na, hast du die geheimnisvolle Flasche inzwischen wenigstens aufbekommen?“, fragte der Lehrer amüsiert.

„Ja, das heißt - ich habe sie zerbrochen. Ich wollte sie aufbohren und habe sie in den Schraubstock gespannt, da ist sie plötzlich zerplatzt.“

„Und - was war drin? Ein Flaschengeist, der Englisch spricht?“, flachste der Studienrat. Philipps Zögern war so kurz, dass es weder der Klasse noch Herrn Bohne auffiel.

„Klar, ein Flaschengeist“, gab er zur Antwort, „aber er hat gesagt, dass er kein Englisch kann!“ Die Klasse kicherte. Philipp war für seine schlagfertigen Antworten bekannt.

„Na, wenn das so ist, kann ich dir ja guten Gewissens eine Eins eintragen“, meinte Herr Bohne. „Aber in Zukunft solltest du dein Heft nicht mehr als Malunterlage verwenden!“, mahnte er und deutete auf den roten Farbklecks, der Philipps Heft zierte.

„Oh, das - das war Zorro, mein Hund, er – er war ungeduldig und hat mich angestupst ...“, stotterte Philipp. Urplötzlich hatte ihm der rote Farbklecks in Erinnerung gebracht, dass der Geist aus der Flasche keine Witzfigur war und auch kein Traum und keine Einbildung. Auf dem Weg zur Schule hatte er noch versucht, sich das einzureden. Aber die bunte Saftflasche, die auf dem obersten Bord seines Regals stand, hatte er nicht aus Langeweile oder Jux und Tollerei bemalt. Sie sollte Kalaturs neue Wohnung sein. Jetzt war sie sein neues Gefängnis. Doch war die Flasche auch ein sicheres Gefängnis? Über diese Frage hatte er schon die halbe Nacht lang nachgegrübelt. So eine Glasflasche konnte leicht zerbrechen, und dann wäre Kalatur wieder frei. Er war nicht sicher, ob der Geist nicht doch gefährlich

war. Nach der langen Gefangenschaft war er gestern ganz offensichtlich noch nicht im Vollbesitz seiner Kräfte gewesen. „Ich muss die Flasche verstecken“, überlegte Philipp, während hinter ihm Stefan auf Englisch von einem Zoobesuch berichtete. „Aber wo?“ Vom Dachboden bis zum Kleiderschrank, vom Kompostsilo bis zum Gartenhäuschen hatte er alle Verstecke, die ihm eingefallen waren, bereits in der Nacht wieder verworfen.

Stefan hatte im Zoo sehr viele Tiere gesehen. „Sehr gut“, hörte Philipp den Lehrer loben, „aber den nordischen Elch, den mit den großen Schaufeln am Geweih, übersetzt man nicht mit ‚elk‘, sondern mit ‚moose‘“, korrigierte Herr Bohne.

„Schaufeln!“, schoss es Philipp durch den Kopf. „Natürlich, das ist es! Ich werde die Flasche vergraben! Irgendwo im Wald, wo außer Fuchs und Hase niemand hinkommt!“

Als Philipp die Haustür aufsperrte, begrüßte ihn Zorro wie üblich mit wilden Freudenstrüngen, denn es war Philipps Aufgabe, den Hund nach der Schule auszuführen. Hastig schlang Philipp das Essen hinunter, das ihm seine Mutter zurechtgemacht hatte und ging in sein Zimmer. Die angemalte Saftflasche stand noch immer auf dem obersten Regalbord, wo er sie gestern Abend hingestellt hatte. Aber die unteren Regalbretter waren zerkratzt, Bücher umgefallen, das Fernlenkauto lag am Boden. Zorro musste versucht haben, an die Flasche zu gelangen. Philipp nahm sie herunter und steckte sie in seinen Sportrucksack. In der Garage packte er noch die handliche, kleine Schaufel ein, die seine Mutter zum Pflanzen von Blumen benützte. Der Spaten, den er zuerst hatte mitnehmen wollen, war ihm zu sperrig und zu auffällig. Philipp schob sein Mountainbike aus der Garage, leinte den ungeduldig umherspringenden Hund an und bog auf den Radweg zum Ortsausgang ein.

Der Weg begann anzusteigen. Philipp schaltete in den nächsten Gang und trat ein wenig kräftiger in die Pedale. Zorro trabte gleichmäßig und mit aufgeregt wedelndem Schwanz neben ihm her. Philipp wollte gerade in den ungeteerten Waldweg einbiegen, als hinter ihm wildes Klingeln ertönte.

„He Phips, warte auf mich!“ Stefan! Er kam, windschnittig über den Lenker gebeugt, die Anhöhe heraufgestrampelt. Philipp und Stefan verbrachten viel freie Zeit miteinander, spielten zusammen Fußball, machten Computerspiele, heckten Dummheiten aus - aber jetzt kam Stefan ausgesprochen ungelegen.

„Wo willst du hin?“, keuchte Stefan, als er Philipp endlich eingeholt hatte.

„Oh, ich fahr nur so ein bisschen rum. Der Hund braucht Auslauf.“ Ihm war in der Eile leider keine triftige Ausrede eingefallen, mit der er Stefan hätte abschütteln können. „Ich begleite dich!“, entschied Stefan.

Der Waldweg war breit und gekiest und sie fuhren nebeneinander. Zorro sprang voraus, weil Philipp ihn von der Leine gelassen hatte. Einen schmalen Weg, der zu einer Anpflanzung führte, ließen sie links liegen. „Die Anpflanzung wäre ein guter Platz“, dachte Philipp. „Der Boden dort ist vermutlich weich, und ich könnte ohne Mühe tief genug graben.“ Er musste Stefan loswerden!

„Hast du Mathe schon gemacht?“, fragte er, in der Hoffnung, dass Stefan vor Schreck augenblicklich umdrehen würde, um sich die ungeliebte Hausaufgabe vorzunehmen. Er schob sie ganz sicher schon seit zwei Tagen vor sich her.

„Nö, ich hatte gehofft, dass ich vielleicht ein bisschen von dir abschreiben könnte.“

„Bin auch noch nicht fertig damit!“, gestand Philipp.

Rechts ging ein verwachsener und kaum sichtbarer Pfad ab. Philipp wusste, dass der Pfad an einer sandigen Grube endete. „Die Sandgrube wäre noch besser“, fand er bei sich, während sie auf dem breiten Weg weiterfuhren. Er konnte die Flasche durch den Rucksack hindurch auf seinem Rücken fühlen. Er wollte sie loswerden und hatte keine Lust, noch länger ziellos in der Gegend herumzufahren.

„Weißt du was“, meinte er schließlich leichthin, „ich muss jetzt wieder umdrehen. Zorro ist genug gelaufen. Ich muss noch die Hausaufgabe in Deutsch machen, und Mathe liegt mir auch im Magen. Ach ja, und für Biologie hab ich auch noch nichts gelernt!“ Und bei sich dachte er: „Und wenn ich dann später noch einmal losfahre, dann hoffe ich, dass mir niemand mehr ungelegen über den Weg läuft!“

Philipp hatte das Fahrrad im Garten stehen lassen und nur den Rucksack samt seinem brisanten Inhalt mit ins Haus genommen. Er nahm die Flasche heraus, um sie wieder aufs oberste Regalbord zu stellen. Als er sich auf die Zehenspitzen stellte und den Arm ausstreckte, sah er plötzlich in Kalaturs Gesicht. Um ein Haar wäre ihm die Flasche aus der Hand gefallen, so sehr hatte er sich erschreckt. Dann fiel ihm ein, dass er die Flasche von unten ja gar nicht angemalt hatte. Aber Kalaturs vorwurfsvolltrauriger Blick traf ihn zutiefst. Schnell stellte er die Flasche ab. „Ich mach jetzt meine Hausaufgaben!“, sagte er laut zu sich selbst. „Und dann fahre ich noch einmal weg, um die gefährliche Flasche zu vergraben!“ Entschlossen kramte er das Matheheft aus der Schultasche. Aber verflixt nochmal, er konnte sich nicht konzentrieren! Nicht mal der Taschenrechner half ihm weiter, weil er sich ständig vertippte. Kalaturs Blick ging ihm nicht aus dem Sinn. „Nein, ich bin ganz bestimmt nicht so blöd und lass ihn frei! Weiß der Teufel, wie gefährlich der ist!“ Mit fester Hand schrieb er den Rechenweg ins Heft und strich ihn gleich darauf wieder durch. Er hatte bemerkt, dass der Ansatz in eine Sackgasse führte. „Aber wenn er wirklich so gefährlich ist, warum hat er mir dann nicht schon gestern etwas angetan, anstatt die

Spülmaschine auszuräumen?“ Philipp legte den Füller beiseite, ging zum Regal, streckte sich und nahm die angemalte Saftflasche vom obersten Bord. Kalatur blickte ernst und vorwurfsvoll durch den durchsichtigen Boden. „Ich will keinen Geist in unserem Haus haben und meine Eltern ganz sicher auch nicht – na und Zorro noch viel weniger. Zorro – wo steckt der eigentlich?“ Angelockt durch die Selbstgespräche seines Herrchens stupste der Hund die Tür zu Philipps Zimmer auf. Als er die Flasche in Philipps Hand sah, begann er sofort zu knurren. Philipp stellte sie auf seinen Schreibtisch und schob das Matheheft beiseite. „Ich mach mich erst mal über Deutsch, da muss ich mein Gehirn nicht so anstrengen.“ Er schlug sein Heft auf, suchte im Buch nach der richtigen Seite – und griff wieder nach der Flasche. Er fand, dass Kalatur wirklich traurig aussah, und wunderte sich, dass auch ein Geist traurig sein konnte. „Nein!“, sagte er und drehte den Schraubverschluss noch ein wenig fester zu. „Er sieht wirklich traurig aus!“ Philipp hatte die Hand noch immer am Schraubverschluss. Langsam, ganz langsam begann er ihn aufzudrehen ...

Eine feine, weiße Rauchsäule begann aus dem Flaschenhals zu strömen und bildete einen Wirbel. „Wie ein Hurrikan“, dachte Philipp, „nur nicht so groß!“ Der Rauch begann sich zu verdichten, nahm die Kontur einer menschlichen Gestalt an. Philipp hielt den Atem an und hatte den wütend bellenden Zorro am Halsband gepackt.

„Warum hast du die Flasche verschlossen?“, fragte Kalatur mit seiner dröhnenden Stimme, nachdem er zur Riesengestalt angewachsen war.

„Weil du mir Angst machst!“, gestand Philipp. „Deine Stimme dröhnt und deine Augen funkeln furchterregend. Und du bist so riesig. Du siehst gefährlich aus!“ Kalatur ließ seine Gestalt auf menschliche Größe schrumpfen.

„Ich wollte dich nicht erschrecken“, lenkte er ein, „und ich werde auch bald von hier verschwinden. Ich will mich nur draußen ein wenig umsehen, und wenn ich ein gutes Versteck für die Flasche gefunden habe, werde ich sie holen und du wirst nie mehr etwas von mir sehen oder hören!“, versprach er. „Und nun beseitige die durchsichtigen Scheiben an deinem Fenster, damit ich hinausfliegen kann!“ Philipp zog die Gardine beiseite und öffnete das Fenster. Kalatur löste sich vor Philipps Augen wieder in Rauch auf und flog hinaus.

„Na also“, sagte Philipp zu sich, „die meisten Probleme lösen sich von selbst!“ Und zu Zorro gewandt befahl er: „Platz!“ Der Hund sah ihn erstaunt an, verdrückte sich dann aber doch, wenn auch unter hörbarem Protestgegrummel, auf seine Decke. „Und da bleibst du auch liegen, wenn Kalatur zurückkommt und seine Flasche holt!“ Zorro ergab sich mit einem Seufzer.

Fliegen! Endlich wieder fliegen! Schwerelos als weißer Rauch durch die Luft gleiten, ohne Barrieren, ohne Hindernisse! Kein Glas und kein Pfropfen schlossen ihn mehr ein – wie lange hatte er das vermisst! Nach vielen tausend Jahren war er nun nicht nur seinem Gefängnis entkommen, sondern zum ersten Mal war er auch wirklich frei. Kein Mensch konnte ihm irgendetwas befehlen, niemand konnte ihn in seine Dienste zwingen. Höchstens die Götter, die ihn vor unermesslicher langer Zeit erschaffen hatten, damit er den Menschen dienen und helfen sollte. Was sie sich wohl dabei gedacht hatten? Wahrscheinlich nicht sonderlich viel, sonst hätten nicht Menschen wie Siduri seine Kräfte auf solch schändliche Weise ausnützen können.

Ellil, Marduk, Ishtar - ob es sie noch gab, die alten Götter Babylons? Womöglich opferten die Menschen schon seit Jahrhunderten neuen Göttern und die alten hatten längst ihre Macht verloren. Es war aber auch gut möglich, dass die Menschen in diesem Land mit dem seltsamen Namen Deutschland ihre eigenen Götter hatten, so wie die Meder oder die Ägypter und Phöniker. Er würde es herausbringen, würde heimlich, als unauffällige Rauchwolke die Sitten und Gebräuche der Menschen studieren und sich ansonsten von ihnen fernhalten.

Kalatur hatte sich eine Weile dem Rausch des Schwebens hingegeben, war mit den Vögeln um die Wipfel der Bäume geflogen und hatte sich in der Luft vor Freude gekringelt und gedreht. Aber jetzt war es an der Zeit, dass er einen geeigneten Platz für seine neue Flasche fand. Er flog etwas tiefer und folgte dem breiten, grauen Band, das sich glatt und eben am Boden entlang zog. Es schien eine Straße zu sein, obwohl er noch keinen Eselskarren und auch keinen Pferdewagen gesichtet hatte, - nur einen Mann in grellbunter, eng anliegender Kleidung, der sich mit gleichmäßig strampelnden Beinbewegungen auf einem seltsam anmutenden Gerät fortbewegte. Kalatur folgte dem schwitzenden und keuchenden Mann, um den Mechanismus der beiden Reifen zu studieren, die durch allerlei Stangen, Kurbeln und Ketten miteinander verbunden waren. Er wunderte sich noch, warum der Mann auf den schmalen Reifen nicht umkippte, als er plötzlich von der Ferne ein lautes Dröhnen und Brummen vernahm. Das Geräusch kam sehr schnell näher. Kalatur sah unter sich ein glänzendes, silbergraues Ding, das sich in rasender Geschwindigkeit auf dem grauen Band fortbewegte, und genauso schnell wie es gekommen war, auch wieder verschwand. Bevor Kalatur sich einen Reim darauf machen konnte, näherte sich von der anderen Seite wieder so ein schnelles, brummendes Ding. Es war rot und glänzend und laut und auch dieses seltsame Ding verschwand so schnell, wie es gekommen war. Als er wieder dieses Brummen und Dröhnen vernahm, flog Kalatur noch tiefer und schwebte dicht neben der Straße her. Jetzt sah er, dass sich das Ding auf vier Rädern fortbewegte, und dass in seinem Inneren ein Mensch saß. Ob dies ein menschenfressendes Monster war? Dann bräuchte der Mensch jetzt seine Hilfe. Aber das Monster war zu schnell. Kalatur konnte nicht

annähernd seine Geschwindigkeit halten. Als er wieder höher schwebte, sah er vor sich ein riesiges Gebäude, das beinahe so groß war wie König Nebukadnezars Palast. Aber es war nicht verziert wie der Palast Nebukadnezars, sondern hatte nur Unmengen dieser durchsichtigen Fenster, die es auch im Haus des Jungen Philipp gab. Vor dem Gebäude war ein großer Platz und er war voll jener glänzenden Monster. Sie lärmten und brummen und dröhnten nicht, sondern standen einfach nur da. Es saßen auch keine Menschen drin. Kalatur stellte fest, dass diese Dinger allesamt aus einem ihm unbekanntem Metall waren und deshalb keine Monster sein konnten. Dann sah er, wie ein Mensch schnellen Schrittes auf eines der metallenen Gebilde zuging, eine Tür an der Seite öffnete und sich hineinsetzte. Kurz darauf begann das Gebilde zu brummen und zu dröhnen und setzte sich zuerst langsam in Bewegung, um dann schnell auf der grauen Straße zu verschwinden. Ganz offensichtlich war dieses brummende Ding eine Maschine, mit deren Hilfe sich die Menschen fortbewegten. Nachdem Kalatur gestern im Haus des Jungen eine Maschine ausgeräumt hatte, die selbsttätig schmutziges Essgeschirr wäscht, wunderte er sich gar nicht mehr darüber. In diesem Land hatten Maschinen die Arbeit von Dienern und Sklaven und wohl auch von Eseln und Pferden übernommen. Nein, die Hilfe eines Rauchgeistes brauchte hier ganz gewiss niemand.

Der Platz vor dem Gebäude war als Versteck für seine Flasche ungeeignet. Kalatur schwebte wieder etwas höher und flog über das Haus hinweg. Dahinter gab es einen weiteren freien Platz. Kalatur nahm an, dass er kultischen Zwecken diene, denn in seiner Mitte war ein magisches Zeichen aufgemalt: ein rotes Kreuz auf weißem Grund. Ob das Gebäude ein Tempel war? Dann sollte er es vielleicht erkunden, um herauszufinden, welchen Göttern die Menschen hier huldigten.

Kalatur war so in seine Überlegungen versunken, dass er das Brummen und Dröhnen gar nicht wahrnahm. Als er endlich aufsah, war das Ungeheuer bereits über ihm. Wie eine riesige Libelle mit rotierenden Flügeln schwebte es lärmend vom Himmel herab. Ehe Kalatur flüchten konnte, fühlte er sich wie von Riesenfäusten gepackt, geschüttelt und herumgewirbelt. Ihm war, als wolle ihn das Ungeheuer in Stücke reißen. Mit letzter Kraft konzentrierte er seine Energie, um den rotierenden Flügeln zu entkommen, die seine Rauchgestalt in Stücke hacken wollten. Plötzlich ließ ihn das Ungeheuer los und schleuderte ihn davon. Kalatur landete unsanft in einem Baum. Er hatte Mühe, seine Energie zu sammeln, denn durch die Wucht des Aufpralls hatte sich seine Rauchgestalt in Zweigen und Geäst verfangen. Hatte er eine heilige Stätte entweiht und damit den Zorn eines fremden Gottes geweckt? Während Kalatur noch darüber nachdachte, eilten plötzlich weiß gekleidete Menschen aus dem Gebäude. Sie rannten in geduckter Haltung auf die Riesenlibelle zu, die genau auf dem magischen Zeichen zu Boden gegangen war. Noch immer rotierten die Flügel des Ungeheuers, als sich eine Tür an seiner Seite öffnete und

zwei Menschen eine Tragbahre heraushoben. Kalatur erkannte, dass ein Kranker auf der Bahre lag. Die Leute aus dem großen Gebäude hoben den Kranken auf einen Wagen und rannten mit ihm, so schnell wie sie gekommen waren, zum Gebäude zurück, während die riesige Libelle ihre Flügel wieder schneller rotieren ließ und senkrecht nach oben davonflog.

Die Hausaufgabe zog sich zäh. Philipp konnte sich einfach nicht konzentrieren. Er kritzelte Strichmännchen mit dicken Bäuchen und abstehenden Ohren auf die Schreibunterlage und schielte alle Augenblicke zum Fenster. Wie lange würde es dauern, bis Kalatur einen passenden Platz für die bunte Saftflasche gefunden hatte? Konnte er überhaupt wissen, was ein guter Platz war? Er kannte sich nicht aus, und wusste noch nicht, wie sich die Welt in mehr als dreitausend Jahren verändert hatte. Philipp nahm sich vor, ihm eine einsame Stelle im Wald zu zeigen. In der Anpflanzung vielleicht - oder in der Sandgrube.

Zorro richtete sich auf und begann zu knurren. Philipp sprang vom Stuhl auf. „Bleib!“, befahl er dem Hund, bevor er ans Fenster ging. Weißer Rauch zog herein und sank zu Boden, bildete einen Wirbel und zerfloss wieder ... Das schiere Entsetzen stand in Kalaturs Augen, als es ihm endlich gelungen war, seine Energie zu konzentrieren und menschliche Gestalt anzunehmen.

„Weh mir, in welchem schrecklichen Land bin ich geraten!“, stöhnte er.

„Wieso schrecklich? Du bist hier in Deutschland – und hier ist es doch wirklich okay“, widersprach Philipp.

„Du lebst in einem Land voll rollender und fliegender Monster, findest das okay, aber vor einem harmlosen Rauchgeist hast du Angst!“, wunderte sich Kalatur. Ihm schwirrte der Kopf, als Philipp ihm erklärte, welche Erfindungen die Menschen in den vergangenen Jahrtausenden gemacht hatten, dass sie sich heutzutage mit Fahrrädern und Autos fortbewegten, und mit Hilfe von Motoren sogar gelernt hatten zu fliegen.

„Deine Riesenlibelle war der Rettungshubschrauber“, fuhr Philipp in seinen Erklärungen fort, „und das große Gebäude ist kein Tempel, sondern das Kreiskrankenhaus!“ Gab es in dieser Welt noch einen Platz für Kalatur, den Geist des Rauches?

„Ich bin mit meiner Hausaufgabe noch nicht fertig, und na ja, die Spülmaschine, die muss ich auch noch ausräumen - aber danach bringe ich dich samt deiner Flasche an einen ruhigen Platz im Wald, wo du ungestört umherfliegen kannst!“

„Ich verstehe schon, die Spülmaschine“, sagte Kalatur und verschwand in der Küche. Gleich darauf stand er wieder in Philipps Zimmer. „Ist erledigt!“, meldete er. Philipp hatte nicht einmal ein Klappern gehört, aber er dachte nicht weiter darüber nach, denn plötzlich war

ihm ein Licht aufgegangen, wie er diese verflixte Matheaufgabe angehen musste. Er schrieb gerade den Rechenweg auf, als er ein Auto in der Garagenauffahrt hörte. Zorro sprang auf und stürmte mit Freudengebell zur Haustür.

„Himmel, das ist meine Mutter. Sie ist heute früher dran als sonst. Wenn sie dich sieht, kriegt sie einen riesigen Schreck. Ich glaube, es ist besser, wenn du dich in der Flasche versteckst! Wahrscheinlich müssen wir die Sache mit dem Wald auf morgen verschieben.“

Gerade als Kalatur durch den Hals der Flasche verschwunden war und Philipp sie auf dem obersten Regalbord deponiert hatte, kam seine Mutter ins Zimmer.

„Hallo Phips“, begrüßte sie ihn. „Ich konnte heute endlich einmal früher Schluss machen. Verschieb deine Hausaufgaben auf den Abend. Wir gehen zum Einkaufen. Du jammerst doch schon so lange, dass du neue Schuhe brauchst, und deine Lieblingsjeans stehen auch schon auf Hochwasser!“

FLIMMERKISTEN UND MÄRCHENGEISTER

Kalatur lauschte. Das Geräusch, das ihn aufgeschreckt hatte, war Pferdegetrappel, ganz ohne Zweifel. Zuerst hatte er gedacht, er hätte sich getäuscht, aber jetzt war es wieder zu hören. Das Pferdegetrappel kam eindeutig aus dem Zimmer nebenan. Kalatur fand das zwar ausgesprochen merkwürdig, aber was war bei den Menschen in diesem Land eigentlich nicht merkwürdig? Sie hielten ja auch Hunde, die eigentlich Schafe hüten sollten, im Haus. Jetzt vernahm er, wie eine Tür aufgestoßen wurde und Männer mit schweren Schuhen durch den Raum trampelten. Und dann hörte er die Frau schreien. Laut und gellend drang ihr Hilferuf bis in seine Flasche. War das Philipps Mutter? Ganz gewiss, wer sonst sollte im Nebenraum in höchster Not sein! Sollte er eingreifen, um die Frau zu retten? „Nein“, beschwichtigte er sich, „wer meine Dienste in Anspruch nehmen will, muss die Beschwörungsformel kennen!“ Er kringelte sich in der Flasche um die eigene Achse und versuchte, so unbeteiligt wie möglich zu sein. „Aber die Götter haben mich geschaffen, um den Menschen zu helfen“, sagte er sich, „ich muss eingreifen, um die Frau zu retten. Ich kann nicht warten, bis mich jemand mit der magischen Formel ruft, denn es gibt niemanden mehr, der sie kennt!“ Er hatte Philipp zwar versprochen, in seiner Flasche zu bleiben, aber er konnte doch unmöglich tatenlos zuhören, wie jemand massakriert wurde! Dann vernahm er die Männerstimme. Sie klang rau und brutal, und es war ganz ohne Zweifel nicht die Stimme von Philipps Vater: „Fesselt sie! Alle drei!“, befahl die Stimme, und dann hörte er wieder das Schreien der Frau. Kalatur konnte nicht länger zögern. Philipp und seine Familie waren in höchster Gefahr! Er verließ als Rauchsäule die Flasche, und gerade als er in den Flur hinausschweben wollte, hörte er Philipps Mutter. Sie schrie nicht um Hilfe,

sondern sagte mit ziemlich ärgerlicher Stimme: „Philipp, jetzt schalte doch endlich die Flimmerkiste ab und geh ins Bett! Du kannst die DVD auch morgen noch zu Ende sehen!“ Und dann war es plötzlich schlagartig ruhig. Kein Pferdegetrappel war mehr zu hören, kein Geknalle und Geschrei, er konnte nur noch Philipps halblautes Protestgemurmel vernehmen.

„Du musst mir unbedingt erklären, was eine Flimmerkiste ist!“, begrüßte er Philipp, als der endlich missmutig in sein Zimmer geschlurft kam.

„Pst, sei mal still!“ Philipp richtete sich auf und lauschte. „Nein, es war nichts“, sagte er zu Kalatur gewandt, „sie schlafen.“ Und nach einem Blick auf die Uhr stellte er fest: „Ist ja auch schon halb eins vorbei.“ Kalatur beugte sich wieder über die alte Leselernfibel aus der ersten Klasse, die Philipp im untersten Bücherbord gefunden hatte und murmelte mit halblauter Stimme: „Hans und Susi essen einen Apfel. Der Apfel hat Kerne. Die Kerne sind braun.“ Er klappte das Buch zu und meinte: „Ich habe das System jetzt verstanden. Es ist eigentlich ganz simpel, aber trotzdem genial. Viel praktischer als die Keilschrift oder etwa die Hieroglyphen der Ägypter!“

„Konntest du die Schrift der Ägypter lesen?“

„Natürlich, ich bin auch einige Male in Ägypten gewesen, obwohl es ein ziemlich langer Flug ist.“

„Ein langer Flug? Ich dachte, du verschränkst die Arme, zwinkerst mit den Augen und schon bist du da.“

„Nein, so einfach geht das nicht. Wie kommst du nur auf so eine Idee?“, wunderte sich Kalatur.

„Na ja, ich habe das in einem Fernsehfilm gesehen.“

„In einem Fernsehfilm? Du hast mir doch vorhin selbst erklärt, dass die Filme im Fernseher, den ihr scherzhaft Flimmerkiste nennt, nicht der Wirklichkeit entsprechen, dass Pferde nicht durch Wohnzimmer galoppieren und Wildwestgangster im normalen Leben Schauspieler sind. Wenn Fernsehleute sich solche Geschichten über Rauch- und Flaschengeister ausdenken, dann wissen sie in Wahrheit nichts über sie. Es sind eben nur Märchen - ich hingegen bin ein realer Rauchgeist. Ich bin mächtig und habe sehr viele Kräfte, aber ich kann leider nicht sehr viel schneller fliegen, als gewöhnlicher Rauch ziehen kann. Tja, und es ist nun mal ein weiter Weg vom Zweistromland bis an den Nil!“

„Natürlich weiß ich, dass es weit ist“, gab Philipp zu. »Wir haben ja Geografie in der Schule«. Er stand auf, zog seinen Stuhl vor den Schrank, stieg hinauf und holte den Globus herunter.

„Was ist das?“

„Ein Globus, eine verkleinerte Nachbildung der Erde.“

„Die Menschen haben also herausgefunden, dass die Erde keine Scheibe ist?“

„Klar, das weiß man schon ziemlich lange.“ Philipp steckte den Stecker in die Dose und knipste die Globus-Beleuchtung an.

„Oh“, sagte Kalatur, „man kann sogar den Euphrat und den Tigris erkennen!“

„Ja, und hier ist der Nil!“

„Und wo liegt das Land, in dem ich mich jetzt befinde?“

Philipps Finger glitt von Ägypten durch Mittelmeer und Adria und durchquerte Italien und Österreich. „Hier, das ist Deutschland.“

„Es ist ein kleines Land“, stellte Kalatur ein wenig enttäuscht fest.

„Aber ein wichtiges und reiches Land mit sehr vielen Menschen!“

Kalatur drehte den Globus weiter. „Wissen die Menschen über all diese Länder Bescheid?“

„Natürlich, man hat längst alle Länder entdeckt und erforscht, auch Amerika und Australien. Früher musste man eine lange und gefährliche Seereise antreten, um nach Australien zu gelangen. Jetzt ist man mit dem Flugzeug in weniger als 24 Stunden dort.“

„Leben viele Menschen in Australien?“

„Nein, nur in den Städten entlang der Küste. Das Landesinnere ist größtenteils heiße, unwirtliche Wüste.“

„Australien muss ein interessantes Land sein“, dachte Kalatur, „darüber muss ich noch mehr in Erfahrung bringen.“

KOMPLIZIERTE NEUE WELT

Die Familie hatte das Haus verlassen. Einer nach dem Anderen war in morgendlicher Eile und Hektik davongestürmt. Zum Schluss war Philipps Mutter gegangen. Kalatur hatte gestaunt, wie viel Lärm drei Menschen machen können. Ständig war irgendwer auf der Suche nach irgendwas gewesen – nach Socken, Schuhen, Schulbüchern, Terminkalendern, Brillen oder Handtaschen. Damit nicht genug, ließen sie auch noch aus einem kleinen Kasten, den sie Radio nannten, fremdartige Musik und lauten Gesang plärren. Aber jetzt war es wieder so still im Haus, dass er sogar Zorros Atem hören konnte. Wahrscheinlich lag der Hund in Philipps Zimmer und döste. Kalatur begann seine Energie zu konzentrieren.

Philipp hatte versprochen, ihn heute Nachmittag in den Wald zu bringen, aber vorher wollte er sich noch ein wenig umsehen. Als Kalatur durch den Flaschenhals strömte, war Zorro augenblicklich aufgesprungen und bellte wütend zum Regal hinauf.

„Zorro Platz!“, befahl Kalatur von der Zimmerdecke herunter. Zögernd und nicht ohne Protestgegrummel legte sich der Hund auf seine Decke. Vorsichtig, immer den Hund im Auge behaltend, begann der Rauchgeist sich zu materialisieren. „Bleib!“, drohte er, als Zorro sich aufrichtete und zu jaulen begann. Mit einem Seufzer ließ sich der Hund auf die Decke zurücksinken.

Kalatur ließ seine Hände an den Wänden entlanggleiten. Er konnte die Energie fühlen, die darin floss. In Kabeln gebündelt, mündete sie in Schalter und Steckdosen, damit die Menschen sie sich nutzbar machen und ihre vielen Geräte und Maschinen damit betreiben konnten. Philipp hatte ihm erzählt, dass diese Energie in großen Kraftwerken erzeugt und in riesigen Leitungen über Land geschickt wurde. Und er hatte auch nicht versäumt, ihn vor diesen Hochspannungsleitungen zu warnen: „Halte dich von den Überlandleitungen fern, wenn du in der Gegend herumfliegst, sie sind mindestens so gefährlich wie Hubschrauber!“ Kalatur konnte die Kraft der Elektrizität fühlen, aber es war eine seelenlose Kraft, ohne eigenen Willen, die immer neue Nahrung benötigte. Ganz im Gegensatz zu seiner reinen Energie, die aus sich selbst bestand. Seine Kraft konnte sich ohne seinen Willen niemand zunutze machen. Nicht mehr jedenfalls! Wenn er jetzt seine Kraft und Energie einsetzte, dann nur, weil er es selbst so wollte. So wie er Philipp ein wenig bei den Hausaufgaben geholfen hatte. Gerade so, dass der Junge es nicht bemerkt hatte. Er hatte nur ein wenig nachgeholfen, dass ihm das Gelernte in der richtigen Weise bewusst wurde. Dieser Philipp war nämlich ein kluger Junge, und er war ein guter Junge. Kalatur nahm sich vor, ihn auch in Zukunft nicht aus den Augen zu verlieren.

Das Badezimmer war der letzte Raum, den Kalatur bei seinem Rundgang durchs Haus inspizierte. Er konnte nicht umhin, die Erfindungsgabe der Menschen zu bewundern. Kalatur fühlte, wo unter den glänzenden Kacheln das Wasser durch Rohre floss, er probierte die Dusche aus und betätigte verwundert die Klospülung. Dann sah er, dass das Fenster gekippt war, und entschloss sich spontan zu einem Ausflug.

„Superkauf Einkaufszentrum“, konnte Kalatur schon von Weitem das riesige Schild lesen, das über einem flachen, lang gezogenen Gebäude angebracht war. „Das muss so etwas Ähnliches wie eine Markthalle sein“, dachte sich der Rauchgeist, flog über den großen Parkplatz, der wohl dazugehörte, und schwebte neugierig durch den Eingang. Eigentlich hatte er sich ja vorgenommen, den Menschen möglichst fernzubleiben – aber schließlich wollte er ja auch ihre Sitten und Gebräuche studieren. Kalatur kannte die Märkte aus

Ägypten und dem Zweistromland. Dort hatten die Händler hinter ihren Verkaufstischen gestanden, lautstark ihre Waren angepriesen und mit den Kunden hartnäckig um den Preis gefeilscht. Zwischen Zwiebeln, Getreide und Honigkrügen hatten Hühner in hölzernen Käfigen gegackert, Schafe geblökt und Ziegen gemeckert, die an Pflöcken festgebunden waren. Aber in diesem Marktgebäude schoben die Menschen schweigend große Karren aus silbrig glänzendem Metallgeflecht vor sich her. Hin und wieder griffen sie in eines der zahllosen, mit den verschiedensten Waren gefüllten Regale, nahmen Schachteln, Dosen oder Tüten heraus, begutachteten sie und legten sie dann in den Karren oder stellten sie wieder ins Regal zurück. Es gab Regale mit Flaschen in allen Größen, die mit gelben, grünen oder braunen Flüssigkeiten gefüllt waren, Regale mit Küchengeräten, mit Schuhen und Kleidungsstücken, Tische mit Obst und Gemüse. Alles nahmen sich die Menschen selbst und packten es in den Einkaufskarren. Kalatur schwebte durch die endlos langen Gänge und bestaute, was die Menschen in diesem Superkauf alles in ihrem Karren so vor sich herschoben: Hühner, die bereits geschlachtet und gerupft, zu einem hellen Klumpen Eis gefroren waren, Milch in viereckigen Schachteln, Käse in durchsichtiger Verpackung, Butter in silberner Umhüllung und – „Nein, das kann doch nicht sein! Die verkaufen hier auch kleine Kinder!“ Entsetzt flog er etwas tiefer. Das kleine Mädchen, das vorne in einem dieser Karren saß, mochte vielleicht zwei oder drei Jahre alt sein. Es plärrte aus vollem Halse. Die Nase lief ihm, und über die Bäckchen kullerten dicke Tränen. Eine junge Frau putzte der Kleinen schimpfend das Gesicht ab und schob dann ungerührt den Karren weiter. „Die Menschen üben also noch immer diese schreckliche Unsitte aus, andere Menschen zu versklaven und zu verkaufen“, dachte Kalatur und flog weiter. Das Regal, in dem die kleinen Kinder feilgeboten wurden, konnte er allerdings nirgendwo finden. Dafür entdeckte er eine andere Frau, die ebenfalls ein Kind in ihren Einkaufskarren gepackt hatte.

„Mama, ich will einen Schokoriegel!“, rief der kleine Junge.

„Nein, ich habe Trauben gekauft, die sind gesünder!“, gab die Frau in genervtem Ton zur Antwort.

„Mama, ich will aber, ich will!“, quengelte der Kleine.

„Ach so ist das“, dachte Kalatur beruhigt. „Die Menschenmütter tragen ihre Kinder nicht mehr auf dem Rücken, sondern sie schieben sie in Einkaufskarren vor sich her.“

Plötzlich verstummte die Musik, die bisher im ganzen Gebäude zu hören war und es ertönte eine laute Männerstimme: „Heute in Ihrem Superkauf für Sie im Angebot: Südafrikanische Trauben, süß und kernlos, das Kilo zu nur zwei neunundneunzig; rote Paprika aus Spanien, knackig, frisch und vitaminhaltig, das Kilo zu nur eins neunundvierzig! Und in unserer Textilabteilung finden Sie Tennissocken für Damen und Herren, drei Paar für sage und

schreibe nur drei Euro und neunundneunzig Cent!“ Kalatur konnte den Ausrufer nirgendwo entdecken.

„In der Haushaltwarenabteilung führen wir diese Woche Kaffeemaschinen der Marke Multifix zum sagenhaften Preis von nur 23 Euro!“ Die Stimme schien irgendwo von rechts oben zu kommen. Kalatur schwebte etwas höher und flog nach rechts.

„Den berühmten Superflora Blumendünger bekommen sie diese Woche für nur drei Euro und neunundvierzig Cent!“ Nein, die Stimme kam aus allen Ecken gleichzeitig. Sie pries Tiefkühlhähnchen und Teflonpfannen, Babywindeln und Haarshampoo, Kinderanoraks und Gewürzgurken. Kalatur musterte die Decke. Dort oben waren allerlei Gitter, Rohre und Trichter montiert und an langen Fäden waren Reklametafeln aufgehängt, die ebenfalls von Super- und Sonderpreisen kündeten. Er flog ganz dicht an der Decke entlang, um hinter das Geheimnis des unsichtbaren Sprechers zu kommen.

„Der beliebte Hansen Filterkaffee, fein gemahlen und Magen schonend veredelt, kostet diese Woche nur ...“, der Preis ging in einem durchdringenden Hupton unter. Die Kunden sahen sich erschrocken um. Gleich darauf meldete sich eine andere Stimme: „Meine Damen und Herren, dies ist ein Alarm unseres Rauchmelders. Zu Ihrer Sicherheit bitten wir Sie, alle unbezahlten Einkäufe im Laden stehen zu lassen und sich unverzüglich durch die Ausgänge ins Freie zu begeben. Wir sind sicher, dass es sich nur um eine kleine Störung handelt, und Sie in wenigen Minuten Ihren Einkauf fortsetzen können!“

Die Leute begannen zu rennen, drängelten sich schreiend zum Ausgang, schoben und schubsten, zerrten ihre Kinder hinter sich her ins Freie. Kalatur verstand nicht, was geschehen war und schwebte verwundert über den Köpfen der Flüchtenden hinweg auf den Parkplatz hinaus.

„... Große, rote Autos kamen mit blinkenden Lichtern angerast und machten einen entsetzlichen Lärm.“

„Na klar, das war die Feuerwehr mit Blaulicht und Martinshorn“, erklärte Philipp.

„Männer in derben, blauen Anzügen sprangen in Eile aus den Autos. Auf dem Kopf trugen sie Helme, sodass sie beinahe wie Krieger aussahen. Sie wickelten von großen Walzen lange Schläuche ab und zogen sie zum Einkaufszentrum.“

„Und - haben sie mit Wasser oder Schaum gespritzt?“

„Nein, aus dem Gebäude kam ein Mann, der erklärte, es müsse sich wohl um einen Fehlalarm gehandelt haben. Nirgendwo gäbe es einen Brand oder eine Rauchentwicklung. Der Hauptmann der Feuerwehrleute meinte daraufhin, dass wohl irgendein technischer

Defekt den Alarm ausgelöst hätte. „Sie müssen die gesamte Anlage überprüfen lassen!“, mahnte er den Chef des Einkaufszentrums.“

„Da hast du ja einen ganz schönen Wirbel verursacht!“

„Glaubst du wirklich, dass ich der Auslöser dieses Schlamassels war?“ Kalatur war zutiefst zerknirscht. Er saß auf Philipps Bett, und seine riesige Gestalt schrumpfte zusehends zusammen.

„Das ist doch ganz logisch. In allen öffentlichen Gebäuden müssen zur Sicherheit Rauchmelder installiert sein, damit sich die Menschen im Falle eines Brandes rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Und wenn du nun kommst und als feine, weiße Rauchgestalt da oben an der Decke herumwirbelst, wo die meisten dieser Rauchmelder angebracht sind, dann schlagen die natürlich Alarm!“

„Ich wollte ja nur die Sitten und Gebräuche der heutigen Menschen kennenlernen“, seufzte Kalatur. „Aber die Welt der Menschen ist sehr kompliziert geworden“, stellte er betrübt fest.

„Ja, es wird wohl doch besser sein, wenn ich dich heute Nachmittag samt deiner Flasche in den Wald bringe.“

„Weißt du, wenn es Dir nichts ausmacht, würde ich gerne noch ein oder zwei Tage hierbleiben. Es gibt so vieles, was du mir noch erklären und beibringen musst. Und außerdem“, Kalatur zögerte einen Moment, bevor er weitersprach, „möchte ich morgen einen Ausflug in materialisierter Menschengestalt machen!“

„Oh nein“, rief Philipp erschrocken, „was glaubst du wohl, welchen Wirbel du erst verursachst, wenn du in deinem roten Lendenschurz in der Stadt auftauchst, – als Riese und mit dröhnender Stimme. Nein, Kalatur“, mahnte Philipp, „das lass lieber bleiben!“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Aber hierbleiben kannst du trotzdem. So langsam fange ich nämlich an, mich an dich zu gewöhnen.“

OMNIBUSABENTEUER

Zum Gehen brauchte sie zwar mittlerweile einen Stock, aber sonst war die alte Frau Kuschinke noch recht rüstig. Sie liebte es, mit dem Bus in die Stadt zu fahren, in der Fußgängerzone einen Schaufensterbummel zu machen, oder in der Cafeteria des Einkaufszentrums ein Stück Mohnkuchen zu essen. Sicher, sie war schon ein wenig vergesslich, und manchmal kam es vor, dass sie den falschen Bus nahm, oder sich plötzlich nicht mehr auskannte. So wie neulich, als sie nicht mehr nachhause gefunden hatte. Sie hatte wie üblich mit ihrer Freundin Gunda in der Cafeteria gesessen, ein Stück Mohnkuchen

gegessen, und als sie wieder auf die Straße hinaus kam, standen dort plötzlich lauter neue Häuser und Gebäude, und sie wusste nicht mehr, wo sie war.

„Oma, ich glaube, für dein Gehirn brauchst du auch langsam einen Krückstock!“, hatte Stefan, ihr Enkel, gewitzelt, als sie von einer freundlichen Streifenwagenbesatzung nachhause gebracht worden war. Stefans Vater hatte geschimpft und behauptet: „Mutter, du bist wirklich schon reichlich verdreht! Die Bank, die Apotheke und das Möbelhaus stehen nicht erst seit einer Stunde, sondern seit mindestens 30 Jahren in dieser Straße!“ Und dann hatte er doch tatsächlich verlangt, dass sie in Zukunft daheim bleiben solle. „Mohnkuchen kannst du doch auch zuhause essen“, hatte ihre Schwiegertochter gemeint, „ich bring’ dir gerne welchen vom Bäcker mit!“ Die alte Frau Kuschinke schüttelte energisch ihren Kopf, als sie daran dachte. Nein, sie wollte ihren Kuchen nicht alleine essen, sondern sich mit ihrer Freundin Gunda in der Cafeteria treffen und ein wenig über vergangene Zeiten tratschen. Deshalb stand sie auch heute wieder an der Bushaltestelle und wartete auf die Linie 12. Neben ihr steckten drei junge Mädchen die Köpfe zusammen, tuschelten, kicherten und ließen eine Zigarette reihum gehen. Hustend und prustend nahmen sie nacheinander einen Zug. Frau Kuschinke beobachtete missbilligend die grell geschminkten Gören. „Früher hätte es so etwas nicht gegeben!“, brummelte sie entrüstet vor sich hin. Sie hoffte, dass der Herr im grauen Anzug, der an der Stange der Haltestelle lehnte, ihre Empörung teilen würde, aber der war so sehr in seine Zeitung vertieft, dass er das schändliche Treiben der jungen Dinger nicht bemerkte.

Ein weiterer Mann näherte sich der Haltestelle, verlangsamte erst zögernd den Schritt, und gesellte sich dann zu den Wartenden. „Der sieht irgendwie unheimlich aus“, fand Frau Kuschinke. „Ob das wohl an seinen funkelnden Augen liegt? Oder an der dunklen Hautfarbe und den schwarzen Haaren? Oder vielleicht an seinem Pferdeschwanz?“

„Entschuldigen Sie vielmals“, wandte sich der unheimliche Fremde höflich an Frau Kuschinke, „warten Sie hier auf etwas?“

„Warten? Na das ist ja wirklich ein komischer Kauz“, dachte sie bei sich, „was sollte man denn sonst an einer Bushaltestelle machen!“ – und laut sagte sie: „Ja natürlich, auf den Zwölfer!“

„Ah so – auf den Zwölfer ...“

Sie sah dem Mann an, dass er mit der Antwort nichts anfangen konnte. Gleich darauf hakte er auch schon nach: „Darf ich Sie fragen, worum es sich bei dem Zwölfer handelt?“ Frau Kuschinke kam zu dem Schluss, dass es sich bei dem Fremden um einen Ausländer handeln müsse, weil ihm jeglicher Durchblick fehlte. Wahrscheinlich war er ein Ägypter oder Araber. Seltsam fand sie nur, dass er trotzdem reinstes, akzentfreies Hochdeutsch sprach.

„Das ist der Bus, der über das neue Einkaufszentrum und den Rathausplatz bis in die Innenstadt fährt!“, erklärte sie und hatte dabei den Eindruck, dass der Fremde auch nicht so recht wusste, was ein Bus ist. ‚Ein seltsamer Vogel ist das‘, fand die alte Frau Kuschinke. ‚Und wie der angezogen ist!‘ Mit unverhohlener Neugier musterte sie den Fremden und die eigentümliche Zusammenstellung seiner Kleidung: Die elegante, dunkle Hose mit dem feinen Nadelstreifenmuster, zu der er ein derbes, rot kariertes Hemd trug und darüber eine orange-schwarze Trainingsjacke mit der Aufschrift „SAIL AND SURF“. Aber das Tollste war die grün gemusterte Krawatte! Die hatte er sich nicht um den Hals gebunden, sondern wie einen Gürtel um die Taille geschlungen. Dass seine Füße ohne Socken in diesen neumodischen Trekkingsandalen steckten, wunderte sie schon gar nicht mehr.

„Darf ich Sie höflichst fragen, ob etwas mit meiner Kleidung nicht stimmt?“, wandte sich der seltsame Fremde wieder an sie.

Frau Kuschinke war verlegen, weil sie den Fremden so auffällig angestarrt hatte. „Nun ja, die Zusammenstellung ist etwas ungewöhnlich!“

„Sie meinen, die einzelnen Teile gehören nicht zusammen?“ Der dunkle Mann schien ihr nicht böse zu sein.

„Nein, das was Sie da anhaben, passt hinten und vorne nicht zusammen. Wissen Sie, mein Enkel Stefan und meine Schwiegertochter behaupten ja zwar immer, dass ich keine Ahnung hätte, was jetzt modern ist. Die tragen nämlich auch immer die unmöglichsten Sachen: Zerrissene Bluejeans, das Hemd hängt über der Hose raus, und neulich, da hatte Stefan doch tatsächlich ...“

„Und seine Kleidung ist in Ordnung?“, unterbrach der mysteriöse Fremde den Wortschwall und wies auf den Zeitungsleser.

„Ja, das ist ein korrekter Anzug!“, bestätigte Frau Kuschinke. Sie bückte sich zu ihrer Tasche hinunter, die sie zwischen ihren Füßen abgestellt hatte, um den Geldbeutel herauszuholen - und als sie wieder aufblickte, trug der Fremde doch tatsächlich haargenau den gleichen grauen Anzug wie der Zeitungsleser - das gleiche zartrosa gestreifte Hemd, ja sogar die gleichen schwarzen Schuhe. Ob auch die weinrote Krawatte mit den schwarzen Querstreifen die gleiche war, konnte Frau Kuschinke jedoch nicht erkennen, denn die des Zeitungslesers war durch das Alsberger Tageblatt verdeckt.

„Besser so?“, fragte der Fremde mit einem geheimnisvollen Lächeln. Frau Kuschinke brachte nur ein Nicken zustande. „Ich darf das zu Hause nicht erzählen“, fuhr es ihr durch den Kopf, „meinem Sohn nicht, meiner Schwiegertochter nicht und auch Stefan nicht. Sie würden sofort wieder behaupten, ich wäre senil und verdreht!“ Sie blickte verstohlen um sich, um die Reaktion der Mitwartenden zu ergründen, - aber der Herr im grauen Anzug

blätterte gerade seine Zeitung um, und die drei Mädchen zündeten mit vereinten Kräften die nächste Zigarette an.

Das Geräusch des abbremsenden Busses ließ die Wartenden aufsehen. Die Mädchen drückten ihren Glimmstängel wieder aus, der versunkene Zeitungsleser faltete sein Tageblatt zusammen, und Frau Kuschinke registrierte, dass er wirklich eine weinrote Krawatte mit schwarzen Querstreifen umhatte.

„Wenn Sie keine Monatskarte haben, müssen Sie vorne beim Fahrer einsteigen und einen Fahrschein lösen!“, erklärte sie dem Fremden. Die Mädchen und der Zeitungsleser stiegen hinten in den Bus. Der Fremde stieg an der vorderen Tür ein, und half Frau Kuschinke von innen die hohen Stufen des Busses zu überwinden.

„Wohin?“, fragte der Busfahrer und zog die Wechselgeldmaschine näher zu sich her.

„Würden Sie bitte so freundlich sein, und mich mit Ihrem Bus zum Einkaufszentrum fahren!“

„Einzelfahrschein oder Streifenkarte?“, leierte der Fahrer mit monotoner Stimme.

„Mit einer Streifenkarte können Sie mehrmals fahren“, mischte sich Frau Kuschinke von hinten ein, „das kommt billiger!“

„Dann hätte ich gerne eine Streifenkarte!“

Der Busfahrer zog die verlangte Karte aus seinem Apparat und stempelte zwei Felder ab: „Fünf zwanzig!“

Der seltsame Fremde griff in die Jackentasche und reichte dem Fahrer ein Goldstück.

„Euro“, knurrte der Busfahrer, „keine Lira, keine Dinare und auch keine Kakaobohnen oder Kaurimuscheln!“

„Das ist Gold!“

„Fünf Euro und zwanzig Cent oder Sie gehen zu Fuß, Sie Komiker!“, entgegnete der Fahrer unbeeindruckt. Er war an allerlei Witzbolde und Schwarzfahrer gewöhnt. Frau Kuschinke war es, als wenn der Fremde plötzlich wachsen würde, sie hörte sogar, wie die ersten Nähte des grauen Anzugs krachten. ‚Oh Schreck, gleich passiert etwas!‘, dachte sie. Sie drängte sich nach vorne neben den Fremden, legte einen Fünfeuroschein und zwanzig Cent auf die Wechselgeldmaschine und verlangte mit fester Stimme: „Ich brauche auch eine Streifenkarte. Stempeln Sie einmal Einkaufszentrum!“

„Ach, dieses Stück Papier und das wertlose Metallstück ziehen Sie purem Gold vor?“, wunderte sich der Fremde. Dann griff er abermals in die Jackentasche und zog einen Fünfeuroschein und ein Zwanzigcentstück heraus.

„Das ist wirklich ein Komiker!“, murmelte der Busfahrer, als er das Geld einsortierte. Der Fremde ging nach hinten in den Bus, und Frau Kuschinke kam es so vor, als wenn er wieder auf seine ursprüngliche Größe zurückschrumpfen würde. ‚Ich glaube, das kann ich nicht mal der Gunda erzählen‘, dachte sie bei sich. ‚Das glaubt mir kein Mensch!‘ Aber als sie kurze Zeit später in der Cafeteria ihren Kuchen bezahlen wollte und dabei feststellte, dass ihre ganze Geldbörse voller Fünfeuroscheine und Zwanzigcentstücke war, obwohl sie hätte schwören können, dass vorher nur noch magere acht Euro drin waren, konnte sie die Geschichte nicht mehr länger für sich behalten. Doch ihre Freundin Gunda sah sie nur mitleidig an und meinte: „Hör mal Anna, im Fernsehen machen sie doch jetzt Reklame für dieses neue Vitaminpräparat, das angeblich das Gehirn besser durchbluten soll. Vielleicht solltest du dir das mal von deinen vielen Fünfern kaufen!“

„Mmh – genau, genau – recht hast du! - Würde ich an deiner Stelle ganz genauso machen!“ Kalatur sah erstaunt auf. Er hatte eigentlich auch am Einkaufszentrum aussteigen wollen, aber dieser seltsame Typ mit den stoppelkurzen roten Haaren, der ihm da gegenüber saß, fesselte seine Aufmerksamkeit. Mit wem sprach der? Mit sich selbst? Sein Blick ging irgendwohin ins Leere, während er weiter zusammenhangloses Zeug redete: „Mit deiner Schwester – na klaro – mmh – ja ja – aber lass dich nicht unterbügeln!“ Dann schwieg er eine Weile und sagte schließlich: „Nein, wir haben uns schon verabredet. Komm doch ganz einfach nach!“ Kalatur konnte seine Neugierde nicht länger zügeln:

„Darf ich Sie fragen, mit wem Sie da sprechen?“, wandte er sich höflich an sein Gegenüber. Der Angesprochene ließ das kleine silberne Ding sinken, das er sich ans Ohr gehalten hatte, und raunte Kalatur unwirsch an: „Hören Sie mal, Sie Pappnase, das geht Sie einen feuchten Kehricht an!“ Kalatur wollte den Rothaarigen schon zornig am Kragen seines Gewandes packen und heftig schütteln, aber er beherrschte sich. Er wollte keinen Aufruhr verursachen, und außerdem war er neugierig.

„War nichts weiter, hier sitzt nur so ein neugieriger Typ!“ Der Rothaarige sprach definitiv mit dem kleinen silbernen Ding, das er in der Hand hielt. Kalatur konzentrierte sich. Jetzt konnte er auch den unsichtbaren Gesprächsteilnehmer hören: „Meine alte Mühle macht es nicht mehr lange“, klagte der gerade. „Wenn ich nicht das ewige Problem mit den Mäusen hätte, könnte ich mir ja eine neue kaufen, aber zurzeit bin ich mal wieder restlos pleite.“

„Ah, ein Müller!“, dachte Kalatur, und wandte sich dann wieder an den Rothaarigen: „Sagen Sie Ihrem Freund, dem Müller, er soll sich Katzen anschaffen, dann fressen ihm die Mäuse nicht das Getreide weg!“

„Mann, hier sitzt vielleicht ein Witzbold!“, berichtete der Rothaarige dem Unsichtbaren. „Er empfiehlt dir Katzen! Hat wohl nicht kapiert, dass du nicht zu viele Mäuse hast, sondern zu wenig!“ Sie brachen beide lauthals in Gelächter aus. „Na, vielleicht kriegst du ja deine altersschwache Karre nochmal durch den TÜV - sonst musst du es machen wie ich: Einfach mit dem Bus fahren!“

Kalatur vergaß auch an der nächsten Haltestelle das Aussteigen. Er blieb sitzen bis zur Endstation, stieg in einen anderen Bus und fuhr kreuz und quer in der Stadt herum. Als er schließlich wieder bei den Baumanns durchs gekippte Badezimmerfenster schwebte, war Philipp schon längst von der Schule zurück.

ENTDECKT

Frau Baumann bugsierte Staubsauger, Eimer und Wischmopp in Philipps Zimmer. „Es ist doch immer dasselbe Theater“, schimpfte Philipps Mutter halblaut vor sich hin, „ich will sauber machen, und Philipp hat nicht aufgeräumt!“ Entnervt und wie immer in Zeitnot, weil sie an ihrem freien Tag tausend Dinge zu erledigen hatte, sammelte sie Sweatshirts, Jeans und Socken vom Boden auf und warf herumliegende Schulbücher, Komikhefte und diverse CDs aufs Bett. Zorro flüchtete vor ihrem Tatendrang und den vielen Putzutensilien auf den Flur. Frau Baumann bückte sich, fischte mit dem Wischmopp ein Fernlenkauto, einen einzelnen Turnschuh und einen Fußball unter dem Bett hervor, klaubte die Überreste einer zerlegten Computermaus zusammen und wunderte sich über die alte Lesefibel für Abc-Schützen, die auf Philipps Schreibtisch lag. Mitten im Zimmer stand auf dem Fußboden der Globus herum. Frau Baumann wischte ihn ab und überlegte, wo er wohl vorher gestanden hatte. Im Regal, auf dem obersten Bord, war noch Platz. Sie müsste nur die bunte Flasche, die dort stand, ein wenig zur Seite schieben und die kreuz und quer herumliegenden Bücher aufstellen. Aber zuerst mussten alle Borde abgestaubt werden. Frau Baumann griff sich ihr Staubtuch, während Zorro am Staubsauger vorbei ins Zimmer zurückschlich und wütend zum Regal hinaufbellte.

„Nun sei schon still“, befahl Frau Baumann, ich hab jetzt keine Zeit für dich!“ Sie hatte gerade die Bücher aufgestellt, konnte aber die Bücherstütze nicht finden. Sie stellte das vorderste Buch schräg, um im Fach darunter nach der fehlenden Stütze zu suchen, aber der große Bildband über die Wildtiere Afrikas fing an zu rutschen, stieß gegen die bunte Flasche, die Flasche kippte, schlug gegen den seitlichen Metallholm, an dem die Borde

befestigt waren – und Frau Baumann fing die Flasche im letzten Moment mit einem erschrockenen Schrei auf. „Ups, das war knapp, beinahe wäre mir die Flasche auf die Fliesen geknallt!“, murmelte sie. Sie wollte die Flasche schon wieder ins Regal zurückstellen, hielt dann aber inne. „Was hat er denn mit dieser Saftflasche gemacht?“, wunderte sie sich. „Warum hat er sie angemalt? Ist da was drin?“ Sie spähte durch die Öffnung. „Scheint leer zu sein – oder doch nicht? Sieht fast so aus, als wenn da Rauch drin wäre.“ Sie schüttelte die Flasche, drehte sie um – und sah durch den durchsichtigen Boden in ein Gesicht. Mit einem Aufschrei ließ sie die Flasche fallen ...

Unfähig sich zu bewegen, starrte Frau Baumann auf den feinen weißen Rauch, der aus den Scherben aufstieg und zu wirbeln begann wie eine Windhose. „Was ist das?“, flüsterte sie entsetzt, als sich der Rauch zu einer menschlichen Gestalt verdichtete. Sie wollte schreien, doch der Schrei blieb ihr im Halse stecken. Zorro knurrte und bellte, aber die Gestalt befahl mit dröhnender Stimme: „Zorro Platz!“, und Zorro gehorchte, ganz so als wenn er daran gewöhnt wäre, die Befehle dieser furchterregenden Gestalt zu befolgen.

„Dies ist nun bereits das zweite Mal, dass meine Wohnung in diesem Haus zu Bruch geht!“, sprach die Gestalt sie in vorwurfsvollem Ton an.

„Wohnung? Welche Wohnung? Und wer bist du überhaupt?“, stieß Philipps Mutter hervor.

„Ich bin Kalatur, der Geist des Rauches. Du kennst mich zwar nicht, aber ich bin der Entleerer deiner Spülmaschine.“

„Der - der - Entleerer meiner Spülmaschine“, wiederholte Frau Baumann mit tonloser Stimme.

„Genau! Jeden Tag, bevor du nachhause kommst, erledige ich für deinen Sohn Philipp diese Arbeit“, bestätigte die schreckliche Gestalt, die sich Kalatur nannte. „Dafür erklärt mir Philipp im Gegenzug die Geheimnisse der modernen Welt.“

„Philipp – er - er erklärt dir ...“ Frau Baumann blieben die Worte im Hals stecken.

„Genau! Und ich habe in der Flasche gewohnt, die du soeben zerbrochen hast! Philipp hat sie mir angemalt.“

„Philipp – er hat – er hat ...“, stotterte Philipps Mutter. Sie brachte keinen vollständigen Satz mehr über die Lippen.

„Ja, nachdem er meine blaue Flasche zerbrochen hatte.“

„Deine blaue Flasche? Die Flasche aus Marokko? Du bist – du bist ein Flaschengeist?“

„Nun ja, so nennt ihr Menschen das wohl gemeinhin.“

„Ein Flaschengeist!“, flüsterte Frau Baumann entsetzt. „Nein, das kann nicht sein! Das gibt es nicht! Spinne ich jetzt, oder träume ich nur? Ja, wahrscheinlich träume ich nur! Du bist ein Traum, ein ganz verrückter Traum!“

„Ich kann dir versichern, dass du weder spinnst, noch träumst!“, erklärte der Geist höflich.

Frau Baumanns Gedanken wurden langsam wieder klarer: „Ja Moment mal, wenn du wirklich ein richtiger Flaschengeist bist, müsstest du dann nicht sagen: ‚Ich bin dein ergebenener Diener und werde alles ausführen, was du befehlst!‘, oder jedenfalls so etwas Ähnliches?“

Die Miene des Geistes verfinsterte sich: „Nein!“

„Nein?“

„Nein, du kennst die Formel nicht!“

„Ach, man muss eine Formel kennen? In den alten Geschichten aus Tausendundeine Nacht war das aber nicht so!“

„Es ist schon seltsam mit euch Menschen“, sagte Kalatur. „Zuerst glaubt ihr, ihr wäret verrückt geworden oder ihr träumt, und dann erwartet ihr, dass ich funktioniere wie in euren Märchen. Aber ich bin kein Märchengeist. Ich bin Kalatur, der Geist des Rauches, und wer meine Dienste in Anspruch nehmen will, der muss die richtige Formel sprechen. Aber es gibt keinen Menschen mehr, der sie kennt. Deshalb kann mich auch niemand mehr in seine Dienste zwingen und meine Kräfte für seine egoistischen Ziele ausnützen!“

„Oh, das will ich nicht! Ich - ich hatte nur gedacht, du könntest mir vielleicht die viele Hausarbeit abnehmen. Ein Augenzwinkern und alles ist aufgeräumt und sauber, und noch ein Augenzwinkern und alle Wäsche ist gewaschen und gebügelt!“

„Und morgen willst du Geld und Schmuck und neue Kleider, übermorgen ein größeres Haus, und nächste Woche willst du etwas, das der Nachbarin gehört, und ich soll dafür sorgen, dass ihr ein Unglück zustößt!“

„Oh nein!“, rief Philipps Mutter erschrocken. „So etwas würde ich nie wollen!“

Kalatur sah sie mit alles durchdringenden Augen an und entgegnete: „Glaube mir, ich kenne die Menschen. Sie sind unersättlich in ihrer Gier nach Reichtum und Macht!“

Frau Baumann wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. „Mag sein, dass er Recht hat, mit der Gier der Menschen“, dachte sie. „Bei den meisten trifft das wahrscheinlich zu - aber ich – nein, ich bin ganz bestimmt nicht gierig!“ Kalatur ließ ihr keine Zeit für weitere Überlegungen:

„Vergiss nicht, dass du meine Wohnung zerbrochen hast. Ich brauche eine neue Flasche!“, mahnte er.

„Eine Flasche – natürlich – da werde ich schon irgendetwas finden“, murmelte Frau Baumann.

Herr Baumann legte besorgt den Hörer auf. „Gisela muss krank sein“, dachte er, „weshalb sonst sollte sie so wirres Zeug reden. Womöglich hat sie hohes Fieber!“ Er fischte sein Notizbuch aus den Tiefen einer Schreibtischschublade, suchte die Nummer des Hausarztes heraus, griff wieder zum Hörer und begann zu wählen. Nach den ersten drei Zahlen hielt er inne und legte wieder auf. Was sollte er zu Dr. Weidlich sagen? „Meine Frau hat Fieber, sie behauptet nämlich, ein Flaschengeist würde ihre Spülmaschine ausräumen und jetzt säße er in einer Apfelsaftflasche?“ – Nein, der Doktor würde vermutlich über den vermeintlichen Scherz lachen oder glauben, dass Gisela plötzlich irregeworden oder am Ende gar betrunken wäre. Betrunken? Herr Baumann rekapitulierte im Geiste den gestrigen Abend, den sie zusammen mit den Kuschines verbracht hatten. Gisela hatte ein Glas Wein getrunken - nein, das konnte ganz bestimmt keine Halluzinationen hervorrufen. „Ich werde ihre Mutter anrufen“, beschloss er, griff wieder zum Hörer und wählte die Nummer seiner Schwiegermutter. Marianne Webers Anschluss war besetzt. Sollte er nachhause fahren? Er schlüpfte in sein graues Sakko, das über der Lehne des Drehstuhls hing und drückte noch einmal die Wahlwiederholung. Immer noch besetzt. Er griff nach dem Autoschlüssel im Sakko, zögerte, drückte noch einmal vergeblich die Wahlwiederholung, und sagte dann zu seinem Kollegen: „Ich muss kurz nach Hause, meiner Frau geht es nicht gut.“ Als er 10 Minuten später zu Hause in die Garagenauffahrt einbog, parkte das Auto seiner Schwiegermutter bereits vor der Haustür.

„Und du behauptest also, da wäre ein Flaschengeist drin“, stellte Jürgen Baumann in einem betont sachlich-nüchternen Tonfall fest. Er war auf einen Tritthocker gestiegen, und hatte die ominöse Flasche, die auf dem obersten Regalbord zwischen Globus und diversen Bildbänden stand, genau in Augenhöhe. Mit fachmännischer Miene musterte er sie von allen Seiten, vermied jedoch tunlichst, sie anzufassen. Zu dumm, dass er auf diese Weise nicht in die Flasche hineinsehen konnte. Zum Schutz der lichtempfindlichen Vitamine ihres ehemaligen Inhalts war sie aus mattbraunem, undurchsichtigem Glas hergestellt. Herr Baumann putzte seine moderne Brille, um das Etikett besser entziffern zu können. Aber dort war natürlich nicht „Achtung! Gefährlicher Flaschengeist!“ aufgedruckt, sondern schlicht und einfach: „100 % reiner, naturtrüber Bio Apfelsaft, gepresst aus vollreifen Früchten“. Außerdem sah sie auf den ersten Blick genauso aus wie die fünf anderen Apfelsaftflaschen,

die noch in der Speisekammer lagerten. Zweifelnd zog er die Augenbrauen hoch und sah zu seiner Frau hinunter, die weder krank noch beschwipst war, sondern nur ein wenig nervös und ängstlich wirkte.

„Warum hast du die Flasche denn nicht einfach zugeschraubt? Deckel drauf und schon ist er eingeschlossen – so wie man das mit Flaschengeistern eben macht!“, witzelte er. Gisela Baumann zog einen Schraubverschluss aus der Tasche der bequemen, blauen Schlabberhose, die sie zum Hausputz angezogen hatte.

„Er passt nicht mehr, und die Korken von den Weinflaschen sind auch zu klein! Bevor er die Flasche dort oben auf das Bord gestellt hat und darin verschwunden ist, hat er den Hals der Flasche erweitert.“

„Das kann man verstehen“, meldete sich Marianne Weber zu Wort, „vermutlich war er viele Jahre lang in der engen blauen Flasche eingeschlossen!“

„Nun, wenn da wirklich ein Flaschengeist drin wäre – was ich aber eigentlich immer noch für unmöglich halte – dann hätten wir doch das große Los gezogen. Er müsste tun, was immer wir von ihm verlangen – unser Bankkonto auffüllen – ein neues Auto herzaubern – mit einem Fingerschnippen alle Arbeit erledigen ...“

„Eigentlich ist es mein Flaschengeist!“, monierte Oma Weber. „Schließlich habe ich die blaue Flasche auf dem Markt gekauft. Ich wusste es doch damals schon, dass dies eine ganz besondere Flasche war!“

„Aber du hast die Flasche Philipp geschenkt, und deshalb gehört der Flaschengeist jetzt uns!“, stellte Philipps Vater mit Nachdruck fest, und hatte dabei ganz vergessen, dass er die ganze Geschichte ja bezweifeln und belächeln wollte.

„Es ist ganz egal wem die Flasche gehört oder nicht gehört – er sagt, wer sich seiner Dienste bedienen wolle, der müsse die Beschwörungsformel sprechen.“

„Und - kennt Philipp die Formel?“

„Er sagt, dass es niemanden mehr gäbe, der sie wisse, und dass ihn deshalb auch niemand mehr in seine Dienste zwingen könne.“

„Aha – na das werden wir ja sehen. Mit Methode und Verstand werden wir schon draufkommen, wie die Formel lautet!“ Jürgen Baumann stieg von dem Tritthocker herunter, zog sein Sakko aus und warf es auf Philipps Bett, lockerte die gemusterte Seidenkrawatte, krepelte die Hemdsärmel hoch und stemmte die Hände in die Hüften.

„Flaschengeist komm raus!“, befahl er mit gebieterischer Stimme - aber nichts rührte sich. Die Flasche stand da, als wäre sie wirklich nur mit Apfelsaft gefüllt.

„Er hat gesagt, er sei der Geist des Rauches.“

„Geist des Rauches, komm heraus!“ - Nichts.

„Hat er seinen Namen gesagt?“

„Ja, ich glaube Kaledur oder Kanandor oder so ähnlich – nein – jetzt weiß ich es wieder: Kalatur! Er hat gesagt, dass er Kalatur heißt!“

„Komischer Name“, fand Jürgen Baumann, stellte sich wieder in Positur und rief in Richtung Flasche: „Kalatur komm heraus!“ - Wieder nichts.

„Probier’s mal mit ‚Abrakadabra‘!“, schlug Philipps Oma vor.

„Warum nicht gleich mit Hokuspokus und Simsalabim!“, spottete ihr Schwiegersohn, sprach dann aber doch mit lauter Stimme nacheinander jene Sprüche, mit denen Zauberkünstler gerne ihre Tricks untermalen. - Ohne Ergebnis.

„Vielleicht muss die Formel auf arabisch gesprochen werden“, überlegte Philipps Mutter. „Schließlich hast du die Flasche ja in Marokko gekauft.“

„Genau! Was heißt ‚Kalatur, komm raus‘ auf arabisch?“, fragte Herr Baumann an seine Schwiegermutter gewandt.

„Ja woher soll ich das wissen! Glaubst du, nur weil ich zwei Wochen lang in einem Reisebus durch Marokko gefahren wurde, kann ich jetzt plötzlich arabisch. Und außerdem – der Händler hat gesagt, die Flasche wäre aus Ägypten!“

„Da sprechen sie auch arabisch.“

„Ist es nicht viel wahrscheinlicher, dass der Geist aus einer ganz uralten Zeit stammt, als es noch gar keine arabische Sprache gab?“, überlegte Marianne Weber.

„Der Geist sprach deutsch, völlig akzentfrei. Vielleicht kommt es nur auf den Sinn der Worte an, und nicht, in welcher Sprache sie gesprochen werden!“

„Das ist gut möglich. Wir werden uns jetzt verschiedene Beschwörungsformeln ausdenken. Die schreiben wir auf, probieren sie nacheinander aus und haken sie dann ab, damit wir nicht durcheinander kommen und hinterher nicht mehr wissen, welche Formel die richtige war!“, entschied Philipps Vater.

Er sah schon von Weitem Oma Webers betagten blauen Golf am Straßenrand stehen. Beim Näherkommen stellte er fest, dass auch Vaters silbergrauer Kombi in der Auffahrt parkte. Das war seltsam um diese Zeit. Er schob sein Fahrrad durch die Seitentür in die Garage – auch Mutters Kleinwagen war da. Dann fiel ihm ein, dass seine Mutter heute ihren freien

Tag hatte, dass sie schon seit einer knappen Woche von einem dringenden Hausputz redete, dass er sein Zimmer hätte aufräumen sollen, dass er die Flasche nicht versteckt hatte, dass er Kalatur nicht gewarnt hatte ... Philipp beschlich ein mulmiges Gefühl. Als er die Haustür aufsperrte, wurde er wie immer von Zorro schwanzwedelnd und mit Freudensprüngen begrüßt, aber sonst schien niemand seine Ankunft zu bemerken. In der Küche war niemand, auch nicht im Wohnzimmer und nicht im Esszimmer. Die Schlafzimmertür seiner Eltern stand offen. Die Betten waren abgezogen und hingen noch immer zum Lüften über dem Fensterbrett. Auch die Tür zu seinem Zimmer stand offen. Philipp starrte entgeistert auf den Staubsauger, den Wischmopp und die Putzutensilien, die kreuz und quer im Zimmer herumlagen, auf die rot-grünen Scherben auf dem Fußboden, auf seine Eltern und seine Großmutter, die ihre Köpfe über einem Schreibblock zusammensteckten.

„Das war’s also nicht“, sagte sein Vater, „probieren wir das Nächste!“ Er warf noch einmal einen Blick auf den Block und sprach dann zu der Apfelsaftflasche hinauf, die oben auf dem obersten Regalbord stand: „Kalatur, großer Rauchgeist, ich bin dein Herr und Meister! Komm heraus und erfülle meine Befehle!“

„Nein!“, rief Philipp, „Kalatur ist mein Freund! Niemand kann ihm mehr seinen Willen aufzwingen! Hörst auf damit!“

Endlich waren sie still, hatten sie damit aufgehört, alle drei gleichzeitig auf den Jungen einzureden, ihm wegen seiner „gefährlichen Geheimniskrämerei“ Vorwürfe zu machen und gleichzeitig tausend Fragen zu stellen. Jetzt schwiegen sie und ließen ihn erzählen. Der Junge berichtete wahrheitsgemäß und der Reihe nach, vergaß auch nicht die Geschichte mit dem Fernsehfilm, als er, Kalatur, die Familie aus vermeintlicher Gefahr hatte retten wollen, erwähnte das Abenteuer mit dem Hubschrauber und sein Missgeschick im Einkaufszentrum.

„Und du bist dir ganz sicher, dass er kein böser Dämon ist?“ Es war die zweifelnde Stimme von Philipps Vater, die durch das braune Glas der Flasche zu ihm hereindrang.

„Ganz sicher! Er ist schon fast eine ganze Woche hier – er hätte uns doch längst etwas Böses antun können!“

„Trotzdem war es leichtsinnig von dir, ihn wieder aus der Saftflasche herauszulassen, nachdem du ihn schon darin eingeschlossen hattest!“ Philipps Vater war immer noch nicht überzeugt. „Du hast doch selbst gesagt, dass er wegen böser Taten in jener blauen Flasche eingeschlossen und gebannt wurde.“

„Schon, aber dazu haben ihn böse Menschen gezwungen. Sie hatten die Macht über seine Kräfte, weil sie die Beschwörungsformel wussten.“

Die Beschwörungsformel – damit waren sie wieder beim Thema und redeten erneut alle gleichzeitig auf Philipp ein: Kennst du die Formel? Du musst sie herausfinden! Du kannst ihn überlisten! Dir verrät er sie bestimmt!

„Die Menschen sind doch alle gleich“, dachte Kalatur, „sie haben sich in den letzten 3000 Jahren nicht verändert.“

„Nein, nein, nein!“, rief Philipp verzweifelt. „Lasst mich in Ruhe, Kalatur ist mein Freund!“

„Es ist an der Zeit, dass ich dem Jungen beistehe“, fand Kalatur und begann seine Energie zu konzentrieren ...

„Diese Menschen“, dachte er, als er sich materialisiert hatte und in ihre entsetzten Gesichter blickte, „da versuchen sie ein paar Stunden lang, mich mit allen möglichen Sprüchen aus der Flasche herauszuzwingen, und dann, wenn ich wirklich erscheine, stehen sie da, schreckensbleich, mit aufgerissenen Augen und offenem Mund, unfähig auch nur ein einziges Wort oder gar einen zusammenhängenden Satz zu sagen.“ Kalatur musterte Philipps Vater, der vor Kurzem noch flapsig seiner Frau erklärt hatte, was man gemeinhin mit Flaschengeistern macht. Jetzt zitterten ihm sichtbar die Knie. „Dieser Mann war nie ein Krieger oder Sportsmann“, dachte Kalatur, „er ist ein Schreiberling, der den ganzen Tag auf einem Stuhl hinter dem Schreibtisch sitzt. Seine Muskeln sind nicht stark, genauso wenig wie sein Mut. Dafür wölbt sich bereits ein Bauch über seinen Gürtel, und das goldblonde Haar wird auch schon schütter, obwohl er doch noch jung ist.“ Der Rauchgeist musterte mit seinen funkelnden Augen Philipps Großmutter. „Sie hat mehr Mumm“, fand er, als sie seinem Blick standhielt. „Ist sie ‚seine‘ Mutter?“, überlegte er. „Nein, sie ist die Mutter der Frau, sie hat die gleichen Gesichtszüge, und in ihrer Jugend war sie ganz sicher genauso schlank wie Philipps Mutter, auch wenn sie jetzt, wie die meisten Frauen ihres Alters, um die Hüften schon etwas Fett angesetzt hat. Aber sie ist eitel, hat das Grau ihrer Haare goldblond gefärbt und ihre Frisur zu künstlichen Locken gedreht.“ Komisch fand er nur, dass die Großmutter die gleichen derben, blauen Hosen anhatte, wie auch ihr Enkel sie bevorzugte, anstatt das Gewand einer Dame zu tragen.

Auch Philipps Mutter sah in Kalaturs Augen mit ihren Schlabberhosen und dem verwaschenen T-Shirt, das sie zum Hausputz angezogen hatte, nicht wie eine Dame aus. Die Damen im gesamten Zweistromland und in Ägypten hatten sich das Haar kunstvoll von einer Dienerin frisieren lassen, trugen Schmuck und vornehme Gewänder. Philipps Mutter hatte dagegen ihr glattes, braunes Haar ganz schlicht zurückgekämmt und im Nacken zusammengebunden. Kalatur erinnerte sich daran, dass es in diesem großen Haus zwar

viele Geräte und Maschinen, aber keine Diener gab, und dass sich Philipps Mutter über die viele Arbeit beklagte. Philipp hatte ihm erzählt, dass seine Mutter normalerweise tagsüber in einem Laden Bücher verkaufte, mehrere fremde Sprachen konnte und auch sonst sehr viel wusste.

„Hallo Kalatur“, unterbrach schließlich Philipp die Überlegungen des Rauchgeists, „nimm es ihnen nicht krumm. Sie sind schließlich nicht an Flaschengeister gewöhnt.“

„Nein, Dschinn und Geister existierten für uns bisher nur im Reich der Fabeln und Legenden“, fügte seine Mutter erklärend hinzu.

„Das liegt wohl daran, dass die Energie der meisten von uns längst verloschen ist, und in der Erinnerung der Menschen haben sich dann Wahrheit und Fantasie vermischt.“

„Und wenn ich nicht deine blaue Flasche auf dem Markt in Marrakesch gekauft hätte, dann läge sie noch heute unbeachtet und ungeöffnet in einer Kiste mit Gerümpel. Mit deiner Energie wäre es dann wahrscheinlich auch bald zu Ende gewesen!“ Oma Weber musste ihm das einfach unter die Nase reiben. Sie hoffte, dass der Rauchgeist aus schierer Dankbarkeit doch noch die geheime Beschwörungsformel preisgeben würde.

Aber Kalatur sah in die Runde und begann dann zu erzählen: „Vor langer Zeit, als es noch nicht so viele Menschen gab, und sie es daher sehr schwer auf Erden hatten, schufen die Götter uns Dschinn, damit wir den Menschen mit unserer Macht und Kraft helfen und beistehen sollten. Allerdings wollten die Götter, dass nur weise und würdige Menschen uns in ihre Dienste befehlen konnten. Deshalb waren es in der alten Zeit auch nur wenige auserwählte Priester, die uns mit einer geheimen Beschwörungsformel rufen konnten. Außerdem durften sie unser Wohngefäß und die Beschwörungsformel stets nur an würdige und weise Priester weitergeben. Leider mangelte es den meisten von ihnen an Würde. Sie dachten nur an die Erweiterung ihrer eigenen Macht und an ihre ureigensten Interessen. Durch den Bannspruch war ich gezwungen, meine Kräfte nicht zum Wohle der Menschen, sondern zur Vermehrung persönlichen Reichtums einzusetzen und diente ihnen als willenloses Werkzeug für ihre Intrigen. Auf Geheiß machthungriger Priester habe ich den Verlauf von Kriegen und Schlachten gelenkt, habe geholfen Könige zu stürzen oder ihnen den Weg zum Thron zu ebnen. Auch König Sargon verdankte es meiner Kraft und dem Befehl einer Priesterin der Göttin Ishtar, dass er der Herrscher von Akkad wurde.

Mit der Weisheit der Priester war es zumeist auch nicht weit her. Oftmals ließen sie nicht genug Vorsicht walten, wenn sie uns in ihre Dienste riefen, ließen sich belauschen und bestehlen, und so kam es auch, dass ich schließlich einer bösen, machthungrigen Nebenfrau von König Nebukadnezar zu Diensten sein musste ...“

„Wir sind nicht machthungrig, nicht böse und nicht intrigant!“, entrüstete sich Oma Weber.

„Nein, ihr wollt nur Geld, neue Autos und einen willfährigen Diener, der all eure lästige Arbeit erledigt!“

„Kalatur, ich verstehe jetzt, welche Gefahren die Beschwörungsformel birgt“, begann Philipps Mutter nachdenklich. „Ich hoffe, du hast ein Nachsehen mit uns, dass wir uns von unserer menschlichen Habgier haben überwältigen lassen!“

„Ich übe immer Nachsicht mit euch Menschen, denn ihr seid höchst unvollkommene Geschöpfe. Ich verstehe auch, dass es euch erschreckt, einen Rauchgeist im Haus zu haben. Ich werde deshalb noch heute euer Haus verlassen. Philipp hat mir von einer Stelle im Wald erzählt, wo ich ungestört bleiben und umherfliegen kann, ohne dass ich Menschen erschrecke, oder gar in Gefahr gerate, ihre unselige Habsucht zu wecken!“

Philipp trat so kräftig in die Pedale, dass Zorro nur mit Mühe neben dem Rad laufen konnte. Er wollte den geteerten Radweg so schnell wie möglich hinter sich bringen, um nicht Stefan zu begegnen. Stefan wollte heute seine neuen Inliner auf dem Radweg ausprobieren. Er hatte sie erst gestern von seiner Großmutter bekommen. Der Freund hatte ihm kichernd eine seltsame Geschichte erzählt: Von seiner Oma, die manchmal ein wenig wirr im Kopf ist, von ihrem Geldbeutel, in dem normalerweise chronische Ebbe herrscht, der aber urplötzlich prall gefüllt mit lauter 5-Euroscheinen gewesen sein soll, und von einem seltsamen Typen, der angeblich in Sekundenschnelle die Klamotten wechseln konnte. „Ob Kalatur etwas mit dieser seltsamen Geschichte zu hat?“, fragte sich Philipp. Der Rauchgeist hatte sich über seinen letzten Ausflug beharrlich ausgeschwiegen und ihm nur berichtet, dass er sehr lehrreich gewesen wäre.

Endlich hatte er den Waldweg erreicht. Er konnte jetzt langsamer fahren und Zorro von der Leine lassen. Die dicken Reifen des Mountainbikes holperten über die Wurzeln und Steine des unebenen Wegs und Philipp spürte durch den Rucksack die Flasche auf seinem Rücken. Es tat ihm leid, dass Kalatur in den Wald umzog – aber wahrscheinlich war es für alle Beteiligten so am besten.

Philipp hatte den schmalen Pfad erreicht, der nach rechts zur Sandgrube abging. Er piffte dem Hund, der geradeaus weitergerannt war, und bog ab. Nach ein paar Metern musste er absteigen und schieben, weil ihm sonst tief hängende Zweige und Gestrüpp das Gesicht zerkratzt hätten. Aber obwohl der Pfad nur von wenigen Menschen benützt wurde, war die Sandgrube, die an seinem Ende lag, doch nicht so einsam, wie er sie in Erinnerung hatte. Es war ihm früher gar nicht aufgefallen, dass Plastikmüll, Scherben, leere Flaschen und die Überreste von Grill- und Lagerfeuern davon zeugten, dass hier immer wieder Jugendliche nächtliche Feten feierten.

„Mach dir keine Sorgen“, beruhigte ihn Kalatur, nachdem er sich materialisiert hatte, „ich werde hier schon irgendwo einen stillen ungestörten Winkel finden.“

„Und wie finde ich dich, wenn ich mich mit dir unterhalten möchte?“

„Ich werde es merken, wenn du hier bist.“

„Ich komm dich ganz bestimmt regelmäßig besuchen!“, versprach Philipp.

Als Philipp nachhause gefahren war, schwebte Kalatur um die Wipfel der Bäume, die rings um die Sandgrube wuchsen. Der Rauchgeist genoss die warmen Farben und die Ruhe des späten Nachmittags. Er erforschte den Wald und die Natur ringsum, und obwohl der üppige Mischwald so ganz anders war, als die Vegetation des Zweistromlandes, gefiel er ihm. Nur die vielen Scherben und der Müll ringsum, den gedankenlose Menschen einfach zurückgelassen hatten, missfielen ihm. Deshalb schien es ihm auch zu gefährlich, die braune Apfelsaftflasche, die jetzt seine Wohnung war, einfach irgendwo am Boden stehen zu lassen. Schließlich befestigte er sie mit einem Strick hoch oben am Ast einer Kiefer. So war sie sicher vor Rowdys, Wildschweinen und streunenden Hunden – vor allem, wenn er gerade auf einem seiner Erkundungsflüge war.

DIE BLACK-DEVILS-MOFAGANG

Laut knatterten ihre frisierten Mofas durch den Wald. Das Schild, das ihnen das Befahren der Forstwege verbot, kümmerte sie nicht. Verbote kümmerten sie generell nicht. Sie waren zu fünft, nannten sich die „Black-Devils-Mofagang“, und gemeinsam waren sie stark. Sie setzten sich über alle Regeln hinweg, terrorisierten ihre Mitschüler und waren der Schrecken aller Lehrer. Herbert Kunz, der Klassenlehrer von Orca und Spider, die eigentlich ganz schlicht Udo und Jens hießen, hatte bereits beantragt, die gesamte Gang von der Schule zu verweisen. Allerdings zögerte Direktor Lowen noch. Die Fünf waren im Grunde gute Schüler und er wollte ihnen nicht die Zukunft verbauen. Er hoffte darauf, dass es irgendjemand schaffen würde, die Rabauken zur Vernunft zu bringen.

„Lassen wir unsere Maschinen hier am Weg stehen?“, fragte Locke unsicher. Er war der Jüngste der Fünf, hieß eigentlich Andreas und war erst kürzlich in die Gang aufgenommen worden. Es hatte ihn viel Mühe gekostet, seine Eltern zum Kauf des Mofas zu überreden, und er fürchtete Schrammen und platte Reifen.

„Ach was, da brechen wir durch!“, kommandierte Spider, duckte sich tief über den Lenker und ignorierte Gebüsch und stachelige Zweige, die ihm das Visier seines schwarzen Helms zerkratzten. Mit dröhnendem Motor bahnte er sich einen Weg durch das Dickicht. Als die anderen folgten, konnte auch Locke nicht zurückbleiben. Lieber zu Hause eine

Gardinenpredigt riskieren, als vor den Freunden als Hasenfuß dastehen. Locke war ohnehin froh, dass er nur Holzkohle und Schweinesteaks hatte besorgen müssen. „Dir Milchgesicht verkauft ja doch niemand Schnaps und Bier!“, hatte Spider gespottet.

„Wie sieht’s aus“, rief Christian, den die Gang aber nur Django nannte, als er in die Glut der glimmenden Holzkohlen blies, „hast du genug Flüssignahrung dabei?“ Spider löste den Verschluss seiner Satteltaschen und zog lässig eine Flasche Cognac heraus.

„Na logo, ich krieg so was jederzeit!“ Dass die Kassiererin im Supermarkt ihm den Verkauf von Alkohol verweigert hatte, weil er die angebliche Volljährigkeit nicht mit einem Ausweis oder Führerschein hatte belegen können, verschwieg er. Es hätte seinem Ansehen als Anführer der Mofagang zu sehr geschadet, dass er den Cognac und auch das Bier, das in der anderen Satteltasche steckte, zu Hause aus dem Vorratskeller hatte klauen müssen. Spider nahm einen ersten Schluck aus der Cognacflasche und ließ sie dann reihum gehen. Jan, den sie wegen seines markanten Gesichts „Spock“ getauft hatten, riss ein paar Zweige von den Bäumen und wedelte damit ungeduldig über der Glut herum. Der dicke Orca, wie immer hungrig, riss ein paar Chipstüten auf. Als Django endlich die Steaks auf den Rost legte, war die Flasche bereits halb leer, und die zerknüllten Chipstüten hatte der Wind durch die Sandgrube geweht.

„Wie es scheint, haben die Menschen in den vergangen dreitausend Jahren auch nicht gelernt, mit Alkohol verantwortungsbewusst umzugehen!“, dachte Kalatur bei sich. Er war aus seiner Flasche herausgeströmt, schwebte als feine Rauchwolke durch die Baumkronen und beobachtete mit wachsendem Unbehagen das wüste Treiben dort unten in der Sandgrube. Das Grillfeuer schwelte und qualmte noch, rings um den Lagerplatz lagen abgenagte Kotelettknochen, leere Bierflaschen, Pappsteller, Zellophantüten und Plastikdosen herum. Mit jeder Flasche Bier war das Gegröle der fünf Halbwüchsigen lauter geworden. Der Dunkelhaarige, den sie Django nannten, begann mit Steinen nach den leeren Flaschen zu werfen, bis eine nach der anderen, begleitet von frenetischem Beifallsgejohle, zu Bruch ging. Als von den leeren Bierflaschen nur noch Scherben übrig waren, suchte er nach einem anderen Ziel. Er warf ein paar Mal nach leeren Coladosen, aber das fand er schnell langweilig.

„He, sieh mal dort!“ Orca deutete nach oben. An einem Baumstamm war gut drei Meter über dem Boden ein alter Starenkobel befestigt. „Triffst du den auch?“

Djangos Stein krachte beim zweiten Wurf gegen das schon morsche Holz. Aber weil die Bewohner des Nests längst ausgeflogen waren, machte auch das wenig Spaß. Vielleicht gab es hier noch einen bewohnten Nistkasten? Wenn jeder Wurf zeternde Vogeeltern aufschrecken würde, fänden sie das Spiel wesentlich lustiger. Die Fünf reckten die Häse und suchten die Baumstämme ab.

Da entdeckte Spider die Saftflasche, die in ca. zehn Meter Höhe an einem Ast hing.

„Heh“, rief er, „wer die zu Scherben wirft, kriegt einen Extraschluck Cognac!“

Sie warfen nacheinander, aber sie zielten schlecht – längst zeigte der Alkohol seine Wirkung. Erst Spider gelang es, die Flasche mit dem Stein zu streifen. Sie begann zu schwingen. Locke nahm den nächsten Stein; er hatte am wenigsten getrunken, und seine Hand war noch relativ ruhig. Er nahm mit den Augen Maß und zielte. Kalatur überlegte, ob er gleich eingreifen, oder dem üblen Spiel noch eine Weile zusehen sollte – da warf Locke. Der Stein traf die Flasche genau in dem Moment, als sie nach vorne schwang. Das Klirren des zerbrechenden Glases ging im Beifallgegröle unter.

Sie sahen nach oben, wo nur noch der Flaschenhals an der Schnur hin- und herbaumelte – und dann sahen sie die Rauchwolke! Gleich einem Jagdfalken stieß sie urplötzlich aus den Baumkronen nach unten. Das Gegröle erstarb jäh, als aus der Rauchwolke ein Riese herauswuchs, den schreckensbleichen Locke beim Kragen packte und in die Höhe hob.

„Weh dir, du Elender, du hast meine Wohnung zerstört!“, brüllte der Riese mit dröhnender Stimme.

„Hilfe – helft mir!“, jammerte Locke und strampelte verzweifelt um sich.

„Was - was ist das?“, stammelte Orca erschrocken.

„Ein Monster“, entfuhr es Django entsetzt, „wie aus einem Computerspiel!“

„Oder eine Hali ... Haluna ... Haluza ... - wir - wir haben einfach zuviel getrunken!“, stotterte Spock.

„Nein, der ist echt!“, stellte Orca mit tonloser Stimme fest.

Spider zitterten sichtbar die Knie. „Ganz egal was das ist, ich hau jedenfalls ab!“, flüsterte er entsetzt und wollte zu seinem Mofa rennen.

„Halt, du erbärmlicher Wicht!“, polterte der Riese mit einer Stimme, die wie das Grollen des Donners hallte. Er packte Spider mit der anderen Hand am Kragen und hob auch ihn in die Höhe.

„Hiiilfeee!“, heulte Spider und zappelte vergeblich mit Armen und Beinen. „Helft mir doch! Tut irgendwas! Ruft die Polizei oder die Feuerwehr oder meinen Vater und meine Mutter! - Maaaaaaa!“, schrie er gellend.

Spock zog sein Handy aus der Hosentasche.

„Lass das!“, gebot der Riese. Spock ließ erschrocken das Handy fallen. „Ihr habt meine Wohnung zerstört und diesen schönen Ort hier besudelt“, sprach der Riese mit donnernder

Stimme weiter und wuchs dabei noch ein Stück in die Höhe. „Wenn euch euer Leben lieb ist, dann werdet ihr das jetzt alles wieder in Ordnung bringen!“ Er hob den zitternden Locke noch ein Stück höher, sah ihn mit funkelnden Augen drohend an, befahl: „Besorge mir augenblicklich eine neue Flasche!“, und setzte ihn am Boden ab.

„Die, die sind alle zerbrochen!“, greinte Locke.

„Die Grüne dort ist noch heil!“, polterte der Riese.

Locke hob sie auf.

„Da ist aber noch Cognac drin“, wagte Orca einen vorsichtigen Protest.

„Ausleeren!“

Locke gehorchte. Mit zitternden Händen und weichen Knien goss er den Inhalt der mattgrünen, undurchsichtigen Flasche in den Sand.

„Und ihr“, wandte sich der Riese an die anderen Helden, „beseitigt den gesamten Müll hier rings um die Sandgrube!“

„Das ist aber nicht alles von uns!“, jammerte Django.

„Den gesamten Müll!“ Die Stimme des Riesen donnerte noch furchterregender und seine mächtige Gestalt wuchs nochmals ein Stück in die Höhe. „Und du“, wandte er sich an den zappelnden Spider, „vergräbst die qualmenden Kohlen! Und wenn ihr fertig seid, verlasst ihr diesen Platz so leise, wie ihr nur könnt. Und wehe, einer von euch betrunkenen Halunken steigt heute noch einmal auf diese grässlichen Knatterdinger!“

Studienrat Robert Bohne stellte den Motor ab und stieg aus dem Auto. Er reckte sich und sog die frische Waldluft ein. Die letzten Arbeiten lagen zu Hause korrigiert auf seinem Schreibtisch. Endlich Feierabend, endlich Wochenende, und noch genügend Zeit, um vor dem Dunkelwerden ein paar Kilometer über weiche Waldwege zu joggen! Er machte gewissenhaft ein paar Dehnübungen, stellte seine Pulsuhr an und joggte los. Bald rann ihm der Schweiß von der Stirne und aus allen Poren. Er atmete gleichmäßig, seine Beine bewegten sich wie von selbst, aller Ärger der vergangenen Woche fiel von ihm ab. Er dachte nicht mehr an Direktor Lowen, mit dem er in letzter Zeit auf Kriegsfuß stand, nicht mehr an die faulen Schüler, die ihn nervten, nicht mehr an die begriffsstutzigen, die ihm Sorgen bereiteten und auch nicht mehr an Jens und Udo und die restliche Mofagang, deren provokante Aufsässigkeit ihm regelrechte Magenschmerzen bereitete. Die Vögel begleiteten seinen Lauf mit ihrem Abendkonzert und Robert Bohne fühlte sich frei und aller Sorgen ledig. „Nein, verdammt nochmal“, knurrte er und verlangsamte seine Schritte, „vor

denen ist man nirgends sicher!“ Er wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß ab, der ihm von der Stirn in die Augen gelaufen war, und fokussierte seinen Blick auf die wankenden Gestalten, die ihm entgegenkamen. Kein Zweifel, das war die gesamte Black-Devils-Mofagang, die da ihre Mofas über den Waldweg schob.

„Verflixt“, durchfuhr es ihn, „ich bin wirklich nicht erpicht darauf, den Fünfen abends alleine im Wald zu begegnen. Was mach ich jetzt? Kein Weg da, in den ich abbiegen könnte. Soll ich umkehren? Nein, diese Blöße darf ich mir nicht geben. Renn’ einfach weiter!“, befahl er sich selbst. Dann stutzte er: „Warum, zum Kuckuck, schieben die eigentlich? Vor denen ist doch sonst nichts sicher – kein Gehsteig, kein Rasen und schon gar kein Waldweg.“

„Guten Abend Herr Bohne!“, grüßten die Fünf, als sie näher gekommen waren. ‚Guten Abend Herr Bohne?‘, hatte er richtig gehört? Normalerweise riefen sie ihm doch höchstens ein spöttisches: ‚Hey Mister Bean!‘ entgegen.

„Hallo, guten Abend alle zusammen!“, erwiderte Robert Bohne den Gruß. „Wo kommt ihr denn her?“

„Wir – wir haben in der Sandgrube gegrillt“. Udo, der sich großspurig Orca nannte, klang ungewöhnlich kleinlaut. Überhaupt waren alle fünf kreidebleich und hielten die Köpfe gesenkt. Robert Bohne schnupperte. Natürlich, sie rochen nach Alkohol. Aber das war keine Erklärung. Normalerweise wurde ihr Verhalten durch Alkohol nur noch rüder.

„Und was ist in den vielen Plastiktüten drin?“

Locke sah ängstlich nach oben und sagte dann: „Müll!“ Es klang leise und ungewohnt schüchtern.

„Müll?“

„Ja, aus der Sandgrube.“

„Ah, ah so ...“

„Dort liegt immer so viel Abfall rum, so viele Scherben und Plastikflaschen – wir haben das aufgesammelt“, erklärte Jens. Seine Stimme zitterte hörbar und er hatte überhaupt nichts mehr gemein mit dem großmäuligen Spider, dem Anführer der gefürchteten Gang. Auch er sah immer wieder ängstlich nach oben, bevor er wieder den Kopf senkte.

„Zum Teufel, was ist mit denen?“, fragte sich Studienrat Bohne und meinte dann laut: „Das ist sehr löblich von euch. Ich sollte das Thema demnächst im Unterricht ansprechen, denn die allgemeine Achtlosigkeit ist wirklich ein Ärgernis. Es freut mich, dass ihr euch da so vorbildlich verhaltet!“

„Wenn er das in der Schule erzählt, ist unser Ruf dahin“, stöhnte Spider, als der Lehrer weitergejoggt war.

Neugierig bog Robert Bohne in den schmalen Pfad zur Sandgrube ein. Er liebte die Ruhe des abgelegenen Platzes und seine unzähligen Wildblumen, die im Frühjahr rings um die Sandgrube blühten. Leider musste er sich, jedes Mal, wenn er hierher kam, über den wild verstreuten Müll ärgern. Gedankenlose Menschen ließen Pappteller, Plastikflaschen und Glasscherben einfach fallen, anstatt die Überreste ihres Picknicks wieder mit nachhause zu nehmen. Am Ende des Pfades blieb er stehen. „Tatsächlich“, murmelte er, „kein Schnipsel, keine Flasche, keine Plastiktüte liegt mehr rum. Der Platz sieht jetzt wieder aus wie ein kleines Paradies!“ Er warf sich rücklings in den Sand, blickte hinauf in die Wipfel der Bäume und genoss die friedliche Stille des Abends. Studienrat Bohne sah, wie sich die Sonne langsam zu den Baumkronen hin senkte und den Himmel rot färbte. Den feinen, weißen Rauch, der langsam in einer grünen Cognacflasche verschwand, die hoch oben in den Bäumen befestigt war, sah er allerdings nicht.

© Hildegard Grünthaler

Hat Euch die Leseprobe gefallen?

Das Original-Buch hat 328 Seiten. Ihr könnt DIE BESCHWÖRUNGSFORMEL als E-Book oder Taschenbuch auf allen Buchplattformen kaufen.

<https://amzn.to/37gkb5e>

Rezensionen findet Ihr in meiner Schmöckerseite:

[Rezensionen zu "Die Beschwörungsformel" \(schmoekerseite.de\)](https://schmoekerseite.de)



Der Schokoladenengel

Von [Rita Renate Schönig](#)

„Das ist ein ganz besonders schönes Bild, Liebes.“

Gelbe Sterne, rotbraune Tannenzapfen und rosa Ringe schmückten einen Weihnachtsbaum und auf der Spitze saß ein Engel; genau so einer wie im Schaufenster des Süßwarengeschäfts, an dem sie jeden Tag vorbeigingen.

Nora ahnte, was in ihrer Tochter vorging. Trotzdem fragte sie: „Warum hast du einen Engel auf die Baumspitze gemalt?“

„Von dort aus kann er besser in die Welt schauen und dem Christkind berichten“, erklärte Lisa mit der Überzeugung kindlicher Logik.

Seit Tagen klebte sie an der Schaufensterscheibe des Süßwarengeschäftes. Die Fünfjährige konnte sich nicht sattsehen an dem Engel aus weißer Schokolade mit dem engelsgleichen Blick.

Zweifellos war es leicht, als Schokoladenengel lieblich in die Welt zu gucken, dachte Nora. Nach den Weihnachtsfeiertagen würde er von kleinen oder auch großen Schokoladenliebhabern genüsslich verspeist werden und das wars. Damit endete sein Schokoladenengelleben, ohne Sorgen auf die Zukunft.

„Können wir dieses Jahr nicht genauso einen Baum zu Weihnachten haben, mit einem Engel ganz obendrauf?“, bettelte Lisa. „Bitte, Mami.“

„Wir haben aber nur die silbernen Kugeln, Schatz. Neuen Baumschmuck kann ich nicht kaufen. Der ist sehr teuer“, und leise: „Das kann ich mir nicht leisten.“

Lisa senkte den Kopf und es brach Nora schier das Herz, ihren kleinen Liebling so traurig zu sehen. Doch was sollte sie machen? Das Christkind, also sie, war in diesem Jahr sehr knapp bei Kasse.

Plötzlich kam Nora eine Idee. „Wie wäre es, wenn wir unseren Weihnachtsschmuck selber machen?“

Sofort leuchteten Lisas Augen. „Du meinst, Sterne und Tannenzapfen und das alles basteln, aus buntem Papier?“

„Nein, Schatz, nicht aus Papier, aus Teig. Wir backen Weihnachtsplätzchen und hängen einen Teil davon an den Baum. Später können wir einfach alles aufessen. Wäre das nicht toll?“

„Ja, das ist wundervoll, Mami. Wir backen unseren eigenen Baumschmuck.“

Lisa quietschte vor Vergnügen. Dann wurde sie ernst. „Aber wir brauchen unbedingt auch einen Engel.“

Wie ein offenes Buch lagen die Gedanken ihrer Tochter vor Nora. Sie sah den weißen Schokoladenengel vor sich. Ein zu teurer Weihnachtsschmuck für ihre leidende Geldbörse. Deshalb sagte sie schnell: „Gleich morgen kaufen wir eine Engelsbackform.“

Ihr Vorschlag bewirkte ein resigniertes Nicken.

Einen Tag später rührte Nora den Teig, rollte ihn aus und Lisa stach voller Eifer die Plätzchen aus. Zwei Bleche belegte sie abwechselnd mit Sternen, Sonnen und Monden und weitere mit Zapfen und Kringel. Über die Sterne und Sonnen streute sie goldene und über die Monde silberne Kügelchen aus Zucker. Die Zapfen tauchte Nora in dunkle Schokolade ein und die Kringel bestrich sie dick mit rotem Zuckerguss.

Der Engel lag bereits zum Auskühlen auf einem Gitter.

„Sieht der nicht zum Anbeißen aus? Und wie der duftet.“ Nora beugte sich über den Kuchenengel und schnupperte. „Nur noch die weiße Schokolade darüber und unser Weihnachtsengel ist fertig. Er schaut fast so aus wie der im Süßwarengeschäft.“

„Ja, fast“, antwortete Lisa leise.

Kurz nachdem Nora ihre Tochter zum Kinderhort gebracht hatte, betrat sie das Schokoladengeschäft.

Derzeit lagen diese verführerischen Hochgenüsse außerhalb ihrer finanziellen Situation, deshalb hatte sie in der letzten Zeit vermieden, das Geschäft zu betreten. Trotzdem lächelte der Inhaber, ein sympathischer und gut aussehender Mann – Nora schätzte ihn auf Ende dreißig – immer freundlich, wenn Lisa mal wieder ihre Nase an der Fensterscheibe platt drückte.

Beinahe ehrfurchtsvoll und aus der Distanz blickte Nora jetzt auf all die Kostbarkeiten, die teils in glänzende Folie verpackt als üppiges Geschenk und mit einer Schleife versehen in den Regalen standen. Unsicher bewegte sie sich zu den Auslagen im Schaufenster und zu dem Engel und reckte den Hals.

„Sie suchen etwas Bestimmtes, habe ich recht?“

Nora schreckte zusammen.

„Oh, eh ... ich wollte ... eh ...“, stammelte sie.

Der Inhaber des Geschäfts lächelte sie an. Aus der Nähe betrachtet, ähnelte sein Gesicht dem des Schokoladenengels und seine Stimme glich geschmolzener Karamellcreme, süß und samtig.

Reiß dich zusammen, schalt Nora sich und holte tief Luft. „Ich möchte fragen, was der Engel kostet. Der, der im Fenster steht.“

Der Inhaber schaute versonnen.

„Ihrer Tochter scheint er ganz besonders gut zu gefallen; den Spuren auf meiner Fensterscheibe nach zu urteilen.“

Er nahm den Engel vorsichtig aus der Auslage.

„Oh, was für ein Malheur.“ Entsetzen machte sich auf seinem Gesicht breit. „Da ist ein kleines Stück von einer Falte des Schokoladenkleids abgebrochen. Jetzt kann ich ihn nicht mehr verkaufen.“

„Oh bitte, meiner Tochter macht das bestimmt nichts aus.“

„Sicher?“

Nora nickte. „Was würde er denn kosten?“

„Nichts. Ich schenke Ihnen den Engel.“

„Oh, nein. Das kann ich nicht annehmen.“ Noras Wangen färbten sich rötlich.

„Sie müssen sogar. Aber unter einer Bedingung. Geben Sie ihm einen besonders schönen Platz.“

© Rita Renate Schöning



Gewinncode: [IB009](#)

Gewinncode: [IB010](#)

Schneeballschlacht

Von [Susanne Ulrike Maria Albrecht](#)

Voll Ungeduld wart ich auf den ersten Frost bei Nacht.

Ach, was wird das wieder für ein Spaß – die ganze herrlich weiße, winterliche Pracht und die Vorfreude auf unsere erste gemeinsame Schneeballschlacht.

In seiner hochherrschaftlichen Art und Weise spricht der zugefrorene Weiher dann in feierlicher Laune seine Erlaubnis zum Schlittschuhlaufen an uns aus.

Und lauthals schreit der von Natur aus eher plumpe Berg die Einladung zum Rodeln in die Abenddämmerung hinaus.

© Copyright Susanne Ulrike Maria Albrecht



Geranien

Von Jörg Krämer

„Scheiß Leben!“ Der alte Radosch spricht traurig mit seinen Blumen.

Geranien.

Er liebt sie!

Hat sie vor drei Jahren von seinem Sohn bekommen.

Seitdem war keiner mehr da.

Sie haben sich gestritten. „Scheiße!“, denkt Radosch, „hätt ich mal mein Maul gehalten.“

„Hätte“ hilft ihm nicht.

Radosch kreist mit seinem Rollstuhl im Zimmer.

Seine Gedanken kreisen mit.

„Nur mein Sohn. Ist der Einzige, den ich hab. Hatte!“

Eine Träne rinnt durch die Krater in seinem Gesicht.

Radosch bemerkt sie nicht.

„Isolation? Corona? Pah!“, ruft er laut. Keiner hört ihn.

„Das is nichts. Hier ist es einsam. Jahrelang. Hier bin nur ich. Nicht mal laufen kann ich.“

Radosch sackt im Rollstuhl zusammen.

Jetzt bilden Tränen kleine Bäche im Gesicht.

Kurz denkt er an den netten Jungen von Gegenüber.

Der kommt alle paar Tage zu ihm. Kauft für ihn ein.

Ein Lächeln durchbricht die Tränen des Alten.

Nur kurz.

Dann ist es weg.

Die Tränen siegen!

Der Rollstuhl bewegt sich zum Fenster.

Radosch schaut raus.

„Einsam.“, denkt er.

„Vorsichtig. Sie dürfen nicht kaputt gehen.“

Vorsichtig räumt er die Geranien zur Seite.

Radosch öffnet das Fenster.

Mehr Tränen.

Ein Seufzen.

Radosch zieht sich am Fensterrahmen hoch.

Es regnet.

© Jörg Krämer



Leseprobe "Das Geheime Labor"

Von [Dörthe Norden](#)

1. Kapitel

Mitte Juli bei 29° C fuhr ein Mann die *Heerstraße* hinunter und durch die Fensterscheiben seines alten Ford Escort wehte warme Luft hinein. Eine Abkühlung brachten ihm die geöffneten Fenster nicht.

Er trug ein schwarzes T-Shirt, schwarze Turnschuhe und lange schwarze Hosen, trotzdem kam er nicht ins Schwitzen. Er war durchschnittlich groß, hatte sehr kurze dunkle Haare und trug einen Dreitagebart. Er war sehr muskulös, worauf er auch sehr stolz war, denn er trainierte seinen Körper täglich.

Auf dem Beifahrersitz lagen eine schwarze Jacke und ein Rucksack. Wie erwartet stand er schon ab *Scholzplatz* im Stau. Er kam nur noch in Schrittgeschwindigkeit vorwärts, was ihn sehr nervte. Er schaute deshalb immer wieder auf die Uhr.

Man ist das ätzend. Immer dieser Stau. Hoffentlich verpasse ich ihn nicht, wenn das so weitergeht! dachte er bei sich und schaute dabei aus seinem rechten Seitenfenster auf die Havel.

Die Mitte des Staus hatte die *Dischingerbrücke*, die nach *Spandau* führte, erreicht. Nicht mehr lange und er konnte endlich abbiegen.

Plötzlich, ohne weiter darüber nachzudenken, lenkte er seinen Wagen auf die linke Abbiegerspur, zog, ohne mit der Wimper zu zucken, an den anderen Autos im Stau vorbei und bog einfach links ab, ohne sich noch mal zu vergewissern, dass seine Ampel auch auf Grün stand. Es hupte und Reifen quietschten, da der Gegenverkehr noch immer Grün hatte.

Auf einmal gab es einen lauten Knall! Mehrere Autos, die stadteinwärts fuhren, krachten aufeinander.

Davon nahm er keine Notiz. Er fuhr einfach die kleine Seitenstraße weiter. Zum Glück kam ihm um diese Zeit kein Fahrzeug entgegen.

Er bog links in die *Jaczstraße* ein und gleich wieder die nächste Straße links.

Endlich war er auf der Straße *Scharfe Lanke*. Diese Straße fuhr er bis zum Wohnmobilstellplatz weiter und stellte sein Auto zwischen zwei Fahrzeugen ganz hinten an einigen Büschen ab. Er schaute noch mal auf seine Uhr und stellte fest, dass er noch ein wenig Zeit hatte, bis sein Ziel in Sichtweite kam. Von den vielen Sirenen, die über *Spandau* ertönten, nahm er keinerlei Notiz.

Den Rest des Weges musste er zu Fuß weitergehen. Nicht weit entfernt befand sich ein Restaurant. Dort setzte er sich auf die Gartenterrasse und fand ganz am Anfang einen freien Tisch. Von dieser Position aus hatte er eine super Aussicht auf die Yachten, die dort an der Marina Werft vor Anker lagen. Er schaute wieder auf die Uhr und bestellte sich anschließend eine große Cola light.

Alles ist schon von den Hafemitarbeitern vorbereitet worden. Noch kann ich dich nicht ausmachen, aber ich weiß, dass du noch ankommen wirst, dachte er und grinste böse, denn er hatte seine Freude daran, bei dem, was er noch vorhatte.

Seine Cola kam, er bezahlte gleich und warf anschließend die Zitronenscheibe achtlos auf den Boden, denn er mochte sie nicht.

Ah, da bist du ja. Na, dann kann es ja losgehen!

Eilig lief er ans Wasser und bestieg ein kleines Motorboot. Dabei schaute er noch einmal auf die Gartenterrasse und stellte fest, dass niemand Notiz von ihm genommen hatte. Böse lächelnd setzte er seine Sonnenbrille auf, verstaute seinen kleinen Rucksack und seine Jacke, die er mitgenommen hatte und startete den Motor des kleinen Bootes. Langsam fuhr er auf die Havel hinaus, aber nicht ohne die Yachten im Auge zu behalten.

Nach etwa fünfzehn Minuten legte eine weiße Luxusyacht an der Marina Werft ab. Er fuhr ebenfalls los und folgte ihr. Stetig blieb er außer Sichtweite.

Durch die Bugwellen der etwas größeren Schiffe und schnelleren Motorboote kam er teilweise ganz schön ins Schaukeln, was ihm aber nichts ausmachte. Er wich den Wasserfahrzeugen aus und sah immer zu, dass er hinter der Yacht blieb, ohne dass er auffiel.

Nach einigen Stunden kamen das kleine Motorboot und die Yacht im Hafen von Caputh an. Die Yacht fuhr an den ersten Steg und Liegeplatz. Mit dem kleinen Motorboot hingegen blieb er weiter hinten und stellte den Motor aus. Langsam ließ er sich immer weiter an das Ufer zwischen einige Bäume treiben. Beim zweiten Anlauf bekam er einen länglichen Ast zu fassen. So zog er sich ans Ufer heran, stieg aus und zog das kleine Boot an Land. Dort suchte er Reisig und begrub es darunter, damit es niemand finden konnte. Es lag so weit abseits vom Hafen, da kämen bestimmt keine Leute vorbei.

Langsam und besonnen schlich er am Ufer entlang, immer auf der Hut, in Deckung zu gehen. Er durfte nicht gesehen werden. Er hatte seinen Rucksack und seine schwarze Jacke mitgenommen, denn er wollte zwischendurch nicht noch einmal zurückgehen. Langsam gelangte er an den letzten Steg und fand rechts von diesem eine Nische, in die er hineinrutschen konnte. Vorsichtig und leise schlich er darin weiter. Am anderen Ende schaute er sich um und als die Luft rein war, rannte er hinter das Toilettenhäuschen. Dann

schaute er um die linke Ecke herum und sah gerade einen jungen Mann im Büro des Hafenmeisters verschwinden. Ansonsten war niemand zu sehen. Er schlich zwischen die Bäume, die an der Einfahrt zum Hafengelände standen. Dort wartete er noch eine ganze Weile. Er verspürte keinen Hunger oder Durst, dafür war er zu abgebrüht.

Er sah *den jungen Mann* wieder, als dieser durch das große Tor ging, um das Hafengelände zu verlassen. Nach drei Minuten kam er hinter den Bäumen hervor, ließ aber seine Jacke und seinen Rucksack, versteckt zwischen den Bäumen, zurück.

Langsam schlendernd folgte er dem Mann zur Fähre. Dort setzte sich der junge Mann in ein Restaurant und bestellte sich etwas, sein Blick auf die Seilfähre, das Wasser und die Menschen, die am Ufer spazieren gingen, gerichtet.

Er dagegen blieb im Schatten des Fährhäuschens verborgen.

Langsam wurde es dunkel und die meisten Leute verließen das Ufer und die Restaurants. Der Mann, den er beobachtete, saß noch immer am Wasser und schaute in den Himmel. Gegen zweiundzwanzig Uhr kam ein Partyschiff mit sehr vielen jungen Leuten und lauter Musik vorbei. Doch das störte den Beobachter wenig. Er beobachtete nur, was der Mann tat. Gegen dreiundzwanzig Uhr bezahlte der junge Mann und schlenderte Richtung Hafengelände zurück. Unauffällig folgte er dem jungen Mann. Zwischendurch musste er sich schnell in einer Ecke oder hinter einem Baum verstecken, denn der Mann blieb hin und wieder stehen, um sich den Sternenhimmel anzusehen. Endlich erreichte der junge Mann das Tor des Hafengeländes und ging weiter am Hafenmeisterbüro vorbei. Kurz vor dem Ufer schaute er noch mal in den Sternenhimmel, bevor er rasch über den Steg eilte und auf seine Yacht stieg. Der Verfolger versteckte sich erneut zwischen den Bäumen und wartete.

Die Luxusyacht hatte eine Länge von dreißig Metern und maß eine Breite von sieben Metern. Sie war komplett in Weiß gehalten. Nur die Fenster bestanden aus schwarzem, bruchsicherem Glas, welches die Sonne und die Hitze nicht hineinließ und auch nicht einsehbar war. Außerdem war das Schiff mit einer Klimaanlage ausgestattet, sodass die Fenster nicht geöffnet werden mussten. Die Yacht bestand aus vier Ebenen. Die untere war ausgestattet mit einem Badezimmer mit Dusche sowie einem kleinen Raum mit einer Schlafgelegenheit und einem kleinen Schrank. Gegenüber befand sich das Schlafzimmer mit einem 1,40 x 2,00 Meter breiten Bett mit abgerundeten Ecken.

Davor gab es eine Sonnenterrasse, ebenfalls mit Ledersitzen ausgestattet. Diese war überdacht und konnte komplett geschlossen werden.

Es war eine Stunde nach Mitternacht und alles war ruhig und dunkel, nur die Sterne leuchteten vom Himmel herunter. Kein Laut war mehr zu hören, nur das leichte Plätschern

des Wassers, das an die Boote sanft gegenslug. Weiter entfernt sah er einige Fernseher aufleuchten, doch das störte ihn nicht. Die waren zu weit entfernt.

Lautlos kam der unbekannte Mann aus seinem Versteck und schlich vorsichtig, einen Fuß vor den anderen setzend, über den Steg. Zwischendurch blieb er stehen, um zu lauschen, ob sich etwas bewegte.

Schon am Abend hatte er beobachtet und gehört, welche Planken knarrten, wenn man sie betrat. Daher konnte er vermeiden, diese zu betreten. An der anvisierten Yacht angekommen verharnte er und vergewisserte sich noch einmal, dass ihn auch niemand bemerkt hatte.

Es blieb alles ruhig bis auf das Schnarchen, das aus den drei Schiffen, die vor dem weißen Boot lagen, zu hören war. Lautlos stieg er mit seinem Rucksack, den er aus seinem Versteck mitgenommen hatte, über die Reling und öffnete die Kabinentür. Diese Tür hatte er vorher, noch in Berlin, präpariert, indem er das Türschloss dahingehend manipulierte, dass ein Zuschließen mit dem Schlüssel nicht mehr funktionierte. Man konnte ihn ins Schloss stecken und auch drehen, aber versperrt war die Tür nicht. Leise schob der Mann sie auf und ging vorsichtig die Treppe hinunter.

Er lauschte ... Alles blieb still.

Langsam schlich er über das Zwischendeck und stieg ebenso die Treppe zur ersten Ebene hinunter. Dort verharnte er noch einmal und konnte das gleichmäßige Schnarchen des jungen Mannes hören, der die Tür zum Schlafzimmer nicht geschlossen hatte.

In der offenen Küche auf dem Tresen nahm er ein Bündel aus seinem Rucksack und wickelte es auseinander. Anschließend holte er ein größeres Stück heraus. Vorsichtig und leise schlich er mit dem Stück in seiner behandschuhten Hand die letzte Treppe hinunter zur untersten Ebene, dort, wo sich das Schlafzimmer befand.

Vor der offenen Schlafzimmertür verweilte er noch mal einen kurzen Moment.

Nur das leise und gleichmäßige Schnarchen des jungen Mannes war zu hören. Lautlos bewegte er sich weiter. Der junge Mann lag auf dem Rücken, das rechte Bein angewinkelt, die Arme seitlich neben sich und seinen Kopf hatte er nach rechts auf seinem Kissen gebettet. Dabei schlief er tief und fest. Der unbekannte Mann schlich seitlich, ohne einen Laut zu machen, zum Kopfende des Bettes. Plötzlich, wie aus heiterem Himmel, riss er seine rechte, behandschuhte Hand hoch, holte weit aus und mit Schwung sauste seine Hand wieder nach unten. Blitzschnell stach er, mit dem Gegenstand in seiner Hand, in die linke Halsseite des jungen Mannes.

Das Blut spritzte wie aus einer Fontäne aus seinem Hals. Rasch zog der Unbekannte das Stück wieder heraus und legte es in die rechte Hand des jungen Mannes. Mit der leblosen Hand des jungen Mannes stach er den Gegenstand erneut in dessen Hals, wobei er noch tiefer in diesen eindrang als vorher. Das Blut lief in Strömen aus der klaffenden Wunde und schnell bildete sich eine riesige Blutlache um den Toten herum und vor seinem Bett.

Der Mörder ließ die Hand seines Opfers los, wobei er darauf achtete, dass der Gegenstand noch in der Hand des Opfers verweilte. Der leblose Arm sank neben dessen Körper.

Der Täter beeilte sich mit seinem Rückzug, nahm das Bündel vom Tresen und schüttelte es aus, sodass sich die restlichen Stücke über den Fußboden verteilten. Rasch und lautlos verließ der Unbekannte über den gleichen Weg, den er gekommen war, die Ebenen der Luxusyacht. Er verschloss schnell und sicher die Kabinentür und verschwand.

Niemand hatte bemerkt, was sich auf der Yacht abgespielt hatte und wie das kleine Motorboot sich hinter dem letzten Steg abstieß, ohne den Motor zu starten. Nachdem das Boot mit seinem Insassen weit genug entfernt war, ließ der Mann den Motor an und verschwand in der Dunkelheit.



2. Kapitel

Am frühen Samstagmorgen schien die Sonne schon, der Himmel war wolkenlos, die Temperaturen lagen bereits bei dreiundzwanzig Grad und Lorenes Wecker klingelte um sechs Uhr dreißig. Sie reckte sich und stellte den Wecker aus. Aufstehen vermochte sie nicht so recht, da sie erst um zwei Uhr in der Früh mit ihrer Freundin Tina von einer Messe nach Hause gekommen war. Als Lorene sich streckte, erblickte sie Holgers Foto.

Holger! Mein Holger, gleich sind wir zum Frühstück verabredet. Wann kommt noch mal mein Taxi? dachte Lorene und freute sich schon, mit Holger Urlaub auf seiner Yacht zu machen.

Lorene schaute schnell in ihr Handy und stellte fest, dass sie sich beeilen musste, denn sie hatte das Taxi um sieben Uhr fünfzehn bestellt. Schnell schwang sie ihre Beine aus dem Bett und lief ins Badezimmer. Dort stellte sie die Dusche an und trat darunter. Nach gut einer halben Stunde war Lorene mit allem fertig. Sie schaute noch mal in den Spiegel. Was sie dort sah, gefiel ihr. Sie nahm ihre Tasche, die sie einen Tag vorher gepackt hatte, damit es an diesem Morgen schneller ging, lachte ihrem Spiegelbild entgegen und öffnete die Haustür, gerade rechtzeitig, als das Taxi vorfuhr, um sie zum Hafen nach Caputh zu fahren.

»Guten Morgen, sind Sie Frau Schatz und wollen nach Caputh?«, fragte der Taxifahrer freundlich, als Lorene die hintere Tür des Taxis öffnete.

»Guten Morgen, ja, ich bin Lorene Schatz. Schön, dass es so gut geklappt hat mit der Taxibestellung«, gab Lorene lächelnd zur Antwort.

Sie brauchten nur dreißig Minuten bis zum Hafen in Caputh. Sie freute sich schon sehr, ihren Holger wiederzusehen und auf die Bootsfahrt. Seitdem sie mit Holger zusammen war und es wärmer wurde, verbrachten sie fast jedes Wochenende auf dem Wasser.

Leider war sie schon mit Tina verabredet und die Tickets waren schon gekauft gewesen, als Holger sie gefragt hatte, ob sie schon am Freitag statt von Samstag bis Sonntag mit der Yacht unterwegs sein wollten. Holger hätte eigentlich noch in der Firma ein wenig arbeiten sollen. Das hatte sich aber zerschlagen, da er doch schon ab Freitag seinen Urlaub erhalten hatte.

Bevor das Taxi vor dem Hafen gehalten hatte, hielt es noch kurz bei einem Bäcker an, der drei Straßen weiter entfernt war, damit Lorene noch frische Brötchen kaufen konnte, weil sie mit Holger zusammen frühstücken wollte. Sie bezahlte und stieg aus.

Sie genoss die Sonne auf ihrem Gesicht und setzte sich ihre Sonnenbrille auf. Sie schaute in den blauen Himmel, an dem kein Wölkchen zu sehen war. Lorene lief freudig durch die Toreinfahrt, die aus Kopfsteinpflaster bestand. Gleich rechts neben der Einfahrt befand sich

das Büro des Hafenmeisters, gleich dahinter der kleine Fischladen mit eigener Räucherei. Gegenüber dem Büro stand ein großes neues Haus, in dem der Hafenmeister Heinrich Wachtel mit seiner Ehefrau Elfi wohnte. Lorene lief weiter geradeaus über die Steinplatten und kam dabei noch an den Duschen und Toiletten vorbei. Schnell erreichte sie die Wiese, wo sich auch die Parkplätze befanden. Leichtfüßig lief sie über den Steg zur Yacht und atmete tief die angenehme und frische Luft ein.

Lorene kam an vielen Yachten vorbei, die leicht auf dem Wasser schaukelten und alles schien noch zu schlafen. An Holgers Yacht angekommen, zog sie ihre Schuhe aus und hopste ebenso leichtfüßig auf das Schiff. Leise schob sie die Kabinentür auseinander und schlich die Treppe hinunter. Sie wollte Holger nicht durch Geräusche wecken, sondern ihn überraschen. Dass die Kabinentür nicht abgeschlossen war, hatte Lorene gar nicht richtig wahrgenommen. Als sie unten angekommen war, bekam sie eine Gänsehaut und musste sich leicht schütteln.

Sie blieb einen kurzen Moment an der Treppe stehen und schaute sich um. Sie konnte es sich nicht erklären, aber sie hatte ein komisches Gefühl, als sie die Treppe hinuntergelaufen kam.

Lorene, nun spinnst du! schalt sie sich selbst.

Leise, auf Zehenspitzen, durchschritt sie die Wohnküche und lief leise und langsam die Treppe nach unten. Sie griff nach dem Türgriff der Schlafzimmertür. Langsam schob sie die Tür nach links und steckte ihren Kopf hinein.

Wie angewurzelt blieb sie in der Tür stehen. Im ersten Moment war Lorene starr vor Schreck, wurde leichenblass und ließ dabei alles fallen, was sie in ihren Händen hatte.

Ihr Schrei, der dann folgte, ging jedem durch Mark und Bein. Sie legte ihr Gesicht in die Hände und schrie so laut, dass der gesamte Hafen ihre Schreie hören musste.

»Hilfe! Hiilllfffee! Hiilllfffee!«

Lorene lief schreiend, so schnell sie konnte, die Treppen hinauf, sprang mit einem Satz auf den Steg und wäre fast noch gefallen, da sie noch immer barfuß war. Durch ihre markerschütternden Schreie weckte sie tatsächlich fast den gesamten Hafen.

»Hilfe! Hilfe! Bitte helfen Sie mir!«, schrie Lorene und zitterte am ganzen Körper.

Unfähig sich zu bewegen und leichenblass blieb sie an der Yacht auf den Knien sitzen.

Ein Mann, dessen Boot sich zwei Liegeplätze entfernt von Holgers Yacht befand, stieg von seinem Schiff und lief, so schnell er konnte, zu ihr hin, da sie leicht nach links kippte, denn

sie fand keinen richtigen Halt mit der Hand und drohte ins Wasser zu fallen. Der Mann hielt die zitternde Lorene noch rechtzeitig fest, bevor sie komplett in sich zusammensank.

»Hey, hey schon gut!«, versuchte er sie zu beruhigen, während er ihr den Kopf streichelte und dabei leise in sanftem Ton mit ihr weitersprach.

»Was ist geschehen? Wie kann ich Ihnen helfen? Mein Gott, Sie zittern ja wie Espenlaub!«, sagte der Mann freundlich und hielt Lorene, die am ganzen Körper weiter zitterte, noch fester. Lorene bekam kein Wort heraus. Sie weinte hemmungslos und schaute dabei immer wieder über die Schultern des freundlichen Mannes hinweg zu Holgers Yacht.

»Neeiiiiinnnn. Holger!! Holger!«, schrie Lorene unter Tränen.

»Wer ist Holger? Mädchen, spricht mit mir! Wer ist Holger und wo ist Holger?«, fragte der Mann nun bestimmter nach. Dabei packte er Lorene nun bei den Oberarmen und schüttelte sie leicht, denn sie begann, hysterisch zu werden.

Nun steckten auch andere Leute die Köpfe aus ihren Booten und der Hafenmeister kam eilig, noch im Schlafanzug, angelaufen. Inzwischen war auch die Ehefrau des hilfsbereiten Mannes, der Lorene festhielt, über den Steg zur Yacht gelaufen.

»Ewald, schau doch mal auf der Yacht nach. Sie schaut immer wieder dorthin und ich beruhige die junge Frau«, sagte Erna in ruhigem Ton, die nun neben ihrem Mann kniete.

Sie nahm ihrem Mann Lorene ab und sprach ruhig und leise auf sie ein, wobei sie ihr über den Kopf streichelte.

»Wie heißen Sie, mein Kind?«,

»Lo ... Lorene. Mein Holger, Holger!«, stotterte Lorene immer wieder unaufhörlich weinend.

Erna nahm sie in den Arm, half ihr sanft auf die Beine und führte sie langsam von der Yacht weg zu ihrem Boot. Lorene ließ dies geschehen.

»Kommen Sie, wir gehen auf unser Boot und ich mache Ihnen einen Kaffee! Ewald schaut auf Ihrer Yacht nach, ob alles in Ordnung ist.«

Erna zog Lorene sanft mit sich fort und half ihr auf das Schiff. Der Hafenmeister lief an den beiden Frauen vorbei. Erna gab ihm noch schnell ein Zeichen, zu welcher Yacht er laufen musste.

»Ewald ist schon auf der Yacht, die letzte in unserer Reihe!«, flüsterte sie ihm zu, als sie auf gleicher Höhe waren.

»Morgen, Ewald, was ist passiert?«, fragte ihn der Hafenmeister, der leicht aus der Puste war.

»Morgen, Heinrich, ich weiß es noch nicht. Die junge Frau hat wie am Spieß geschrien und stotterte immerzu *Holger, Holger!*«, antwortete Ewald.

»Na, lass uns mal nachsehen. Obwohl, von hier sieht alles normal aus. Wer weiß, wovor sie sich erschreckt hat.«

Und schon schwang sich Heinrich über die Reling und stand neben Ewald auf der Bugterrasse. Heinrich ging voran und öffnete die Kabinentür etwas weiter, damit er und Ewald die Treppe erreichen konnten. Langsam stiegen sie diese nach unten. Die beiden sahen sich um und kletterten eine Ebene tiefer. Auch dort schauten sie sich um und sahen ebenfalls im Badezimmer nach, konnten aber nichts Verdächtiges sehen, daher gingen sie langsam weiter bis zur offenen Küche.

»Ewald, fasse vorsichtshalber nichts an. Ich habe so ein komisches Bauchgefühl!«, sprach Heinrich leise nach hinten in Richtung Ewald und schon knirschte es unter seinen Sohlen.

»Was war das?«, fragte Ewald der nun hinter Heinrich stand.

Heinrich schaute nach unten und sah, dass er in grünen Glasscherben stand. Schultern hochziehend und mit fragendem Blick lief Heinrich zielstrebig die Treppe hinunter auf die unterste Ebene, wo sich die Schlafräume befanden. Die Schlafzimmertür war nur halb zugezogen und Heinrich schob diese ganz auf. Abrupt blieb er wie angewurzelt stehen. Ihm stand das blanke Entsetzen im Gesicht.

»Heinrich, was ist los? Warum bleibst du mitten in der Tür stehen?«, fragte Ewald, der ihm gefolgt war.

Ewald konnte noch nicht in das Schlafzimmer sehen, da Heinrich mitten in der Tür stehen geblieben war und ihm dadurch die Sicht nahm. Ewald stellte sich auf die Zehenspitzen, damit er über Heinrichs Schulter sehen konnte.

»Heinrich, was ist los mit dir? Du siehst aus, als ob ...« Mehr konnte Ewald vor Entsetzen nicht sagen.

Dann sah auch er die riesige Blutlache und Holger darin liegen. Überall im Schlafzimmer war das Blut. So etwas hatten Heinrich und Ewald noch nie in ihrem Leben gesehen.

»Ewald nicht, nicht weiter und fass nichts an!«, sprach Heinrich, der sich als Erster wieder gefasst hatte.

»Ruf die Polizei! Wir können für den armen Kerl nichts mehr tun«, sagte Heinrich und schob Ewald die Treppe hinauf in die offene Küche zurück, während er mehr zu sich selbst sprach:

»Wer um alles in der Welt hat so etwas getan und warum? Holger war doch so ein netter, junger Mann!« Dabei schüttelte Heinrich seinen Kopf. Er konnte es nicht glauben, dass solch ein Verbrechen in seinem Hafen stattgefunden hatte.

Ewalds Hände zitterten, sodass er nicht die richtigen Zahlen für den Notruf tippen konnte. Fast wäre ihm auch noch das Handy aus der Hand gefallen. Heinrich nahm es ihm ab und wählte den Notruf. Dabei beruhigte er Ewald und schob ihn sanft in Richtung Treppe. Heinrich und Ewald kannten sich schon fünfzehn Jahre, denn immer, wenn Ewald und Erna Zeit hatten, fuhren sie mit ihrem Boot über die Havel und übernachteten stets mehrere Nächte bei Heinrich in Caputh, jedes Jahr von April bis Oktober. Als sie durch die mittlere Ebene ins Freie traten, wurde sein Anruf entgegengenommen.

»Polizei Werder, Polizeioberkommissar Wernert. Wer spricht?«, hörte Heinrich eine Stimme aus dem Handy.

»Heinrich Wachtel hier, Hafenmeister in Caputh. Bitte schicken Sie uns schnell einige Beamte. Hier ist ein Mord geschehen!«, sagte er ganz ruhig, worüber er sich selbst wunderte.

»Heinrich? Bist du das? Hier spricht Hubert!«

»Ja, ach Hubert, ich habe deine Stimme nicht gleich erkannt!«, antwortete Heinrich.

»Du sprichst von Mord? Wo ist der Mord geschehen und wer ist ermordet worden? Und, woher weißt du, dass es Mord war?«, fragte der Polizist an der anderen Seite der Leitung.

»Es handelt sich um Holger Jacobys. Er liegt unten im Schlafzimmer seiner Yacht in einer großen Blutlache und im ganzen Schlafzimmer ist das Blut verteilt. Es handelt sich um die weiße Luxusyacht am dritten Steg. Die Yacht heißt - *Lorene I* -. Ich bleibe hier und nehme deine Kollegen in Empfang!«, berichtete Heinrich in Kürze.

»In fünf Minuten ist eine Streife bei dir, Heinrich. Fass bitte nichts an. Danke für den Anruf. Ist alles okay mit dir?«, fragte der Polizist Hubert etwas besorgt nach.

»Ja, ja, es geht schon.«

Heinrich beendete das Telefonat und wandte sich wieder an Ewald, der noch immer leicht wie in Trance war.

»Ewald, Ewald, komm zu dir. Komm, lass uns wieder auf den Steg zurückgehen. Die Polizei kommt gleich. Kannst du zur Straße gehen und die Beamten einweisen, damit sie die richtige Einfahrt erwischen, ja?«, sagte Heinrich zu Ewald.

Heinrich schob Ewald langsam vor sich her bis an die Reling, wobei er akribisch darauf achtete, dass Ewald nichts anfasste, denn er war noch immer in Gedanken.

»Entschuldige bitte, Heinrich, ich war in Gedanken. Was hast du eben gesagt?«, fragte Ewald verdattert.

»Du möchtest nach vorne zur Straße gehen und die Polizei in Empfang nehmen!«, wiederholte Heinrich.

Ewald drehte sich auf dem Absatz um, kletterte etwas umständlich von der Yacht auf den Steg und lief zur Einfahrt, um dort auf die Polizei zu warten. Er ging langsam, denn seine Knie waren ihm weich geworden. Er hatte so etwas bis jetzt nur im Krimi gesehen. Heinrich folgte ihm auf den Steg zurück und blieb vor der Yacht stehen, um tief Luft zu holen.

Langsam war es voller auf der Anlegebrücke geworden, denn die Neugier der anderen Bootsbesetzungen wurde größer.

»Heinrich, was ist passiert?«, riefen ihm gleich einige entgegen. Er überhörte diese Zurufe.

»Heinrich, nun sag schon. Was ist dort auf der Yacht passiert. Ewald hat uns kein Wort erzählt, als er in Richtung Einfahrt rannte«, kam es nun von allen Seiten.

Elfi, Heinrichs Ehefrau, war ebenfalls auf den Steg gekommen. Sie ging ihrem Mann entgegen und rief den Bootsbesetzungen zu:

»Leute, seid vernünftig, die Polizei kommt gleich. Sie kann nicht durch, wenn ihr alle hier auf dem Steg rumsteht. Geht wieder auf eure Boote zurück!«

»Heinrich, du siehst leicht blass aus. Ist es so schlimm?«, fragte Elfi ihren Mann im Flüsterton.

»Ja, Elfi, leider. Holger Jacobys ist tot. So, wie es dort unten aussieht, ist er ermordet worden!«, sagte Heinrich leise zu seiner Frau.

Er legte seine Arme um die Schultern seiner Frau, die vor Entsetzen ihre Hände vors Gesicht schlug. Dabei flüsterte sie:

»Oh mein Gott, wie schrecklich. Wie ist das nur möglich?«

»Elfi, sei so lieb und koche Kaffee. Ich denke, es wird hier eine Weile dauern und die Beamten sind bestimmt dankbar über eine Tasse Kaffee, wenn sie wieder von Bord kommen!«, sprach Heinrich leise zu Elfi und küsste sie flüchtig.

Elfi lief zügig, damit auch sie keine Fragen beantworten musste, über den Steg zurück zu ihrem Haus.

Nach einer gefühlten Ewigkeit sah Heinrich, wie Ewald mit mehreren Polizisten in Uniform und zwei ohne Uniform auf den Steg kam. Kaum waren die Beamten auf dem Steg, wiesen sie die Leute an, die sich noch immer dort befanden, wieder auf ihre Boote zu gehen.

Das nahm einige Minuten in Anspruch, denn die Neugier war größer, als sich den Anweisungen zu beugen.

Einige riefen den Beamten zu:

»Warum sagt uns keiner, was hier passiert ist? Sind wir vielleicht auch in Gefahr?« So gingen die Fragen immer weiter.

»Seid vernünftig und geht vom Steg runter, wir kommen sonst nicht durch!«, sagte ein Polizist und bahnte sich seinen Weg durch die Leute.

»Hier gibt es für euch nichts zu sehen!«, bestätigte ein Polizist in Uniform freundlich.

Aber erst, als sein Kollege energischer wurde, wurde die Anlegebrücke unter lautem Murren geräumt.

»Morgen Heinrich, was ist passiert?«, fragte der Polizist Pete Haupt, der endlich bei Heinrich an der Yacht angekommen war.

»Morgen Pete! Unten in der Kajüte, im Schlafzimmer, liegt ein junger Mann. Er heißt Holger Jacobys und allem Anschein nach ist er tot, ermordet!«, gab ihm Heinrich zur Antwort.

»Woher weißt du, dass er tot ist? Hast du ihn angefasst? Warum sprichst du von Mord? Das kannst du doch gar nicht feststellen!«, erwiderte Pete Haupt sachlich.

»Nein, wir haben nichts angefasst, nur die Schlafzimmertür habe ich geöffnet. Pete, bei so viel Blut und der großen Blutlache auf dem Fußboden, dazu noch die große klaffende Wunde an seinem Hals, musste ich seine Vitalzeichen nicht mehr kontrollieren. Er ist definitiv tot!«, erklärte Heinrich dem Polizisten.

»Schon gut, schon gut. Danke Heinrich«, sagte Pete Haupt, wobei er leicht schmunzelte.

Auch Pete und Heinrich kannten sich seit einer Ewigkeit. Sie waren zusammen in Caputh aufgewachsen. Heinrich hatte den Hafen von seinem Vater übernommen, als dieser verstorben war.

Er war davor bei der NVA1 in einer Sanitätseinheit als Sanitäter tätig gewesen. Kurz nach dem Mauerfall war Heinrichs Vater verstorben und da die Bundeswehr nicht alle NVA Soldaten übernommen hatte, wurde er dann Hafenmeister.

Der Polizist wollte gerade auf die Yacht steigen, als auch der Notarzt ankam. Diesem gab der Polizist den Vortritt. Der Notarzt grüßte knapp und schwang sich auf die Yacht, ein Sanitäter folgte ihm.

1 Nationale Volksarmee

Als der Notarzt näher an Holger herantrat, konnte er nur noch dessen Tod feststellen.

Er konnte nichts mehr für den jungen Mann tun. Daher ging er wieder nach oben, in der Hand die Brieftasche des Toten.

»Wir brauchen hier die Kripo. Der junge Mann ist tot. Ob es sich hier um einen Suizid oder Mord handelt, muss der Gerichtsmediziner feststellen. Er ist mindestens sechs bis acht Stunden tot. Hier ist mein Bericht. Ihr übernehmt?«, fragte der Notarzt und verabschiedete sich von Pete und seinem Kollegen. Der Sanitäter nickte dem Beamten zu.

Pete Haupt nahm den Bericht kopfnickend entgegen und rief über Funk die Kripo. Bis zu deren Eintreffen sicherten die beiden Beamten den Tatort. Sie sperrten den Steg großzügig vor der Yacht und einen Teil bis zum Tatort ab. Der nicht gesperrte Bereich füllte sich wieder mit Menschen, die von ihren Booten heruntergekommen waren, um neugierig einige Blicke auf die Yacht beziehungsweise auf den Tatort zu erhaschen. Einige zückten ihre Handys und machten Fotos. Einer war sogar so dreist, auf das Boot, das neben der Yacht lag, hinaufzuklettern, um durch die Fenster einige Fotos zu machen.

»Hey, runter da und Fotos werden auch keine gemacht!«, brüllte Pete Haupt dem Mann entgegen.

Doch dieser reagierte erst einmal nicht, sondern machte seine Fotos.

»Sofort runter vom Boot! Aber zügig!«, rief Pete Haupt nun noch lauter, sodass ein Kollege ihm zu Hilfe kam und den Mann holte.

»Ich habe doch nur ein Foto machen wollen. Ging sowieso nicht. Ich konnte ja nicht mal durch die Fenster sehen«, murrte der junge Mann.

»Ja, die Sensationsgier! Nee, Freundchen, daraus wird nichts. Gib mir dein Handy! Jetzt gleich!«, sagte Pete Haupt sauer und wartete.

Der junge Mann dachte aber nicht daran:

»Nee, das gehört mir! Das bekommen Sie nicht! Außerdem dürfen Sie das gar nicht«, maulte der junge Mann.

»Doch, das dürfen wir und nun her mit dem Handy!«, sagte der Polizist, der ihn vom Boot geholt hatte. Dann nahm er es ihm weg.

Pete Haupt hielt seinem Kollegen einen Plastikbeutel hin, damit er es dort hineinlegen konnte.

»So, nun zu Ihnen«, forderte Pete die Menschenansammlung auf dem Steg auf.

»Nun sind Sie dran. Geben Sie alle Ihre Handys ab. Hier wird weder gefilmt noch werden Fotos gemacht!«

»Ich habe aber nicht die Yacht fotografiert, nur den Steg mit den Leuten!«, sagte ein junges Mädchen leise.

»Auch dein Handy, Kleine«, sprach der Kollege sie an und flüsterte ihr ins Ohr:

»Deines ist besonders wichtig, da du die Leute auf dem Steg fotografiert hast. Du bekommst es wieder, wenn die Spurensicherung die Bilder gesehen hat. Okay?«

Damit reichte das Mädchen dem Polizisten ihr Handy. Nun waren alle Handys eingetütet.

Lange mussten sie auf die Kripo nicht warten. Elfi hatte inzwischen Kaffee gekocht und brachte diesen zu Pete und seinem Kollegen.

Heinrich hatte die Chance, nachdem Pete und sein Kollege angekommen waren, dass er sich anziehen konnte, bevor die Kripo eintraf.

Den ganzen Trubel auf dem Steg bekam Erna nicht mit, da sie sich um Lorene gekümmert hatte.

Die war etwas ruhiger geworden, sprach aber immer noch vor sich hin: »*Mein Holger, nein, nein, nein!*«

Sie stand unter Schock.

Als der Notarzt bei Erna am Boot vorbeikam, konnte sie ihn aufhalten.

»Bitte, Herr Doktor, schauen Sie sich die junge Frau an. Sie ist die Freundin und war als Erste am Tatort«, sagte Erna und deutete mit einer Hand auf Lorene, die noch immer in sich versunken in der Sitzecke auf der Yacht von Erna und Ewald saß.

»Okay«, antwortete der Arzt, als er sie so sitzen sah und rief seinem Sanitäter zu:

»Wir müssen noch schnell auf diese Yacht!« Dabei deutete er auf Ernas und Ewalds Yacht.

»Hier bitte!«, forderte sie ihn auf und stieg voraus über die Reling. Sie ließ dem Arzt und Sanitäter den Vortritt, bevor sie selbst die Treppe hinunterging.

»Hallo, ich bin Doktor Alexander Grand und wie heißen Sie?«, fragte der Notarzt freundlich, während er Lorene vorsichtig den Puls fühlte, der rasend schnell war.

Diese war noch immer kreideweiß und zitterte am ganzen Körper, sodass der heiße Kaffee, den Erna ihr gegeben hatte, auszukippen drohte.

»Lo ... Lorene«, kam es leise aus ihr heraus.

»Manne, gib mir mal bitte fünf Milligramm Diazepam i.V.2«, sagte der Notarzt.

»Ich denke, es wäre besser, wenn wir Sie ins Krankenhaus bringen«, sprach er einfühlend zu Lorene.

»Nein, nein, bitte nicht, ich will hierbleiben, ich will nicht ins Krankenhaus, ich bleibe bei Holger!«, gab sie leise, aber bestimmt zur Antwort.

Der Notarzt und der Rettungssanitäter schauten sich an und schüttelten die Köpfe.

»Es wäre für Sie wirklich besser. Hier können Sie nichts tun!«, beruhigte der Rettungssanitäter sie sanft.

Gegen ihren Willen durften sie Lorene nicht mitnehmen.

Auch Erna und Ewald hatten versucht, sie dazu zu bewegen, mit ins Krankenhaus zu fahren, aber ohne Erfolg.

»Lorene, Kindchen, es ist wirklich besser, wenn Sie ins Krankenhaus fahren, glauben Sie mir!«, versuchte Erna es ein letztes Mal.

Der Notarzt gab Lorene die Spritze.

»Frau Lotze, es hat keinen Sinn, ich kann und darf Sie nicht gegen ihren Willen ins Krankenhaus bringen. Es tut mir leid. Die Spritze sollte in den nächsten Minuten wirken«, sagte der Notarzt, bevor er sich verabschiedete.

Er verließ mit seinem Rettungssanitäter die Yacht der Lotzes, gerade als die Kripo ankam. Eifrig kamen ihnen ein junger Mann im Anzug, gefolgt von einem älteren Mann, der leger gekleidet war, entgegen. Der ältere Mann verweilte kurz beim Notarzt und ließ sich berichten, was dieser vorgefunden hatte.

»Morjen Heinrich, Pete, Simon. Wo issen die Leiche?«, fragte Kommissar Maltor, als er auf den Hafensektor traf und die beiden Polizisten begrüßte.

Kriminalhauptkommissar Maltor hatte vier silberne Sterne, war schon an die sechzig Jahre alt und hatte nur noch ein halbes Jahr bis zu seiner Pension. Sein Haar war schneeweiß und sehr kurz, gehalten. Er war hochgewachsen und trug eine Sonnenbrille, ein Poloshirt, eine leichte Sommerhose und war noch recht fit für sein Alter.

Trotzdem liefen ihm Schweißperlen die Stirn hinunter.

Im Schlepptau hatte er seinen jungen Kollegen, Kommissar Ingo Walter. Der trug, obwohl es am frühen Morgen schon sehr warm war, einen Anzug und ein hellblaues Hemd. Die

2 medizinischer Ausdruck = in die Vene

Krawatte, für die er schon berühmt in seiner Abteilung war, hatte er diesmal zu Hause gelassen. Kommissar Walter war gerade vierundzwanzig Jahre alt und vor einem halben Jahr frisch von der Polizeiakademie zur Mordkommission Potsdam gekommen.

Er war noch voller Elan, war von mittlerer Größe und trug seine Waffe im Schulterholster. Seine Haarpracht leuchtete in der Sonne in einem sehr hellen Blond und er hatte hellgrüne Augen. Sein Dreitagebart ließ ihn etwas älter aussehen.

Sportlich hüpfte Kriminalhauptkommissar Maltor über die Reling auf die Yacht, wobei Kommissar Walter es ihm gleichtun wollte, was ihm nicht so gelang, denn er blieb mit seinem frisch geputzten Halbschuh daran hängen. Beinahe wäre er sogar gefallen, was Pete und Simon nicht verborgen geblieben war. Beide konnten sich ein leises Lachen nicht verkneifen, denn sie mochten den neuen Kommissar nicht sonderlich. Gleich von Beginn an, als er auf die Polizeiwache Potsdam Süd kam, in der auch Pete und Simon ihren Dienst versahen, hielt er sich für etwas Besseres.

»Schade, dass Prinzesschen sich nicht lang gemacht hat in seinem schicken Anzug.«, zischte Simon Pete leise ins Ohr.

Die beiden Kommissare gingen nacheinander nach unten, schauten sich gründlich um und sahen sich den Tatort an, ohne dabei das Schlafzimmer zu betreten.

»Und, wat menste Lord Kacke, war did Mord oder en Suizid? Wat siehste Junge?«, fragte Kriminalhauptkommissar Maltor seinen jungen Kollegen.

»Kann ich noch nicht mit Gewissheit sagen, ob er sich selbst umgebracht hat oder er umgebracht wurde. Ich sehe einen Flaschenhals in seiner rechten Hand und eine sehr große Blutlache, die bis auf den Fußboden reicht. Blutspritzer befinden sich nicht nur an der Kajütendecke, sondern auch an den Wänden. Auch hat der Tote eine riesige, klaffende Wunde am Hals«, antwortete Kommissar Walter mit gesenkter Stimme und gesenktem Kopf.

Kriminalhauptkommissar Maltor war der leitende Kommissar der Mordkommission, zu dem alle anderen aufsahen.

Auch wenn Kommissar Walter sich gegenüber den Kollegen in Uniform hochnäsiger und arrogant gab, wurde er aber immer ganz klein gegenüber Kriminalhauptkommissar Maltor.

Maltor sagte nichts zu den Äußerungen von Walter, sondern drehte sich um, lief die Treppen nach oben und begab sich wieder auf den Steg zurück.

»Manno Junge, jeste mir aber mit deinem Hochdeutsch uf de Nerven. Kannste dir nich mal langsam anpassen?«, fluchte der alte Kommissar.

»Habt da schon die Weißen gerufen?«, fragte Kriminalhauptkommissar Maltor wie gewohnt in seinem Berliner Dialekt.

Die Frage richtete sich an Simon und Pete.

»Ja, haben wir. Wir haben auch schon den Namen des Toten an die Zentrale durchgegeben«, antwortete Simon.

»Jut, jut, ick danke euch!«, erwiderte der alte Kommissar.



3. Kapitel

Es war Samstagmorgen, die Sonne schien schon hell über Lichterfelde und die Temperatur war bereits über zwanzig Grad gestiegen. Laila und Carsten hatten frei und konnten endlich mal ausschlafen. Sie freuten sich schon auf die Fahrradtour und den anschließenden Grillabend mit ihrem Freund Marcus Riefel.

Laila war neunundzwanzig Jahre alt, hatte blonde, lange, leicht gewellte Haare, war schlank und durchtrainiert, seit gut zwei Jahren Kriminalhauptkommissarin bei der Spezialsondereinheit vom BKA Berlin, davor bei der Mordkommission in Berlin Mitte. Die neue Spezialsondereinheit, zum Teil von den anderen Dienststellen „Spezialeinheit“ genannt, hatte eine Abkürzung erhalten. Die lautete: **SpezKo**, die offizielle Abkürzung für die Spezialsonderkommission BKA Berlin.

Laila und Carsten waren schon seit mehreren Jahren ein Paar. Sie lernten sich auf der Akademie kennen, als sie dort zusammen ihren Abschluss machten. Carsten war einunddreißig Jahre alt, durchtrainiert, muskulös und dabei schlank. Von Natur aus war er mit einer leichten Bräune ausgestattet, dazu hatte er tiefblaue Augen, die ihn noch attraktiver machen. Er hatte ein markantes Merkmal, eine weiße Haarsträhne an der linken Schläfe, obwohl er kurze, glatte, braune Haare hatte. Diese markante Haarsträhne hatte er schon als kleines Kind.

Vor etwa zwei Jahren hatte der Polizeioberst Carsten Scholz eine neue SpezKo des BKA Berlin nach schriftlichen Bitten des Polizeipräsidenten und des Präsidenten des BKA zusammengestellt, die vom Innensenator als „Spezialeinheit“, „Spezialkommission“ oder „Taskforce“ gefordert worden war. Zusammen mit Di Gapololis leitete Carsten die SpezKo.

Di war Polizeirat und leitete vorher eine mobile Spezialeliteeinheit, die nun ebenfalls der SpezKo unterstellt war.

Die SpezKo wurde bei bestimmten Morden herangezogen, die entweder besonders grausam waren, bei denen es sich um Massenmorde handelte oder es um einen Mord aus der höheren Gesellschaft ging, wobei sie Möglichkeiten hatten, die eine andere Sondereinheit beziehungsweise Sonderkommission nicht besaßen. Sie durften jemanden bis zu zweiundsiebzig Stunden in Haft nehmen, ohne ihn dem Haftrichter vorstellen zu müssen, durften auch ohne richterliche Anordnung verwanzen, abhören, überwachen, versteckte Kameras einsetzen, hatten direkte Zugänge zu anderen Behörden und Ämtern, arbeiteten zum Teil am Rande der Legalität.

Laila streckte sich noch einmal ganz lang, bevor sie ihre Beine aus dem Bett schwang.

Da Carsten noch schlief, lief sie leise ins Bad und hopste schnell unter die Dusche. Gerade als sie ihre langen, dicken, blonden Haare abtrocknete, klingelte und vibrierte ihr Handy. Sie konnte gar nicht so schnell reagieren, wie Carsten ihr Handy in der Hand hielt.

»Handy von Cold, Carsten Scholz hier«, meldete sich Carsten.

»Was? Das kann doch nicht sein? Nee, das ist nicht euer Ernst, oder? ... Okay«, seufzte Carsten und beendete das Telefonat.

Er zog Luft tief durch seine Nase.

Laila schaute noch nass wie ein Pudel aus der Badezimmertür.

»Na, mein Schatz, was gibt es? Du schnaufst ja so leicht angesäuert!«, fragte Laila und steckte sich nach dem Abtrocknen die Zahnbürste in den Mund.

»Wir müssen einen neuen Fall übernehmen. Dazu musst du nach Caputh!«, antwortete Carsten und drehte sich noch mal um.

»Wie? Jetzt? Heute? Ich dachte, wir haben das Wochenende frei?«, fragte Laila, noch immer die Zahnbürste im Mund.

»Das dachte ich auch!«, brummte Carsten ins Kissen.

»Was hast du gesagt? Nach Caputh? Wo liegt Caputh genau und was ist passiert?«, fragte Laila tief schnaufend.

»Caputh liegt zwischen *Schwielowsee* und *Templiner See* in Brandenburg. Die Kripo, die jetzt vor Ort ist, kommt aus Potsdam. Aber der Polizeipräsident will, dass wir den Fall übernehmen. Es handelt sich um Holger Jacobys, ein Top-Manager der Pharmafirma *PharmaYellow*. Ob es sich um Suizid oder Mord handelt, muss noch geklärt werden. Doc ist mit Rosi auch schon auf dem Weg!«, gab Carsten zur Antwort und murmelte vor sich hin, als er sich noch einmal umdrehte:

Merde!3 Wieder kein freies Wochenende! So ein Mist aber auch!

»Du weißt aber eine Menge, mein Schatz. Woher weißt du, wo Caputh liegt? ... So ein Mist! Wir hatten uns so auf unsere Radtour mit Marcus gefreut und endlich auch mal wieder auf ein freies Wochenende zusammen!«, äußerte sich Laila leicht schmollend, als sie zurück ins Schlafzimmer kam, um sich fertig anzuziehen.

»Tja, ich bin nicht umsonst dein Chef!«, lachte Carsten. Dann gab er zu »Ich habe es schnell gegoogelt. Sei nicht so sauer mein Engel.«

»Stimmt, ich vergaß. Mein Chef ist ja allwissend!«, ertönte es lachend aus dem Bad, in dem Laila wieder verschwunden war. Und prompt kam ein Kopfkissen gegen die Badezimmertür geflogen.

»Das war ein tätlicher Angriff auf eine Beamtin!«, rief sie lachend aus dem Badezimmer.

»Aber mal im Ernst. Warum bekommen wir den Fall? Weil es sich um einen Top-Manager einer Pharmafirma handelt?«, fragte Laila, die nun wieder im Schlafzimmer stand und ihren Kleiderschrank erneut öffnete.

Sie zog sich an, während Carsten sich aus dem Bett quälte.

»Nein, nicht, weil er ein Top-Manager ist, sondern er zudem der Patensohn unseres Vizepräsidenten ist. Dieser hatte heute früh unseren Chef aus dem Bett geklingelt«, sagte Carsten.

Laila schaute in den Spiegel zu Carsten und zog die Augenbrauen hoch.

»Ach du Schreck. Ich will nur hoffen, dass er nicht jeden Tag ein Feedback haben will. Beeil dich mal ein bisschen. Ich will dann los!«, rief Laila.

»Ohne Frühstück los?«, fragte Carsten, wobei ihm ihr Blick nicht entgangen war und er sich auf das gemeinsame Frühstück gefreut hatte, da die gemeinsamen Mahlzeiten sehr selten waren.

»Gibt es mal wieder unterwegs!«, rief Laila schon aus der Diele und band sich dabei ihre langen, blonden Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen.

Aus dem Augenwinkel heraus vernahm sie, dass Carsten schon im Badezimmer verschwunden war. Noch bevor Laila komplett fertig war und die Autoschlüssel in die Hand nehmen konnte, stand er fertig angezogen und mit seinem Autoschlüssel in der Hand bewaffnet neben ihr. Das hieß für sie, dass sie beide mit Carstens Auto, einem schwarzen Audi Q7, nach Caputh fahren würden.

Den Q7 hatte er sich gleich nach seiner Beförderung zum Polizeioberrat gekauft. Carsten fuhr und Laila telefonierte mit Di Gapololis, dem stellvertretenden SpezKo Chef und Maik Leuner. Maik war der langjährige Partner von Laila, seitdem sie die Polizeiakademie verlassen hatten. Di hatte dieses Wochenende Rufdienst, aber da der Polizeipräsident persönlich bei Laila angerufen hatte, mussten nun alle hinaus nach Caputh. Di und Maik trafen sich im Neubau, der in Berlin Mitte seinen Sitz hatte. Dieser Neubau war die Zentrale der SpezKo, worin alle Abteilungen, die der Spezialsondereinheit unterstellt waren, wie die mobile Eliteeinheit, die Forensik, das Labor und die neue Gerichtsmedizin mit Pathologie je eine Etage belegten und sich in der dritten und vierten Etage Einzel- und Doppelzimmer mit Bad befanden, wenn der Einsatz mal wieder so viel Zeit in Anspruch nahm, dass sie

nicht nach Hause fahren konnten, sondern im Neubau bleiben mussten. Die Gefängniszellen, die Verhörräume und die Tiefgarage befanden sich unterirdisch unterhalb der Gerichtsmedizin. In einem kleinen Nebenanbau war eine neue Polizeiwache untergebracht worden.

Di Gapololis setzte Carmen, seine Ehefrau und Kriminalkommissarin sowie IT- Spezialistin der SpezKo, im Neubau ab und nahm Kriminaloberkommissar Maik Leuner mit nach Caputh.

Laila und Carsten brauchten für diese zweiundfünfzig Kilometer eine Stunde und fünfzehn Minuten bis zum Tatort in Caputh und waren vor Di und Maik dort, obwohl sie noch unterwegs bei einem Bäcker hielten, um sich je einen Kaffee to go und ein belegtes Brötchen zu kaufen.

Carsten parkte seinen Audi Q7 auf dem Gelände des Hafens. Laila lief auf den Steg und direkt auf die Absperrung zu, die von der örtlichen Polizei gespannt worden war und holte dabei ihren Dienstausweis aus der Hosentasche.

»Hier dürfen Sie nicht durch, ist gesperrt!«, plärrte sie ein junger Polizist an.

Laila zeigte ihren Dienstausweis.

»Kriminalhauptkommissarin Laila Cold und Polizeioberrat Carsten Scholz, SpezKo vom BKA Berlin«, stellte Laila sich und Carsten vor.

Der junge Polizist rümpfte die Nase und ließ beide widerwillig durch die Absperrung und brüllte über den Platz:

»Chef, Kriminalhauptkommissar Maltor, das BKA Berlin ist hier!«

»Danke für die nette Ankündigung!«, antwortete Laila, kopfschüttelnd über so viel *Freundlichkeit* des Kollegen und ging mit Carsten weiter zum Tatort.

»Dieser junge Kollege ist ja man so was von freundlich. Ich will nur hoffen, dass nicht alle Kollegen hier so sind!«, gab Laila leise von sich, sodass nur Carsten sie hören konnte.

»Oh ja, dieser junge Mann muss noch viel lernen!«, grinste Carsten.

Und schon wurden sie wieder *sehr freundlich* begrüßt.

»Was will das BKA Berlin hier? Wir sind doch schon hier! Meint das BKA Berlin, dass wir von der Potsdamer Kripo nicht mit einem Suizid umgehen können und zu blöd sind, die Beweise dafür zu sichern?«, meckerte gleich ein hochnäsiger junger Kommissar, nachdem er den Ruf des Streifenbeamten vernommen hatte.

»Ihnen auch einen wunderschönen guten Morgen. Sind Sie hier der Verantwortliche?«, fragte Carsten, der das hochnäsige Meckern gehört hatte, freundlich mit einem Lächeln.

Je verächtlicher oder hochnäsiger ihm die Leute entgegentraten, umso freundlicher wurde er.

»Nee, der Chef ist dort! Es handelt sich doch nur um einen Suizid. Euch wird der Chef auch nichts anderes sagen«, kam es prompt von dem hochnäsigen Kommissar hinterher, der es nicht mal für nötig gehalten hatte, sich vorzustellen.

Carsten, der mit Laila schon weitergegangen war, blieb abrupt stehen.

»Woher wollen Sie denn so genau wissen, dass es sich um einen Suizid handelt. Sind Sie neuerdings bei der Kripo Potsdam auch gleichzeitig Gerichtsmediziner? Wie heißen Sie junger Mann? Name und Dienstrang!«, Carsten war richtig sauer.

Nicht nur, dass das freie Wochenende futsch war, sondern nun auch noch so freundliche Kollegen aus Potsdam, das reichte ihm.

»Ähm, nein ... Herr Polizeiberrat. Ähm ...«, stammelte nun der junge Kommissar aus Potsdam.

»Was ähm ...? Neunmalklug daherreden kann jeder. Wie lange sind Sie schon Kommissar in Potsdam?«, fragte Carsten ihn scharf.

»Ähm, ... fast sechs Monate, Herr Polizeiberrat«, stammelte der junge Kommissar Walter.

»Aha und dann wissen Sie so gut Bescheid? Ich hatte sie eben nach Ihren Namen und Dienstrang gefragt, oder?«, sagte Carsten sehr leise, was kein gutes Zeichen war.

Wenn Carsten sauer wurde und dann noch leise sprach, dann war er kurz vorm Platzen.

»Ähm, ja ... ich bin Komm ... Ingo Walter«, stammelte der junge Kommissar weiter und bekam einen hochroten Kopf.

»Alles klar, Herr Walter. Kommissar kann ich Sie ja noch nicht nennen, denn Ihr Auftreten lässt noch sehr zu wünschen übrig. Das klären wir aber an einer anderen Stelle, nicht wahr Herr Walter?«

Nun war Carsten richtig wütend und wollte noch mal tief Luft holen, aber Laila zog ihn sanft mit sich.

Seine SpezKo erlebte so etwas nur selten und dann war sie nicht mal daran schuld.

»Komm, dort hinten steht Hauptkommissar Maltor«, sagte Laila leise zu ihm.

Carsten drehte sich zu ihr um und ohne ein weiteres Wort ließ er den jungen Kommissar stehen.

»Oh, wenn ich könnte, wie ich wollte ... ich würde ihn achtkantig aus dem Polizeidienst entlassen, aber hier ist brandenburgisches Gebiet. Eine Beschwerde gibt es trotzdem! Du kennst Kriminalhauptkommissar Maltor?«, fragte Carsten verdutzt.

»Ja, wer nicht. Er ist fast eine Legende. Nur persönlich getroffen habe ich ihn noch nie«, klärte Laila ihren Mann auf.

»Kriminalhauptkommissar Maltor, guten Morgen, SpezKo vom BKA Berlin, Polizeiobererrat Carsten Scholz, ab hier übernehmen wir. Bitte geben Sie uns alle Informationen, die Sie bis jetzt haben!«, sagte Carsten wieder etwas freundlicher, doch sehr bestimmt, als der Kriminalkommissar ihm und Laila auf dem Steg entgegenkam.

Der junge hochnäsige Kommissar stand gleich neben seinem Chef. Er bäugte Laila und Carsten mit seinen kleinen Rattenaugen, wobei er leicht schelmisch grinste, denn er erwartete von seinem Vorgesetzten, dass er dem BKA Berlin ordentlich die Meinung geigte, so wie er es eben abbekommen hatte. Carsten und Laila nahmen ihn nicht mehr wahr und fragten sich auch nicht, wie er so schnell neben seinem Chef hatte stehen können.

»Wat soll dit denn werden? Warum kommt dit BKA Berlin und dann ooch noch die berühmte Sonderjarde mit Lametta?«, brummte der alte Kriminalkommissar leicht abfällig, wobei er das *Guten Morgen* wissentlich überhörte.

Im Mundwinkel hing ein Zigarrenstummel und sein Gesicht war schon sehr faltig, ob vom vielen Rauchen oder durch den Stress, den die langjährige Polizeiarbeit mit sich brachte, ließ sich nicht genau feststellen. Kriminalhauptkommissar Maltor war noch von der alten Garde und trug deswegen eine alte, abgegriffene Aktentasche, die er wohl schon seit Jahrzehnten besaß, bei sich. Der junge Kommissar hatte erst vor Kurzem seinen ersten Kommissar-Stern erhalten und wollte hoch hinaus. Er schrieb sich alles auf, was der *Alte* ihm sagte.

»Warum, weshalb, wieso, kann Ihnen gleich sein. Rufen Sie Ihren Chef an!«, gab nun Laila auch nicht mehr freundlich zur Antwort.

Sie war es jetzt leid, von jedem, den sie hier trafen oder ansprachen, gleich abwertend behandelt zu werden, nur weil sie vom BKA Berlin waren und der SpezKo angehörten. Sie hatte dieses Wochenende auch etwas anderes vorgehabt, als hier die Leiche und den Tatort zu inspizieren. Laila war nicht der Typ, der sonst so auftrat, aber diese beiden Kommissare waren ihr einfach zu hochnäsig und zu arrogant, was sie nun überhaupt nicht leiden konnte, denn sie waren alle von der gleichen Truppe und hätten zusammenarbeiten können, wenn

sie nur wollten. Außerdem war sie sehr enttäuscht von Kommissar Maltor, denn von seinem Auftreten her war er nicht der, von dem sie gehört hatte.

»Diese wunderbare Stimme kenne ich doch!«, kam es freundlich aus der Kabinentür der Yacht und Docs Kopf erschien.

Laila und Carsten drehten sich erstaunt zu ihm um.

»Guten Morgen Doc? Du bist schon hier?«, rief Laila sehr erfreut und ließ den alten und jungen Kommissar einfach stehen.

»Die kennen sich?«, fragte der hochnäsige Kommissar seinen Chef, der wiederum schon aufgeregt mit seinem Chef telefonierte.

»Dit Jüngelchen muss ooch lernen. Wat? Dit kann doch wohl nich wahr sein, immer dieses besch... BKA! Nee, dit finde ick nich jut, dit hier is doch unser Einsatzbereich. Na, dit kann uns doch ejal sein, ob dit der Patensohn is oder nich. Wat, dit trauen Se uns nich zu? Jipt`'s doch wohl ja nich. Ja, ja, ja, is ja jut, Tschüssi ooch.«

Das waren die Wortfetzen, die Laila, Carsten und Doc auf der Yacht noch vernahmen, weil Kriminalhauptkommissar Maltor so laut gebrüllt hatte.

Alle drei grinsten sich an, bevor Doc, Professor Doktor Marcus Riefel, berichtete, was er schon sagen konnte.

»Ein junger Mann, circa vierzig Jahre alt, Top-Manager von Beruf, ist seit circa acht bis zehn Stunden tot. Die Totenstarre hat schon eingesetzt. Ihm wurde die *Carotis communis*⁴, mit einem zerschlagenen Flaschenhals durchtrennt, so tief, dass man bis auf den Muskel und auf den *Ösophagus*⁵ sehen kann. Der massive Blutverlust kommt von der zerschnittenen *Carotis communis*. Daher ist er auch so blass. Ob Suizid oder Mord, kann ich erst nach der Obduktion sagen. Den Flaschenhals hatte er noch in der Hand. Aber ehrlich, ich bezweifle, dass er sich selbst den Flaschenhals in den Hals rammte«, äußerte sich Doc und schaute dabei Laila an.

»Danke Doc! Wenn ihr ihn geborgen habt und Rosi fertig ist, schauen wir uns den Tatort an«, gab sie freundlich zur Antwort.

Doc war der leitende Gerichtsmediziner und Chef der Pathologie im Neubau. Doc wurde er von seinen Freunden genannt, alle anderen Sprachen ihn mit Professor Doktor Marcus Riefel oder Herr Professor an. Er war sechsunddreißig Jahre alt. Durch seine einen Meter

4 Latein = dt. Halsschlagadern

5 Latein = dt. Speiseröhre

achtzig und seine breiten Schultern, dazu die sportliche Figur und die sehr kurzen hellbraunen Haare, die die leicht erkennbare Glatze umrundeten, dachte man nicht, dass er Professor war. Eher gingen viele, die ihn nicht kannten und nicht wussten wer er war, davon aus, dass er der Eliteeinheit angehörte, die auch im Neubau untergebracht war, denn von den Männern war keiner kleiner als oder schmaler als er. Professor Doktor Riefel war seit zwei Jahren der leitende Gerichtsmediziner und Pathologe im Neubau und der SpezKo zugehörig.

Doc wurde schon mit siebenundzwanzig Jahren zum Professor ernannt und mit dreiundzwanzig Jahren war er der jüngste promovierte Facharzt für Pathologie, Gerichtsmedizin und Anästhesie. Er war ein Überflieger, was er nie hervorhob.

»Ihr könnt ruhig mit runterkommen, ist noch Platz für euch!«, lächelte er, denn er wusste genau, dass Laila sich den kompletten Tatort immer ansah, inklusive Opfer, damit sie sich ein besseres Bild machen konnte, als wenn sie den Tatort nur auf Fotos zu sehen bekam.

»Nein, schon okay. Ich berichte Di und Maik schon mal«, sagte Carsten und winkte Doc zu. Bei Carsten reagierte leicht der Magen, wenn er so viel Blut sah, beziehungsweise riechen musste. Daher zog er es vor, einen solchen Tatort und auch die Gerichtsmedizin, wenn möglich, nicht zu betreten.

Laila kletterte über die Reling und betrat die Yacht. Vorsichtig stieg sie die Treppe hinunter, wobei ihr Doc gentlemanlike die Hand reichte, um ihr beim Abstieg zu helfen, denn sie hatte die blauen Überzieher über ihre Turnschuhe gezogen und auch schon den weißen Overall und Handschuhe an, damit sie keine Abdrücke hinterließ beziehungsweise nicht den Tatort kontaminierte.

»Morgen Rosi, hast du schon was für mich?«, fragte Laila, als sie auf Doktor Rosi Zimmerhoff, die Chefin von der KTU, in der offenen Küche traf.

»Morgen Laila, ich habe eine Menge Finger- und einige Schuhabdrücke und hier ...«, damit deutete sie mit ihrer Taschenlampe auf den Fußboden, »... sind viele kleine grüne Glasscherben von einer Weinflasche. Ob es die Scherben von der Flasche sind, die das Opfer in der Hand hält, muss ich erst noch untersuchen. Diese Fotos«, dabei hob Rosi ihre linke behandschuhte Hand hoch, in der sich eine Speicherkarte befand, »habe ich fertig und kann sie dir gleich mitgeben. Die Bilder sind unten aus dem Schlafzimmer«, antwortete sie und deutete mit der Hand hinunter in Richtung Schlafzimmer.

Laila ging die letzte kleine Treppe hinunter und direkt auf das Schlafzimmer zu.

»Wow, das ist eine Menge Blut. Er muss ja die Schlagader komplett durchtrennt haben, so wie hier die Blutspritzer verteilt sind«, sprach Laila leise und schaute sich richtig um.

Es roch hier unten nach Eau de Parfum, nach frischem Blut und abgestandener Luft. Laila fröstelte es leicht, obwohl es selbst hier im unteren Teil der Yacht recht warm war. Die Blutspritzer befanden sich an der Kabinendecke und an der linken Kabinenwand, an der manche heruntergelaufen waren. Im Bett, in dem der Tote lag, befand sich nur noch klebriges, leicht geronnenes Blut und davor, auf dem weißen Teppich, konnte Laila eine riesige, ebenfalls leicht geronnene und klebrige Blutlache erkennen. Auch befanden sich Blutspuren auf seiner Bettdecke, die fast bis zum Fußteil gespritzt waren. Laila wollte nicht unbedingt an einen Suizid glauben, denn sonst wären keine Blutspritzer an die Kabinendecke gelangt beziehungsweise auch nicht so verteilt an der Wand oder auf der Bettdecke.

Holger Jacobys lag auf dem Rücken, die Augen geschlossen und seine starren Arme befanden sich neben seinem Körper. Die Totenstarre hatte hier schon begonnen und seine Haut war blass. An der linken Halsseite klaffte eine riesige, blutverschmierte, zerfetzte Wunde.

Langsam ging Laila in das Schlafzimmer hinein. Das Blut war auf der linken Seite des Bettes auf den Fußboden gelaufen und begann schon zu gerinnen. Das Bett, in dem der Tote lag, war nicht besonders groß und am Fußteil abgerundet. Um das Kopfteil herum befanden sich drei dunkle, schwarze Fenster, die weder Sonne noch Hitze hineinließen. Links neben dem Bett stand ein Sideboard und gegenüber befand sich ein Einbauschränk. Gleich neben dem Einbauschränk war eine Spiegelglastür, die zu einem kleinen Badezimmer führte.

Laila berührte nichts, auch die Leiche nicht, denn sie konnte die Wunde auch so gut erkennen und hineinsehen. Laila sah nicht nur die Muskeln und Sehnen, sondern auch etwas Knorpeliges, den Ringknorpel. Daher, dass sie oftmals bei der Obduktion zugehört hatte und Doc ihr dabei viel erklärte, wusste sie genau, was sie vor sich hatte.

Die Leute von Doktor Rosi Zimmerhoff von der KTU hatten 30 x 30 cm Platten auf den Fußboden ausgelegt, sodass Laila sich nur auf diesem Weg zur Leiche begeben konnte und auch wieder zurück zur Tür. Somit konnten keine Spuren, die eventuell vom Täter stammten, verwischt oder verunreinigt werden.

Laila drehte sich um, verließ das kleine Schlafzimmer und grüßte Doc noch mal, der noch immer die Leiche genau untersuchte, bevor sie zu ihm in die Gerichtsmedizin kam. Den Flaschenhals hatte Rosi schon zum Eintüten erhalten.

»Bis nachher Doc«, sagte Laila beim Verlassen des Schlafzimmers.

»Ich werde gleich mit der Obduktion beginnen, wenn ich im Neubau bin. Willst du dabei sein, wenn du Zeit hast?«, fragte Doc, ohne dabei seinen Blick von der Leiche zu nehmen.

»Ja, gerne. Melde dich, wenn du da bist, dann komme ich runter!«, forderte Laila ihn auf und hob ihre Hand zur Verabschiedung.

»Okay Rosi, ich gehe wieder hoch und lasse dich deine Arbeit machen«, lächelte Laila Rosi an, als sie sich wieder in der offenen Küche befand.

»Ach weißt du, wer den Toten gefunden hat? Wir haben keine Informationen von den *netten* Kollegen draußen erhalten!«, fragte Laila.

»Nein, die *netten Kollegen* waren nicht so frei uns einzuweihen«, sagte Rosi säuerlich, wobei sie die Augenbrauen hochzog und Laila die Speicherkarte mit den Tatortfotos übergab.

Laila stieg die Treppen und die Ebenen hoch.

Draußen angekommen, kletterte sie über die Reling wieder auf den Steg. Dort zog sie ihren Overall, die Überzieher und die Handschuhe aus und warf sie in den dafür aufgestellten Eimer der KTU.

»Wer ist hier der Hafensegler?«, fragte Laila die Männer, die neugierig auf dem Steg vor der Absperrung standen.

»Ich bin der Hafensegler, Heinrich Falter mein Name«, stellte sich ein kleiner, vollschlanker Mann mit Vollbart und Brille in Jogginghosen und Badelatschen bei Laila vor.

»Wir, also Ewald Lotze und ich haben die Polizei gerufen, nachdem wir den Toten entdeckt hatten.«

»Also haben Sie beide die Leiche gefunden?«, fragte Laila.

»Nein, also ... eigentlich zuerst seine Freundin, Lorene, so glaube ich, heißt sie. Sie ist bei Ewald und Erna Lotze auf dem Boot, gleich hier ...«, und deutete auf das zweite Boot neben der Yacht von Holger.

»Sie sagten aber doch gerade, dass Sie beide die Leiche gefunden haben, oder?«, stellte Laila fest und schaute Heinrich in die Augen, was ihm sehr unangenehm war.

»Nein, nicht ganz. Seine Freundin konnte uns nicht sagen, warum sie schrie und so heftig weinte. Sie zeigte immer nur zur Yacht und stammelte etwas von „so viel Blut“. Daher sind wir beide nachsehen gegangen!«, antwortete der Hafensegler.

»Okay, vielen Dank Herr Falter«, bedankte sich Laila und sprach weiter:

»Wir müssen nachher noch mit Ihnen sprechen«, und dabei klopfte Laila an das Boot von Ewald Lotze.

»Kommen Sie ruhig rein Frau Kommissarin!«, sagte Ewald freundlich und reichte Laila die Hand, damit sie leichter auf seine Yacht klettern konnte.

»Guten Tag, ich bin Laila Cold, Kriminalhautkommissarin von der SpezKo vom BKA Berlin«, stellte sich Laila vor.

»Guten Tag Frau Kriminalhauptkommissarin, ich bin Ewald Lotze und das ist meine Frau Erna. Neben meiner Frau sitzt Lorene, die Freundin vom ... naja, Sie wissen schon«, stellte Ewald sich und die beiden Frauen vor.

»Frau ...?«, fragte Laila einfühlsam nach, »oder soll ich Frau Lorene sagen?« Lorene nickte. Sie war nicht voll vernehmungsfähig, denn sie zitterte noch etwas und war käseweiß im Gesicht. Das Diazepam zeigte langsam seine Wirkung. Frau Lotze saß an Lorenes Seite und beruhigte sie weiterhin mit sanften Worten.

»Frau Lorene, sind Sie in der Lage, mir einige Fragen zu beantworten?«, fragte Laila vorsichtig und einfühlsam.

Lorene dagegen schaute sie an, ohne Laila richtig zu sehen.

»Ich glaube, das wird heute nichts mit der Befragung, Frau Kriminalhauptkommissarin!«, mischte sich Erna ein.

»Ich denke mal, wir brauchen doch einen Krankenwagen für Lorene. Der Notarzt hatte ihr vorhin schon 10 mg Diazepam⁶ gespritzt und wollte sie ins Krankenhaus fahren, doch Lorene lehnte heftig ab. Aber nun ... sehen Sie, ... sie reagiert kaum noch«, sagte Ewald besorgt.

Erna hatte Lorene schon eine Decke über die Schultern gelegt und ihr einen Kaffee gegeben, damit sie ihre Nerven etwas beruhigen konnte.

Laila schaute sich Lorene an und strich ihr mütterlich über die Schultern.

»Ja, da haben Sie wohl recht. Ich kümmere mich darum. Können Sie mir Ihre Kontaktdaten geben, damit wir mit Ihnen beiden später reden können?«, bat Laila Herrn Lotze.

»Wir liegen hier noch bis Montag, falls Sie uns mal besuchen wollen?«, gab Ewald zur Antwort und schrieb seine Privatadresse und Telefonnummer auf.

»Vielen Dank und auch dafür, dass Sie sich Lorene angenommen haben. Heute bekommen wir wirklich nicht mehr viel aus ihr heraus!«, verabschiedete sich Laila. Sie ging über den Steg zu Carsten, der auf dem Parkplatz mit Di Gapololis und Maik Leuner stand.

⁶ ist ein Medikament zur Beruhigung

»Guten Tag ihr zwei!«, begrüßte sie ihre beiden Kollegen und wählte die Notrufnummer der Feuerwehr.

Laila teile ihre Position mit, erklärte der Zentrale, was hier geschehen war und dass die Freundin des Toten ins Krankenhaus müsste, da sie unter Schock stand und vom Notarzt schon 10 mg Diazepam verabreicht bekommen hatte.

»Morgen Laila, was gibt es Neues von der Yacht?«, fragte Di.

»Ich denke nicht, dass wir es hier mit einem Suizid zu tun haben. Doc zweifelt ebenfalls daran, aber er kann uns mehr nach der Obduktion sagen. Ich habe mir die Blutspritzer angesehen. Die reichen bis an die Kabinendecke, die linke Wand runter und auf der Bettdecke bis zum Fußende. Der Täter muss die Halsschlagader sofort erwischt haben, denn nicht nur im Bett, sondern auch auf dem Teppich ist die Blutlache riesig. Da ist Suizid doch sehr unwahrscheinlich, denn wer trifft sofort die Halsschlagader und kann sich ein zweites Mal in den Hals scheiden und dann noch so tief bis auf den Ringknorpel?«, berichtete Laila ihren Kollegen.

»Ja, da wirst du wohl recht haben. Aber was ist ein Ringknorpel? Habt ihr schon irgendwas anderes gefunden, eventuell einen Abschiedsbrief, falls es Suizid war? Was ist mit der Frau, die ihn gefunden hat?«, fragte Maik nach.

»Ach, Maik, was ein Ringknorpel ist, das erkläre ich dir im Neubau. Seine Freundin hat ihn als Erste gefunden. Sie ist aber nicht in der Lage, jetzt eine Aussage zu machen. Gerade habe ich die Feuerwehr gerufen, damit sie ins Krankenhaus gebracht wird. Sie heißt Lorene. Den Nachnamen konnte sie mir nicht mitteilen.« Laila holte tief Luft und fuhr sich mit ihren Händen durch die Haare, als sie weiter antwortete.

»Rosi hat viele Fingerabdrücke gesichert. Es lagen in der offenen Küche Glasscherben von der Weinflasche. Als Tatwaffe konnten sie einen Flaschenhals identifizieren. Nur, ob die Glasscherben vom Fußboden auch zum Flaschenhals passen, konnte sie noch nicht sagen. Rosi hat Fußabdrücke von einem Turnschuh gefunden. Ob die vom Täter stammen könnten, weiß sie noch nicht. Sie sucht noch weiter. Tja, mehr weiß ich auch noch nicht!«, erklärte Laila weiter.

»Maik, wenn die Freundin ins Krankenhaus gebracht wird, kannst du dich ja mit Ewald und Erna Lotze unterhalten. Die haben sich Lorene angenommen und Herr Lotze war mit dem Hafenmeister als Erster bei der Leiche. Ach so, unser Toter heißt Holger Jacobys, war Top-Manager der Pharmafirma *-PharmaYellow -*, circa vierzig Jahre alt und der Patensohn unseres Vizepräsidenten. Die Yacht, mit der er herkam, gehört ihm!«, klärte Laila ihre Kollegen auf.

»Okay, ja, dass es sich bei dem Toten um den Patensohn von unserem Vize handelt, hat Di mir schon erzählt. Fährst du mit ins Krankenhaus oder zurück zum Neubau?«, fragte Maik.

»Ich habe bereits alle relevanten Daten an Carmen gesendet. So kann sie schon mal Hintergrundrecherche betreiben«, sagte Di lächelnd, bevor Laila auf Maiks Frage antworten konnte.

»Weiß ich noch nicht genau, ich werde sehen. Ich muss erst einmal mit dem Notarzt, wenn er da ist, sprechen, ob es sich heute noch lohnt oder ob es besser wäre, erst morgen zu Lorene zu fahren«, beantwortete Laila Maiks Frage.

Die Feuerwehr erreichte den Tatort eine Minute nach ihrem Gespräch. Ein Feuerwehrmann kam auf die vier Beamten zu.

»Sind Sie hier verantwortlich und haben uns gerufen?«, fragte der Feuerwehrmann freundlich.

»Ja, ich bin Kriminalhauptkommissarin Laila Cold. Ich habe Sie angerufen. Frau Lorene befindet sich am hinteren Steg auf der dritten Yacht. Es ist die blaue dort«, sagte Laila und zeigte dem Feuerwehrmann die Richtung.

»Danke. Kalle, wir müssen zum hinteren Steg, die blaue Yacht!«, rief der Feuerwehrmann seinem Kollegen zu. Zielstrebig liefen die beiden zum blauen Boot.

Ewald hatte sie schon kommen sehen und Lorene auf den Steg gebracht, wo sie von den Feuerwehrmännern in Empfang genommen wurde. Außer dem RTW7 der Feuerwehr kam auch ein NAW8. Der Notarzt lief zügig auf die Beamten zu.

»Morgen Maik, du hier? Was gibt es für mich?«, fragte der Notarzt.

»Oh, morgen Jochen. Es handelt sich um eine junge Frau, mit Vornamen Lorene. Sie hat hier heute Morgen ihren toten Freund aufgefunden. Ob Suizid oder Mord wissen wir noch nicht. Sie steht unter Schock. Sie fand ihn in seinem eigenen Blut und erhielt vorhin vom Notarzt 10 mg Diazepam i.V.«, erklärte Maik dem Notarzt vorsichtig, denn die Feuerwehrmänner liefen gerade mit Lorene an der kleinen Gruppe vorbei.

»Alles klar. Ich kümmere mich um sie. Bis die Tage Maik!«, sagte der Notarzt und sauste den Feuerwehrmännern hinterher.

»In welches Krankenhaus fährt ihr?«, rief Carsten dem Notarzt noch nach.

7 Rettungswagen

8 Notarztwagen

»Jörg, hast du schon nachgesehen, welches Haus wir anfahren?«, fragte der freundliche Feuerwehrmann seinen Kollegen.

»Wir haben zwei Möglichkeiten, einmal Brandenburg Klinikum oder Helios Klinik in Berlin!«, gab dieser zur Antwort.

»Stammt unsere Patientin aus Berlin?«, rief Jörg.

»Lassen Sie mich mal nachsehen«, gab Laila zur Antwort und nahm Lorenes Handtasche, die Ewald eben nachgebracht hatte und schaute hinein.

Dort holte Laila die Geldbörse hervor, worin sich ihr Ausweis befand.

»Ja, ... sie wohnt in Stahnsdorf in Berlin und heißt Lorene Schatz, geb. 18.07.1986!«, gab Laila Auskunft und lief zum RTW, um dem Feuerwehrmann die Handtasche und die Papiere zu überreichen.

»Danke, Frau Kommissarin, dann fahren wir ins ... einen Moment bitte ...« Der Feuerwehrmann schaute nach, welches Krankenhaus infrage käme.

»Okay, hier, wir fahren sie in die Helios Klinik. Es sind bis dahin nur knapp vierzig Kilometer. Wir brauchen nur circa fünfundzwanzig Minuten!«, gab Jörg zur Antwort.

»Super, danke! Dann wissen wir, wo wir sie finden können. Frau Schatz, alles Gute! Wir kommen dann zu Ihnen, wenn es Ihnen bessergeht!«, gab Laila Lorene noch mit auf dem Weg. Diese sah sie groß an und nickte nur.

Nachdem der Feuerwehrmann die Tür des RTWs geschlossen hatte, damit der Notarzt seine Arbeit beginnen konnte, fuhren sie los.

»Guten Tag Herr Kriminaloberkommissar, wie können wir Ihnen helfen?«, fragte Ewald Lotze.

»Bitte schildern Sie mir genau, was Sie heute Morgen gesehen und was Sie gehört haben!«, sagte Maik.

»Gesehen haben wir vorerst nicht viel. Wir wurden von Lorenes Schreien geweckt. Sie schrie mehrmals um Hilfe!«, begann Erna Lotze zu berichten.

»Mein Mann Ewald war schneller von unserer Yacht runter als ich. Daher ging er zuerst in Richtung der Schreie. Dann kam Heinrich, der Hafenmeister dazu und gemeinsam gingen sie an Bord der Yacht.

Ich habe Lorene in Empfang genommen, die zitternd und weinend auf dem Steg vor der Yacht saß und habe mich um sie gekümmert. Sie war nur noch ein Häufchen Elend, wissen Sie.

Sie jammerte und weinte. Viel bekam ich aus ihr nicht heraus. Sie sagte immer nur: „*Er ist tot, er ist tot und so viel Blut*“. Zu mehr war sie nicht in der Lage!«, ergänzte Erna noch, bevor ihr Mann übernahm.

»Ja, meine Frau nahm mir Lorene ab und ich ging mit Heinrich, das ist hier der Hafенmeister, Heinrich Falter, an Bord der Yacht. Heinrich ging vor mir die Treppen und die Ebenen hinunter. Oh mein Gott, ich war starr vor Schreck. Da lag der junge Mann auf seinem Bett und alles war voller Blut. So was hatte ich vorher noch nie gesehen. Wir haben das Schlafzimmer nicht betreten, Herr Kriminaloberkommissar, darauf hat Heinrich schon geachtet. Ich sollte die Polizei rufen. Da ich das leider nicht konnte, hat das Heinrich übernommen. Ich konnte den Blick nicht von der Leiche lassen!«, sagte Ewald leise und schaute dabei auf den Fußboden.

»Herr Lotze, es ist verständlich, dass Sie sich vor Schreck nicht bewegen konnten, denn niemand sieht gerne eine Leiche und auch nicht jeder kommt damit klar, so viel Blut zu sehen!«, beruhigte Maik Ewald freundlich.

»Fahren Sie bitte fort, wie ging es weiter?«, fragte Maik freundlich.

»Heinrich hat, wie gesagt, die Polizei gerufen und wir sind wieder nach oben auf den Steg. Wir haben nichts angefasst, nur das Geländer an den Treppen, ehrlich, sonst nichts! Zuerst kam der Streifenwagen, dann der Notarzt. Der Notarzt meinte, dass der junge Mann tot sei und die Streifenbeamten die Kripo rufen und vor Ort bleiben sollten. Dann ist der Notarzt wieder gefahren. Nach circa fünfzehn Minuten kam die Kripo aus Potsdam, naja, und dann kam ihre nette Kollegin. Mehr wissen wir auch nicht, tut mir leid!«, sagte Ewald bedauernd.

»Haben Sie in der Nacht irgendetwas gehört?«, fragte Maik und sah nacheinander das Ehepaar Lotze an.

»Nein, nichts, du Erna?«, fragte Ewald seine Frau.

»Nein, alles war ruhig, nur das leise Schnarchen von Ewald habe ich gehört«, antwortete Erna mit einem Lächeln.

»Schatz, das gehört hier doch nicht hin, ob ich schnarche oder nicht!«, schmolle nun Ewald.

»Vielen Dank für Ihre Informationen. Ihre Kontaktdaten haben wir, falls wir Fragen an Sie haben sollten. Noch einen schönen Urlaub ...«

Damit verabschiedete sich Maik von Ewald und Erna Lotze.

Mit Heinrich Falter hatte sich Carsten unterhalten, als sich Laila den Tatort ansah. Die Aussagen von Ewald Lotze und Heinrich Falter deckten sich.

Di ging noch mal zu Rosi und fragte sie, ob sie noch etwas für ihn hätte.

»Nein Di, tut mir leid, mehr kann ich euch im Moment nicht sagen, außer dem, was ich schon Laila berichtet habe!«, gab Rosi zur Antwort.

Doktor Rosi Zimmerhoff war die Leiterin der Kriminaltechnik und des Kriminallabors der SpezKo. Rosi hatte die gesamte erste Etage vom Neubau mit ihrer Abteilung besetzt. Rosi, achtunddreißig Jahre alt, war eine schlanke, sportliche Frau mit schulterlangem, hellbraunem, glattem Haar, welches sie immer zu einem kleinen Zopf zusammenband, wenn sie arbeitete. Ihre Augen waren eigentlich grün. Nur wenn Rosi sich richtig aufregte und ärgerlich war, leuchteten beziehungsweise schimmerten ihre Augen in einem bernsteinfarbenen Ton. Das hatten noch nicht viele Menschen gesehen, nur ihre Freundin Laila, mit der sie schon seit fünfzehn Jahren befreundet war.

»Doc ist schon weg?«, fragte Laila bei Rosi nach.

»Ja, du hast ihn knapp verpasst. Ich brauche hier noch eine Weile und der Schlepper ist auch noch nicht da. Wir laden nachher die Yacht auf und dann komme ich auch zum Neubau!«, sagte Rosi.

»Alles klar! Na, dann bis später, Rosi. Wir fahren los!«, verabschiedete sich Laila von ihr.

»Bis später!« Rosi grüßte noch mal per Handzeichen und arbeitete weiter.

Polizeirat Di Gapopolis bildete mit Polizeioberrat Carsten Scholz zusammen die Leitung der SpezKo und war dessen Stellvertreter. Di war verheiratet mit Carmen, die ebenfalls in der SpezKo als Kommissarin und IT-Spezialistin tätig war.

Di war fünfunddreißig Jahre alt und über einen Meter neunzig groß. Er hatte kurze, glatte, schwarze Haare. Er trug einen Dreitagebart und war sehr muskulös, wie alle Männer der Eliteeinheit, die der SpezKo Mord zugehörig war und die Di vorher geleitet hatte.

Di, Laila, Carsten und Maik fuhren wieder zurück nach Berlin-Mitte in den Neubau.

5. Kapitel

Sie brauchten zurück, mehr als eine Stunde, denn bei so einem schönen, warmen Sommertag waren mehr Leute unterwegs als sonst an einem Samstag. Es war schon vierzehn Uhr dreißig, als die vier in die Tiefgarage des Neubaus fuhren. Als sie in der dritten Etage das Büro betraten, saß Carmen sehr vertieft an ihrem Rechner. Das Whiteboard hatte sie auch schon aufgebaut und angefangen zu beschriften.

Carmen Gapololis war Kommissarin und IT- Spezialistin im Team der SpezKo. Sie kam kurz nach Laila und Maik ins Team. Sie war dreiunddreißig Jahre alt und nach ihrem Studium zum gehobenen Polizeidienst hatte sie Informatik studiert und wurde IT-Spezialistin. Nachdem Carmen in das Team kam, erhielt sie die neuste Technik, die es auf dem Markt gab. Ihr Büro war mit einem sanften, warmen Licht ausgestattet und an den Wänden befanden sich vier große Touch Monitore. In der Mitte ihres Büros stand ein großer Tisch mit einem großen Touch Tablet als Tischplatte, womit sie alle Funktionen eines normalen Rechners nutzen konnten. In der linken Ecke befand sich ein langer weißer, verstellbarer Schreibtisch, auf dem drei Monitore waren. Carmen hatte unterschiedliche Programme, mit denen sie arbeitete, unter anderem eines für die Gesichtserkennung und zum Auslesen von Handys und Laptops und noch ein paar mehr.

Die neue Staatsanwältin Doktor Larissa Montesur, der die SpezKo des BKA Berlin unterstellt war, hatte Carmen autorisiert, sich überall einzuloggen, um Zugriff auf alle Daten zu erhalten, sodass sie nicht lange warten oder Anfragen an die jeweiligen Behörden tätigen musste. Somit verlor die SpezKo keine Zeit und hatte in der Regel sofort die Antworten.

»Hey Carmen, wir sind wieder zurück. Das ist dort mal ein schönes Stückchen Erde, dieses Caputh!«, schwärmte Laila Carmen von der Umgebung vor.

»Nur die Leiche nicht, oder?«, lächelte Carmen zurück.

»Haha, mach dich ruhig lustig über mich. Du hättest mal die Luxusyacht sehen sollen. Wow, die ist so toll. Mit so einer Yacht würde ich auch gerne mal über unsere Gewässer fahren!«

»Sag mal, warum übernehmen wir den Tod von Holger Jacobys? Weißt du das?«, fragte Carmen.

»Ja, ... es handelt sich um den Patensohn unseres Vizes. Daher soll nicht Potsdam ermitteln, sondern wir. Hat Di dir das nicht erzählt?«, fragte Laila und zog ihre Augenbrauen hoch.

»Nein, ich denke mal, das hatte er heute früh vergessen, nachdem der Polizeipräsident bei ihm angerufen hatte«, lächelte Carmen und fuhr fort.

»Na, da werden die Kollegen recht sauer gewesen sein, oder?«

»Na, sagen wir mal so. Erfreut waren sie nicht und nett waren sie schon mal gar nicht. Der jüngere Kollege ist ein kleiner arroganter, hochnäsiger Stinkstiefel. Sie haben uns nicht mal gesagt, wer den Toten gefunden hatte oder sonst irgendetwas!«, empörte sich Laila.

»Na, das nenne ich mal kollegial!«, äußerte sich Carmen und spitzte ihre Lippen.

»Was soll ich dir noch sagen? Ich habe Kriminalhauptkommissar Maltor kennengelernt, aber ... ich muss gestehen, so toll fand ich ihn nicht. Ich war enttäuscht, denn er war uns gegenüber genauso hochnäsiger und arrogant, wie sein kleiner Schoßhund!«, erzählte Laila, leicht wütend, weiter.

»Nicht ärgern, nur wundern!«, lachte Carmen Laila an.

»Ja, wenn man schon bei Lebzeiten fast eine Legende ist, kann man sich wohl so verhalten«, grinste Carmen.

»Na Mahlzeit, dann will ich keine Legende werden!«, lächelte nun Laila wieder.

»Und? Was hast du gefunden?«, fragte Laila bei Carmen nach.

»Noch nicht viel, nur den Werdegang von Holger Jacobys. Der sieht großartig aus und er verdient eine Menge Kohle. Ist Rosi auch schon wieder da?«, wollte Carmen wissen.

»Nein, sie wartet noch auf den Transporter, damit sie die Yacht mitbringen kann. Das wird wohl dauern. Aber hier habe ich schon einige Tatortfotos von Rosi erhalten. Kannst die ja schon mal speichern!«, schlug Laila ihr vor.

»Hallo, die Damen? Alles o.k. bei euch? Was haltet ihr davon, wenn wir morgen weitermachen? Im Moment können wir ja nicht viel tun!«, sagte Carsten so in den Raum hinein.

»Wir müssen noch zu den Eltern von Holger Jacobys!«, gab Laila zu bedenken.

»Nein, sie sind nicht in Deutschland, kommen erst am Montag wieder nach Hause und telefonisch sind sie nicht erreichbar!«, antwortete Carsten.

»Also gut, machen wir für heute Feierabend!«, freute sich Laila.

»Was haltet ihr von einem spontanen Grillabend bei uns zu Hause?«, fragte Carsten in den Raum und Laila strahlte.

»Oh ja, das wäre toll, ja ...«, freute sich Carmen und fuhr ihren Rechner runter.

»Die Tatortfotos kann ich morgen auch noch speichern!«

»Maik und Di sind auch dabei. Ich wollte nur noch meine Damen fragen!«, grinste Carsten seine Laila an.

Die kam auf ihn zu und knuffte ihn in die Seite. Dabei gab sie ihm einen Kuss. Er kannte sie sehr gut. Er wusste genau, wie sehr sie solche spontanen Grillfeste oder Partys liebte und so konnten sie das Wochenende wenigstens mit ihren Freunden und im Kreis ihrer *Familie* verbringen.

Carmen, Di und Maik beeilten sich mit dem Umzuziehen, um dann bei Carsten und Laila zum Grillen aufzuschlagen. Bevor Laila und Carsten nach Hause fuhren, gingen sie noch einkaufen.

Gegen achtzehn Uhr kamen Di und Carmen bei Carsten an. Maik kam eine halbe Stunde später. Sie hatten alle zusammen viel Spaß und aus dem Grillabend wurde eine Grillparty, denn Doc und Rosi kamen gegen zwanzig Uhr dazu. Dadurch, dass Carsten und Laila ein Haus besaßen, das mit zwei Gästezimmern ausgestattet war, blieben die Kollegen bei Carsten und Laila über Nacht. Rosi und Carmen schliefen im ersten Gästezimmer, Maik und Doc im zweiten und Di schlief auf einem Gästebett mit bei den beiden.

Gegen acht Uhr war Laila schon wieder auf den Beinen, obwohl sie bis um drei Uhr in der Früh noch zusammengesessen hatten, und machte Frühstück für alle. Dabei deckte sie den Tisch auf der großen Terrasse. Als der Kaffee fertig war, der Duft von Brötchen durch das Haus zog, kamen nach und nach alle verschlafen aus ihren Betten. Beim gemütlichen Frühstück besprachen sie, wie sie den Sonntag zusammen verbringen wollten.

»Ich denke mal, ich fahre gleich nach dem Frühstück zu Lorene Schatz ins Krankenhaus. Vielleicht kann ich heute Vormittag mit ihr sprechen!«, überlegte Laila laut.

»Ich komme mit dir mit!«, sagte Di.

»Okay, wenn ihr zu Lorene Schatz fahrt, gehe ich noch mal die Aussagen durch, die wir bis jetzt haben!«, äußerte sich Carsten.

»Dabei kann ich dir helfen und gleich noch den Bericht von gestern schreiben. Vielleicht kann ich dann noch den Freitag von Holger Jacobys rekonstruieren!«, bemerkte Maik.

»Ich werde mich wieder an den Rechner setzen und mich um die Tatortfotos kümmern. Mal sehen, vielleicht finde ich noch mehr über Herrn Jacobys und über *PharmaYellow heraus*. Das ist ja mal ein komischer Name für eine Pharmafirma, meint ihr nicht auch?«, fragte Carmen, wobei alle in herzliches Lachen ausbrachen.

Es dauerte nicht lange, bis sie wieder ernst wurden.

»Rosi will heute ins Labor und dahin werde ich sie begleiten. Dann können wir schon mit den Analysen beginnen!«, gähnte Doc und Rosi freute sich, dass sie nicht allein im Labor arbeiten musste, denn ihren Leuten hatte sie den Sonntag frei gegeben.

Sie hatten am Samstag, einen Tag vorher, über zwölf Stunden gearbeitet und das an ihrem freien Tag.

»Also sind wir am Sonntag mal wieder alle gut beschäftigt!«, bemerkte Carsten, bevor er weitersprach:

»Und was machen wir Hübschen heute Abend?«, hakte er freudig nach, nachdem sie gemeinsam nach dem Frühstück aufräumten und anschließend zum Neubau beziehungsweise ins Krankenhaus zu Lorene Schatz fuhren.

»Wir haben noch so viel Fleisch und Salate von gestern übrig. Das könnten wir heute Abend auf den Grill schmeißen. Was haltet ihr davon?«, fragte Laila und schaute dabei die anderen an.

Alle nickten und somit verbrachten sie nicht nur ihre Arbeitszeit zusammen, sondern auch wieder den Sonntagabend im Kreis der *Familie*.

Die Eltern von Holger Jacobys sollten erst am Montagmorgen auf dem Flughafen Tegel landen. Di und Carsten wollten sie abholen und ihnen die traurige Nachricht überbringen. Sie hofften nur, dass sie nicht schon von der Presse erfahren hatten, dass ihr Sohn tot aufgefunden worden war.

© Dörthe Norden



Gutschein
Ein Geschenk von John Phillip Starck
Wunschträume - Lyrik Code: JPS02
E-Book

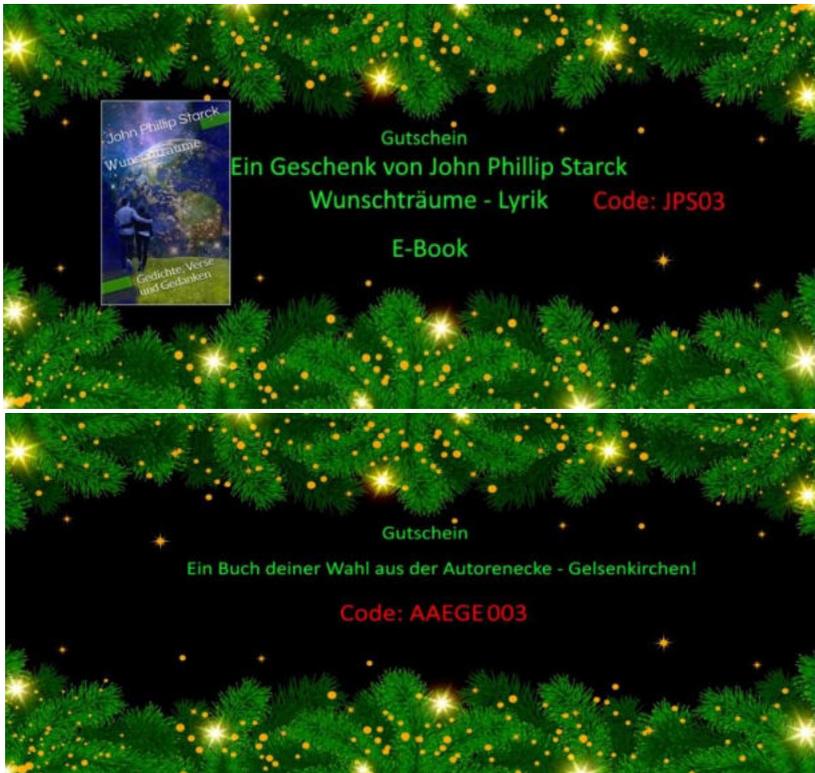
Der Weihnachtsstern

Von [Ellen Norten](#)

Ich sehe dich und weiß doch nicht,
ob du da bist oder nicht.
So fern bist du,
dein Licht im Nu
braucht dennoch Jahrtausende, um mich zu erreichen,
meine Gefühle für dich zu erweichen.
Vielleicht bist du längst erloschen
oder auch nicht,
auch bin ich nicht sicher,
du blinkst nur für mich.
Also bist du denn doch nicht mein Stern,
doch wenn ich dich sehe, hab ich dich gern.
Es gibt eine Kraft, die fesselt dich
und hält ganz fest am Gleichgewicht.
Wovon ich rede ist Gravitation,
mach einen Schritt und du spürst sie schon.
Sie zieht den Fuß zum Boden runter
Ebbe und Flut, die speist sie munter.
Sie hält den Mond auf seiner Bahn
gibt rundherum den Ton mit an.
Ohne Gravitation geht es nicht,
kein Mond, kein Stern, kein Gleichgewicht.

Es ist die Kraft, die alles hält,
auf unserem Planeten, in unserer Welt.
Doch weiß wohl niemand, worin sie steckt
ein Geheimnis, das auch den Forscher neckt,
vielleicht ist es der göttliche Hauch,
bei jedem Schritt spürst du ihn auch
und siehst ihn mit den Sternen,
die da leuchten in weiten Fernen.

© Ellen Norten



Die Rückkehr des »Srirrt!«

[Von Bernd Daschek](#)

Für manche mag Weihnachten ja einfach ein Gefühl von Familie bedeuten oder der Duft von Gänsebraten und Tannennadeln, für mich ist es: »Srirrt!«

Gut, das andere natürlich auch! Besonders dieses Nadel-Geruchs-Spiel. Ob es daran lag, dass Papa unseren Baum immer auf den letzten Drücker gekauft hatte, in der stets irrigen Annahme, dass dieser dann billiger wäre? Der Weihnachtsbaumschlussverkauf blieb jedenfalls alljährlich aus, und er musste nehmen, was noch da und von den anderen verschmätzt worden war.

Deshalb stand bei uns jedes Jahr eine andere Nadelbaumart, und jede erfüllte das Wohnzimmer mit ihrem typischen Duft. Fichte, Kiefer, Tanne, selbst Nordmann- und Blautanne riechen tatsächlich anders, was wohl auch daran liegt, dass letztere eine Fichte ist.

Sicher gehört auch jenes familiäre Mysterienspiel dazu, das bei uns wegen des späten Baumkaufes vielleicht besonders ausgeprägt war: die Heiligabendhektik. Sie stellt nach meiner Kenntnis fast schon einen allgemeinen kulturellen Ritus dar.

Die besonders große Gans musste bereits am frühen Vormittag offenfertig sein, sonst wäre sie abends nicht *durch* gewesen. Dann Klöße formen – Kartoffeln sind für das Fest viel zu ordinär! Mamas Kartoffeln waren das ganze Jahr über traumhaft, hatten immer die richtige Konsistenz zwischen fest und quetschbar. Leider ungenügend für Weihnachten! Denn Mamas Kloßkunst musste wohl einem Gummi-Kochbuch von Goodyear entstammen. Rotkohl, nicht aus dem Glas, sondern frisch vom Kopf, alles andere hätte den schwiegermütterlichen Vorwurf des *Kultur-Bolschewismus* nach sich gezogen. Schnibbell, schnibbell, aber bitte nicht zu grob, dann unendlich lange kochen, dass er schön weich und pampig wird. Außerdem ist er mit möglichst vielen Nelken zu versehen, damit ich auch ja auf eine beiße und durch deren widerlichen Geschmack den der köstlichen Gans zu schätzen weiß.

Dieser Küchenmarathon kollidierte nun seinerseits mit der Baumaufstell- und Schmückaktion.

Meist passte der Baum selbst nach zehn Sägeversuchen noch nicht in den Ständer. Gewöhnlich war das der Zeitpunkt, an dem Papa die Geduld verlor, alle Vorsicht über Bord warf und radikaler sägte. Ich holte dann schon mal Klorolleninnenleben oder anderes Stopfmaterial, um beim darauffolgenden, unausweichlichen Anbläken: »Bengel, steh nicht

so doof rum, besorg' lieber ...!«, bereits mit den Füllstoffen in der Hand neben ihm zu stehen. Das Ergebnis sah dann nicht so richtig dekorativ aus, hielt aber für gewöhnlich.

Da Weihnachten immer überraschend kommt, waren auch die Kugeln, Sterne und Kerzen noch nicht aus ihrem Jahresschlaf im hintersten Kellerwinkel erweckt worden. Ein lauter werdendes Fluchen aus den Tiefen des Hauses signalisierte uns, dass Papa sich den Objekten der Begierde näherte. Seine dabei wiederholte Frage, wo denn die ganze Sch... herkäme, mit der er Stück für Stück den Flur füllte, war offenkundig rhetorischer Natur.

Während des strebsamen Treibens liefen sich alle ständig über und in den Weg, und es war erstaunlich, dass alles unblutig verlief, Rotkohl und Lametta nicht versehentlich die Plätze tauschten und die Prophezeiung: »Das schaff' ich bis Mitternacht nicht«, nie in Erfüllung ging. Stattdessen geschah das alljährliche Wunder: »Ehre sei Gott in der Höhe / und Friede auf Erden / und den Menschen ein Wohlgefallen!«

Meiner Familie gefiel das sehr wohl, und so saßen sich dann Eltern, Kinder und Omas grinsend und schneie angezogen bereits am frühen Nachmittag einträchtig im Wohnzimmer gegenüber.

Schön, so ein harmonischer Familienkreis!

Doch all die Herrlichkeit reicht nicht aus, um das »Srrrrt!« zu übertreffen. Für die wenigen nicht Eingeweihten: »Srrrrt!« ist das Geräusch, das eine Märklin-Lokomotive von sich gibt, wenn sie die Fahrtrichtung ändert. Ausgelöst wird es durch die von Hand ausgeführte Drehbewegung, welche den Regler am Trafo von der einen in die andere Endposition bringt. Na, das »Srrrrt!«, halt!

Die Eisenbahn gab es schon vor mir, seit Anbeginn der Zeit.

Jedenfalls meiner Zeit. Jedes Jahr zum ersten Advent wurde sie vom Keller in die Wohnung geholt. Zwei Zimmer und 50m² hatte unsere erste Heimstätte. In einem Zimmer lebten und schliefen meine vier Jahre ältere Schwester und ich. Unsere Eltern nächtigten im Wohnzimmer-Anbauwand-Schrank-Klappbett, natürlich im heruntergeklappten Zustand.

Genau für das Kinderzimmer abgezirkelt waren die Maße der Platte, auf welcher die Eisenbahnwelt erschaffen worden war: 1,90m damit sie durch die Tür passte und 2,45m exakt von Wand zu Wand unseres Zimmers.

Bereits beim Urknall des Eisenbahnuniversums muss die Gleisführung vorhanden gewesen sein. Sie wurde nie ausgebaut, war aber auch nicht von den zeittypischen Streckenstilllegungen betroffen. Ein Außen- und ein Innenoval waren mittels zweier Weichenpaare und einer Diagonale durch die Mitte verbunden. Die Abstell- und Rangiergleise befanden sich an dem geraden Innengleis, das die Landschaft durchschneidet.

Die Genesis verlief folgendermaßen: Im Anfang schuf Papa Platte und Gleis, dann schied er die Nacht vom Tage durch den Einbau einer umfangreichen Beleuchtung. Damit das Firmament makellos werde, fädelt er die Kabel von oberhalb der Erde – äh, Platte, nach unten. Auch Land und Wasser wurden getrennt und Wälder erschaffen. Himmelskörper tauchten jedoch erst auf, nachdem ich meine Modellflugzeuge darüber gehängt hatte. Meerestiere und Vögel gab es relativ wenige: eigentlich nur zwei Möwen und deren Modell-Hinterlassenschaften aus kleinen Klebekleckschen, die eklig weiß-blau-grün angemalt und dekorativ auf die Hausdächer verteilt worden waren. Die von mir hinzugefügten Haiflossen in Seen und Flüssen erwiesen sich als ein Irrweg der Evolution und verschwanden folglich bald wieder vom Antlitz der Erde – sorry, Platte.

Sicher bin ich mir nicht, ob Kopernikus, Kolumbus oder selbst Galilei an ihrer Vorstellung der irdischen Kugelgestalt festgehalten hätten, wäre ihnen je die Anschauung unserer Eisenbahnwelt zu Teil geworden. Nach der Erschaffung der Menschheit durch den Kauf von überbeuerten Figürchen konnte sich der Schöpfer ausruhen.

Das Alte Testament endet hier, denn mit der Geburt des Sohnes beginnt das Neue.

Unser Wohngebiet wurde jedoch nicht von Herodes Schergen nach Neugeborenen durchsucht, und die einzigen ungewöhnlichen Sterne tauchten nach dem feierlichen Stammhaltergeburtsbesäufnis vor Papas Augen auf. Folglich kam auch kein Besuch von drei Migranten aus dem Mittleren Osten. An deren Stelle erschien bei uns allweihnachtlich die *Mischpoke bucklige* wie die Verwandtschaft im Sprachgebrauch meiner Großmutter hieß.

Meine spätere unvorsichtige Bemerkung, dass dieser Begriff nicht, wie von ihr bekundet, oberschlesischen Ursprung habe, sondern jiddisch sei, wurde von Großmutter erst mit ungefähr dreißig »Jesus, Maria und Joseph« quittiert, und führte dann zu einem jahrelangen, verbalen Zerwürfnis mit ihrem einzigen männlichen Enkel. Das Herunterrattern der Heiligen Familie hat bei frömmelnden Katholiken die gleiche Funktion wie die *Drei Affen* im Buddhismus, kurz: Will ich nicht wissen! Der Höhepunkt des Generationendisputts wurde durch meine dreiste Behauptung erreicht, Jesus sei Jude

gewesen. Weil ich ja wollte, dass meine liebe Oma mir folgen könne, erinnerte ich sie an die Kreuzinschrift: *Jesus Nazarenus Rex Iudaeorum*, und hatte damit schon verloren. Denn ihrem Argument am Kreuz stünde INRI, das sei Latein und nicht dieses Zeug, welches ich zitiere, hatte ich nichts mehr entgegenzusetzen. Aber die Gute glaubte ja auch, Rotkohl im Glas sei eine Erfindung Lenins. Da passte die Verteufelung des inzwischen zum Marxisten gewandelten Enkels prächtig. Nach dem bekannten Motto: *Wer in der Kindheit nicht Ministrant war, hat kein Herz, und in der Jugend nicht Kommunist, keinen Verstand!*, war für mich dieser Weg eher natürlich. Trotzdem glaubte ich, dass ihre Blicke mich ständig nach dem Vorhandensein der drei Sechsen absuchten. Was ein erfolgreicher Beweis, ich sei der Teufelssohn, für ihre verwandtschaftliche Stellung bedeutet hätte, wollte ich ihr lieber nicht darlegen.

Zurück zum Kindlein in der Wiege. Mein Neues Testament beginnt nämlich trotzdem klassisch, frei nach Johannes: Am Anfang war das »Srrrrt!«

Dieses soll bei mir laut Überlieferung mein erstes Lächeln und bei Geräuschwiederholung sogar lautes Lachen hervorgezaubert haben. Ein Effekt, der von meiner Schwester entdeckt worden war, die daraufhin die Züge ständig hin und her fahren ließ. So konnte die anwesende *Mischpoke* nicht nur wie üblich die Eisenbahn bewundern, sondern auch jene auf Trafo-Reglerbefehl ausgelöste Goldigkeit des neuen Erdenbewohners. Das Ganze nennt man wohl frühkindliche Prägung.

Welch nachhaltigen Eindruck die leuchtende Wunderwelt auf den heranwachsenden Jungen ausgeübt hat, ist, glaube ich, so evident, dass dieser nicht näher erläutert werden muss. Vollends verfiel ich ihrer Zauberkraft, als ich erstmals all die Regler, Schalter und Steuerungen selbst bedienen durfte.

Die Eisenbahn-Adventszeit beherbergte aber noch eine andere Form der Magie. Weil der Aufbau den halben Raum einnahm, waren auch unsere Betten je zur Hälfte unter der Platte verschwunden. Schwesterherz und ich konnten so die Köpfe geschützt zueinander stecken und uns die halbe Nacht Geschichten erzählen, ohne dass dies unsere Eltern bemerkten. Die Geschichten meiner Schwester waren für mich immer spannend, besonders die Grusliegen, huahhh!

Der Niedergang der Eisenbahnepoche begann ironischer Weise nach dem Umzug in eine doppelt so große Wohnung. Plötzlich war kein Platz mehr für die große Anlage, weil jeder sein neugewonnenes Reich verteidigte und nicht mit etwas anderem teilen mochte.

Blieb folglich nur der Keller, in dem ich die Bahn erst regelmäßig, dann immer seltener aufbaute, da der Platz von mir für Modellbau und Zinnfiguren-Herstellung benötigt wurde.

Zeit macht nur vor dem Teufel halt! Was ein mangelndes Verwandtschaftsverhältnis meinerseits zu ihm belegt, denn ich wurde älter.

Lyrischer, wie in *Puff, the Magic Dragon* beschrieben:

»Ein stählerner Drache, der lebt ewig,

doch kleine Boys, oh nein!

Und so kam für die Bahn der Tag,

und sie war ganz allein.

Weil sie mit dem Jungen den besten Freund verlor,

schloss sie sich tief im Keller ein,

und kam nie mehr hervor.«

Das »Srirrt!« wurde abgelöst vom »Mampf!« – Moped, Ausgehen, Mädchen, Petting, F... – man kann auch Fußball nehmen.

Dann kam das Jahr, welches für die gesamte Familie einschneidende Veränderungen mit sich brachte. Nach meinem Auszug hatten meine Eltern endlich *sturmfreie Bude*, und ich war durch die Finanzierung von Führerschein, Auto und eigener Wohnung bei mageren Azubi-Bezügen ständig pleite. So kann ich als Entschuldigung für mein Handeln nur den gängigen Spruch anführen: »Ich war jung und brauchte das Geld!«

Gern hätte ich dieses auf jene Art verdient wie die Personen, welche diesen Spruch sonst benutzen, aber dafür fehlten wohl ein paar Zentimeter. So blieben nur diverse Nebenjobs wie Autowaschen, Babysitten und der Verkauf von nicht unbedingt Notwendigem. Daher

kam es, dass ich auf das Angebot, die Eisenbahn für 150 Mark zu verkaufen, sofort einging. War halt eine Menge Geld für mich.

Nach viel Schweiß und Gefummel stand die Anlage fertig aufgebaut im riesigen Kinderzimmer des fünfjährigen Sohnes meines Auftraggebers. Der kaufende Vater war hochzufrieden und sicher, dass die Weihnachtsüberraschung für seinen Sohn gelungen sei: »Das ist echt, wirklich richtig echt, ein tolles Ding!«

Zwanzig Mark gab es extra als Anerkennung.

Umso überraschender kam für mich der Anruf am nächsten Tag, die Anlage ginge nicht mehr. Sofort machte ich mich auf den Weg und vor Ort ans Werk. Einige Schienen waren auseinandergerutscht, und auch sonst Manches, sagen wir mal, deformiert. Nach der Fertigmeldung meiner Reparaturen stürmte der Junior sofort in das Zimmer, der Vater und ich gingen hinterher und sahen die Aktionen des Filius. Zwei Züge wurden in voller Fahrt zur Kollision gebracht, dass deren Teile nur so durch die Gegend flogen. Danach beendeten seine Handkantenschläge die Existenz von Brücke und Tunnel. Entsetzt schauend, aber in ruhigem Ton, bat der Vater seinen Sohn, den Platz vor dem Wohnzimmerfernseher wieder einzunehmen. Dann gab er mir 50 Mark aus seiner Brieftasche und meinte: »Bau sie wieder ab! Du weißt sicher mit den schönen Sachen mehr anzufangen ... – Ich kauf ihm was aus Gummi!«

Er half mir, Gebäude, Technik, Schienen und rollendes Material in Kisten zu verpacken. Die Riesenplatte durfte ich dort lassen. Mitleidsvoll verabschiedete ich mich vom konsternierten Vater und fuhr Heim.

Der Heilige Abend kam. Mein Schwesterherz und ich boten wie selbstverständlich unsere Hilfe bei den Vorbereitungen an. Mit nur zwei agierenden Personen wäre die Gefahr zu groß gewesen, dass die liebgewonnene Hektik ausbliebe. Beim folgenden Kirchgang holten wir unser *Opium fürs Volk*.

Es war wirklich guter Stoff. Die vollständig versammelte Gemeinde schmetterte alle Weihnachtslieder so inbrünstig, dass jede Bundesliga-Fankurve vor Neid erblasst wäre.

Während des abendlichen Festschmauses kam mir der Gedanke, Mamas Gummi-Klöße meinem enttäuschten Kunden als Ersatz für die Eisenbahn anzubieten. Die Geschäftsidee wäre überhaupt sehr zeitgemäß gewesen. Spielzeug für das *moderne Kind*: nicht zu zerstören und biologisch abbaubar!

Als ich dann meine Pakete unter den Baum legte, erntete ich allseits fragende Blicke. In Anbetracht meiner permanent leeren Kasse hatten alle ihre Bereitschaft erklärt, auf gekaufte Geschenke zu verzichten und sich über *Selbstgemachtes* besonders zu freuen. Meine gehäkelt und gestrickten Präsente, einige wären glatt als Topflappen durchgegangen, andere dagegen boten größeren Interpretationsspielraum, waren Produkte der Grün-Alternativen-Epoche. Man musste so was machen, um als richtiger Mann zu gelten. Weihnachten bot dann die passende Gelegenheit zur Entsorgung der Progressivitätsnachweise.

Die Überraschung war groß, als beim Auspacken neben den Erzeugnissen meiner durch Zeitgeist erzwungenen Woll-Lust auch Schienen, Züge und Häuser zum Vorschein kamen.

Meiner Aufforderung: »Los, aufbauen und spielen!«, folgten alle sogleich begeistert, und nur kurze Zeit später durchquerte die erste Lokomotive das Wohnzimmer. Selbst der elterliche Kinderersatz-Rauhaardackel hatte seinen Spaß und bellte schwanzwedelnd in gebührendem Sicherheitsabstand die Züge zur Begrüßung an.

Weil alle so beschäftigt waren, merkte keiner, wie in das Gesicht des großen Jungen das Babylächeln zurückkam, und er beim Anblick seines, aus der Kellerhöhle befreiten, stählernen Drachen-Freundes die eine oder andere Träne nicht zurückhalten konnte.

Es war ein besonderes Weihnachten. Es roch nach Kiefer. Die sind immer schön.

©Bernd Daschek



Leseprobe - MORO - Flucht im 24. Jahrhundert

Von [Maxi Magga](#)

Klappentext: Das Ringen eines von allen Verachteten um Freiheit und Menschlichkeit

Wer dem sadistischen Sklavenhalter entkommt, ist noch lange nicht in Sicherheit. Das muss auch Moro erfahren. Vogelfrei und gekennzeichnet mit einem Halsring, der nicht zu entfernen ist, kämpft er ums nackte Überleben. Wird er seine junge Frau und seinen Sohn wiederfinden, die er verließ, um sie zu retten? Damals, als er sich in die Sklaverei verkaufte ...

Verzweiflung kroch langsam, aber unaufhaltsam in seine Seele. Sie lähmte den Geist, so wie die Nässe und Kälte dieses Apriltages den Körper hemmte. Dazu dieser Hunger! Moro, der eigentlich Moron hieß wie sein Vater, den jedoch nahezu alle bloß Moro nannten, wusste nur zu gut, was es bedeutete, Hunger zu haben. Er lebte mit ihm, solange er denken konnte. Schon seit Tagen hatte er kaum etwas Essbares gefunden. In seiner Not versuchte er, den grimmigen Magen mit Gras und vereinzelt aufgesammelten Insekten zu beschäftigen. Am Vortag stritt er sich sogar in Sichtweite eines Dorfes mit einem abgemagerten Hund um dessen Beute. Kratzer in der Haut und ein tiefer Riss in der alten, ohnehin zu dünnen Jacke zeugten von dem erfolglosen Kampf. Vom ersten Tag seiner Flucht an – Wie lange war das jetzt her? Drei Wochen? Er hatte längst die Kontrolle verloren. – war seine Kleidung feucht und klamm. Die Füße waren wund und blutig, obwohl er die zu großen Schuhe so komfortabel wie möglich mit Gras und Moos ausgestopft hatte.

Das war nicht das Schlimmste, das alles konnte er ertragen. Er hatte schon weit Härteres aushalten müssen. Dass er sich verirrt hatte, war es, was ihm jeden Mut raubte. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wo er war. Als Kind der verachteten F-Kaste hatte er nie zur Schule gehen dürfen. Da er sie nicht lesen konnte, ergaben die Ortsschilder für ihn keinen Sinn. Bis vor drei oder vier Tagen, er erinnerte sich nicht genau, hatte er sich mit Hilfe des Kartendispensers mehr schlecht als recht über Wasser gehalten. Mühsam hatte er die Form jedes einzelnen Zeichens auf den Straßenschildern mit denen auf dem Display verglichen. Häufig hatte auch das nicht weitergeholfen, weil er der Karte zufolge einen Wald, einen Hof oder eine Stadt hätte vorfinden müssen. Aber da gab es keinen Wald oder Hof und die Stadt hatte einen anderen Namen. War er an einem falschen Ort? Oder hatte sich vielleicht die Gegend verändert? Das Gerät war schließlich schon älter als er selbst. Wie auch immer, jetzt schien es endgültig defekt zu sein. Mitten in seinem Bemühen sich zu orientieren, hatte sich das Display einfach verdunkelt. Ja, wenn Ferine dabei gewesen wäre, so wie sie es geplant hatten, die hätte bestimmt gewusst, was zu tun war. Aber Moro war allein verloren. Ihm war nur erschreckend klar, dass er nicht wusste wohin und dass er noch weit

von seiner Heimat und damit von seiner Frau und seinem Kind entfernt war. Dass nichts und niemand ihm helfen würde. Nur der Gedanke an die geliebten Menschen trieb ihn seit Wochen durch die Kälte voran. Und die Worte seines Vaters, die sich so tief in sein Gedächtnis eingegraben hatten, dass er sie abends vor dem Einschlafen, morgens beim Aufwachen und während der Verzweigung des Tages zu hören glaubte: Mach nicht den gleichen Fehler wie ich. Du musst zurück zu deiner Familie.

Auch jetzt hörte er diese Stimme, nur leiser als sonst. Die Hilferufe seines Körpers klangen lauter. Er konnte nicht mehr. Nicht einen einzigen Schritt. Seit dem Vorabend saß er zusammengekauert im Windschutz der Reste einer alten Mauer und wartete. Hätte ihn jemand gefragt worauf, er hätte es nicht sagen können.

Lange bevor der Schall ihn erreichte, hatte sein Unterbewusstsein etwas wahrgenommen. Moro erwachte aus seiner Lethargie und sah sich um. Vor dem Gemäuer, an dem er Schutz gesucht hatte, fiel das Gelände einige Meter ab bis auf eine marode Straße. Von dort unten drangen leises Klirren und Marschgeräusche herauf. Moro duckte sich wieder hinter die Mauer und spähte den Weg entlang. Und da sah er sie. Eine Doppelreihe von mehr als einem Dutzend Männern in zerlumpter Kleidung, manche von ihnen barfuß. Jeder Einzelne trug Hand- und Fußfesseln. Keine Kastenabzeichen. Sklaven. Wie er. Moro konnte den Blick nicht von dem elenden Haufen abwenden. Er sah sich selbst darin. Dieser Trupp wurde offensichtlich von drei Aufsehern zu einem Einsatzort geführt, denn jeder von ihnen trug Arbeitsgeräte mit sich.

Vor Entsetzen unfähig sich zu bewegen, starrte Moro auf das abschreckende Bild unter ihm und hörte die leisen Schritte nicht, die sich hinterrücks näherten, bis es zu spät war. Die beiden scharfen Spieße der großen, metallenen Gabel bohrten sich links und rechts von seinem Hals in den Boden und drückten ihn nieder. Fast gleichzeitig spürte er, wie seine Hände auf den Rücken gedreht und mit Handschellen fixiert wurden. Bevor er verstand, was vor sich ging, lag er gefesselt auf den Knien vor zwei mit Betäubungstasern und Peitschen bewaffneten Männern.

Einer von ihnen riss Moros Kopf an den Haaren nach hinten und schüttelte ihn heftig.

„Seit zwei Tagen soll sich hier ein Strolch herumtreiben. Gut möglich, dass das jetzt ein Ende hat. Oder was meinst du?“

Moro rührte sich nicht. Er hielt die Lider tief gesenkt, damit ein versehentlicher Blick in die Augen den anderen nicht beleidigte. So hatte man es ihm eingeprügelt.

„Sieh an! Kein Kastenabzeichen! Das wird ja immer besser! Du kommst mit. Und dir gebe ich heute Abend einen auf deine scharfen Augen aus“, rief er seinem Kollegen hinterher, der bereits den Abhang hinunterrutschte.

Er riss seinen Gefangenen auf die Beine und erreichte mit ihm trotz einiger Schwierigkeiten die Männer, die auf der Straße warteten.

„Wollen doch mal sehen, was du so mit dir herumträgst. Ausziehen!“, herrschte er ihn an und nahm die Handschellen ab.

Moro gehorchte. Sie durchsuchten seine Kleidung und leerten die Schuhe. Rücksichtslos zerrten sie an dem Metallband um seinen Hals, das der Herr ihm einst angelegt hatte, um ihn mit Stromstößen unter Kontrolle zu halten. Da sie es nicht abnehmen konnten, verloren sie bald das Interesse daran. Stattdessen fuchtelte einer der Bewacher mit wutrotem Gesicht mit dem kleinen Taschenmesser, das er in einer Jackentasche gefunden hatte, dicht vor Moros Augen herum.

„Was hast du denn damit vor? Los, sprich schon! Kannst du nicht reden? Soll ich es dir sagen? Das ist eine Waffe, die du benutzen wolltest, um unschuldige Menschen zu berauben. Gib es ruhig zu! Du bist ohnehin geliefert. Oder ist es etwa dazu da, um kleine, anständige Mädchen zu zwingen, sich mit dir abzugeben, du Stück Dreck? Wie viele hast du schon belästigt? Antworte endlich, verdammt. Ich bringe dich zum Reden, darauf kannst du Gift nehmen.“

Der Mann, offensichtlich der Anführer der Gruppe, redete sich in Rage. Das begleitende Wachpersonal grinste, die angeketteten Sklaven ließen ängstlich die Köpfe hängen, als ob sie selbst im Fokus des Wutausbruchs stünden. Moro stand nur da, starrte auf den Boden vor seinen Füßen und schwieg. Zu groß war seine Angst, ungewollt auch nur mit einem Wort zu verraten, von wo er geflohen war.

Ein weiterer Aufseher mischte sich ein.

„Seht mal, was ich gefunden habe. Das ist doch so ein Kartending. Oder irre ich mich? Sowas wollte ich schon immer haben. Aber das da scheint nicht zu funktionieren. Scheiße! Warum schleppt der Idiot kaputten Kram mit sich herum?“

„Lass den Blödsinn gefälligst, hier geht es nicht um Kinderkacke. Leibesvisitation!“, fuhr der Truppführer seinen Untergebenen an.

Moros Herz begann zu rasen. Die Geschehnisse im Haus seines Herrn zerrten augenblicklich wieder an jedem Nerv. Er musste sich komplett ausziehen, Arme und Beine spreizen, die Haare ausschütteln und sich eingehend inspizieren lassen. Zum Schluss fuhr ihm einer der Aufseher mit schmutzigen Fingern durch die Mundhöhle.

„Haltet euch ran, Männer, wir haben nicht ewig Zeit. Ihr habt da was vergessen.“

Moro wurde auf die Knie gezwungen, die Doppelspießgabel presste seinen Kopf in die feuchte Erde. So hatten sie ihn in der Position, in der sie ihn haben wollten. Rücksichtslos suchten sie im Rektum nach irgendetwas, das ihn belasten würde. Sie fanden nichts.

Der Anführer verlor die Kontrolle. Er trat den hilflosen Gefangenen, wo immer er ihn treffen konnte, und fuhr ihn an zu gestehen.

„Verdammt, mach dein Maul auf. Wie viele anständige Bürger hast du angegriffen? Wo hast du die Beute versteckt?“

Doch Moro schwieg eisern. Einzig ein schmerzvolles Stöhnen kam über seine Lippen. Nach einer gefühlten Ewigkeit ging einer der Männer dazwischen.

„Es ist genug, Jago. Lass mir noch etwas von ihm übrig. Wir sind spät dran.“

Der Jago genannte Wortführer funkelte ihn wütend an. Doch er beruhigte sich, nickte und ermahnte ihn, bald nachzukommen. Gleichmütig, wie er gekommen war, zog der Trupp weiter. Moro zog seinen Kopf ein wenig aus dem Schlamm, in den er getreten worden war, und spuckte. Modrige, sandige Erde, vermischt mit seinem Blut, verstopfte Mund, Nase und Augen. Zuviel Freiheit war ihm jedoch nicht vergönnt. Sofort stand der Wächter bei ihm und erneuerte den Druck der Doppelspießgabel.

„Nicht so eilig, mein Bester. Für ein bisschen Spaß sollte immer Zeit sein, meinst du nicht? Also, was ist dir lieber? Das ...“, fragte er mit freundlicher Stimme und fasste sich in den Schritt, „oder das?“ Dabei zeigte er Moro einen faustdicken Ast mit bröckelnder Rinde und kleinen Auswüchsen.

Moro schrie auf.

„Nein, bitte nicht. Nein!“

„Na, schau mal einer an! Du kannst ja tatsächlich sprechen! Gut, du hast dich entschieden. Still halten!“

Moro ergab sich in sein Schicksal. Er rang nur noch darum, nicht von der Gabel erstickt zu werden. Er kämpfte um nichts als das nackte Überleben.

Endlich ließ der andere von ihm ab und befahl ihm, sich wieder anzuziehen. Er legte ihm Fußketten an, wie die Männer in der Kolonne sie tragen mussten, und zog die Arme auf dem Rücken in die Höhe, wo er die Hände zusammenband. Dann schlang er einen Lederrücken oberhalb des Ringes um den Hals, den er an den Handschellen verknotete. So trieb er seinen Gefangenen vor sich her.

Moro hatte mit beträchtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Da die Graseinlagen fehlten, spreizte er verzweifelt die Zehen in den großen Schuhen, um diese nicht zu verlieren. Der

Aufseher legte ein schnelles Tempo vor, ihm blieb nichts anderes übrig, als in einen trippelnden Laufschrift zu fallen, um trotz der knappen Kette zwischen den Füßen mitzuhalten. Die auf den Rücken gebundenen Arme schmerzten schon nach kurzer Zeit, aber er musste sie dennoch hochhalten, damit sie nicht an dem Riemen um seinen Hals zogen und so das Atmen behinderten. Und noch immer blinzelte er gegen den Dreck in seinen Augen an. Doch am meisten litt er unter dem Unrecht, das ihm so grundlos angetan wurde.

Moro hatte keine Vorstellung, wie lange sie so den Weg entlang hetzten, bis sie die anderen eingeholt hatten. Die Sklaven arbeiteten an einem Hang, den sie roden sollten, ihre Bewacher saßen, sich unterhaltend, auf Baumstämmen dabei und tranken dampfend heiße Getränke aus ihren Isolierflaschen.

„Das wird aber auch Zeit“, wurden sie begrüßt. „Schick den da in den Hang zu den anderen. Ich entscheide heute Abend, was mit ihm geschieht.“

So schuftete Moro trotz seiner Verletzungen, bis bei Einbruch der Dämmerung zum Aufstellen gerufen wurde. Schwankend vor Schwäche erwartete er das Machtwort, das seine Zukunft bestimmen würde.

„Mit dem ist beim Chef kein Blumentopf zu gewinnen. Damit halse ich mir höchstens zusätzliche Verwaltungsarbeit auf. Jagt ihn weg. Aber das Messer bleibt hier“, ordnete der Anführer an und hatte den kleinen Zwischenfall bereits vergessen.

Moro schnappte sich die Schuhe, die er während der Anstrengungen im Hang nicht hatte gebrauchen können, da er fürchtete abzurutschen, und lief, so schnell es ihm möglich war, auf der Straße zurück. So bald wie möglich, verließ er den öffentlichen Weg und versuchte, abseits davon unterzutauchen. Dankbar trank er Wasser aus einer Pfütze, die er in einem Graben entdeckte, und kroch für die Nacht unter einen ausladenden Busch. Schlaflos kämpfte er darum, die Schmerzen, den Hunger und die ihm zugefügten Erniedrigungen zu verdrängen, indem er sein ganzes Denken und Fühlen auf seine Frau Vanisa richtete. Die Qual, sie nicht bei sich zu haben, sie vielleicht nie mehr in den Armen halten zu dürfen, ließ alles andere dahinter klein und nichtig werden.

Das Morgengrauen fand Moro wieder unterwegs. Blindlings hielt er an der Richtung fest, die er schon am Vortag eingeschlagen hatte.

Zwei Tage später war klar, er hatte sich geirrt. Die Mauer, die ihm damals Schutz geboten hatte, schien ihn jetzt zu verhöhnen. Achtundvierzig Stunden im Kreis gelaufen. Achtundvierzig Stunden voller Mühen und Selbstverleugnung und er war keinen Schritt weiter gekommen. Wenige Meter unter sich sah er auf der Straße den defekten Kartendispenser liegen. Dieser Moment, der jeden Zweifel zunichtemachte, raubte ihm die

letzte Zuversicht. Ohne zu wissen warum, holte er das Gerät herauf und wischte den Schmutz ab. In Moros Herz blieb pure Verzweiflung zurück. Er überließ sich wehrlos dem Schmerz, sank hart zu Boden und rollte sich zusammen.

Die Stimme seines Vaters ließ sich dadurch nicht zum Schweigen bringen.

Kapitel 1

Der Fluss führte zu dieser Jahreszeit mäßiges Hochwasser, gerade so hoch, dass die Ratte an die für sie ungünstigste Stelle geschwemmt worden war. Das Flussbankett war dort so steil und glatt, dass sie immer wieder ins Wasser zurückschrünte. Stur blieb sie am selben Ort und ahnte nicht, dass eine größere Gefahr auf sie wartete, als zu ertrinken. Am Ufer lauerte Moro, bewaffnet mit einem schweren Stein. Nahezu unbeweglich kniete er in der Deckung einiger Pflanzen und harrete geduldig aus, dass das Tier in Reichweite käme. Er erinnerte sich noch sehr gut daran, wie diese schlaun, flinken Vierbeiner überlistet werden konnten. Er hatte es oft getan, bevor er sich an den Mann, den er nur „Herr“ nannte, in die Sklaverei verkauft hatte. So manche Ratte hatte ihr Leben lassen müssen, damit sie einen weiteren Tag überlebten, er und seine Familie. Jetzt profitierte er von seiner Erfahrung. Dieses Tier war fett. Falls es ihm gelänge, es zu erlegen, hätte er Nahrung für zwei Tage. Wenn er sich stark einschränkte, vielleicht sogar für drei.

Eine gewisse Euphorie machte sich in ihm breit, als er an seinen Zusammenbruch vor gut einer Woche dachte. Damals, nach seinem Irrweg und dem Zusammentreffen mit der Gruppe der Arbeitssklaven und ihren Aufsehern, als er glaubte, einfach liegenbleiben und sterben zu können. Aber der Mensch ist nicht dafür gemacht, sich hinzusetzen und zu verhungern. Trotz seiner Verzweiflung nahm er im Lauf des Tages das aufgeregte Gehebe eines Amselpärchens wahr. Endlich begriff er, was das bedeuten konnte. Er störte sie und vor allem ihr Nest, in dem sie zu dieser Jahreszeit brüten wollten. Wie elektrisiert sprang er auf und suchte im angrenzenden Gebüsch nach dem Gelege. Es war nicht schwer zu finden. Mit zitternden Händen holte er die fünf bläulich-grün schimmernden Eier heraus. So winzig! Kaum drei Zentimeter lang waren sie, aber sie verhießen ihm die Rettung. Vorsichtig öffnete er eines nach dem anderen und schlürfte den Inhalt. Er hielt das letzte schon in der Hand, da wurde er sich des immer wütenderen Gezeters der Vögel bewusst. Bedauernd, aber ohne das kleinste Zögern, legte er das Ei zurück.

„Ich hab auch ein Kind“, murmelte er. „Danke, dass ihr mir geholfen habt.“

Kopfschüttelnd ertappte er sich selbst dabei, in Erinnerung an die winzigen Lebensretter zu lächeln. Verdammt, jetzt war nicht die Zeit dafür. Er musste sich besser konzentrieren, durfte nicht seine Aufgabe vernachlässigen, nur weil er seinen Tagträumen nachhing. Er erneuerte seinen Griff um den Stein und verfolgte die unbeirrbaren, aber vergeblichen

Bemühungen der Ratte, ans Ufer zu gelangen. Plötzlich verharrte sie unbeweglich, äugte eine Strecke voraus und huschte fluchtartig in den Fluss. Moro war enttäuscht und zugleich alarmiert. Sein Fokus auf die Nahrungsbeschaffung hatte ihn unachtsam werden lassen gegenüber dem, was sich hinter seinem Rücken abspielen mochte. Vorsichtig, ohne das bisschen Deckung im Gestrüpp aufzugeben, sah er sich um.

Da! Vielleicht vierzig oder fünfzig Schritte von ihm entfernt, marschierten zwei Guardians am Flussufer entlang. Wären sie nicht so in ihr Gespräch vertieft gewesen, hätten sie ihn längst gesehen. Die Furcht vor der enormen Macht der Sicherheitsbeamten, die auf ihn als Flüchtigen aufmerksam wurden oder ihn auch nur als Herumtreiber kontrollieren und dabei das fehlende Kastenabzeichen bemerken würden, war zu groß. Moro ließ den Stein fallen und, jede Vorsicht vergessend, rannte er los. Nur weg von hier! Weg von den Guardians, die ihn in die Hölle im Haus des Herrn zurückstoßen konnten. Im gleichen Moment, in dem er seinen lächerlichen Schutz verließ, wurde ihm bewusst, welch großen Fehler er begangen hatte. Noch bevor er die Flussbankette verlassen hatte, waren sie hinter ihm her. Er holte aus seinem geschwächten Körper heraus, was nur möglich war. Aber die Verfolger waren gut ausgebildete, durchtrainierte Polizisten, die neben ihren Schlagstöcken auch mit Tasern ausgestattet waren, die den Getroffenen bewusstlos machten, sowie mit den gefürchteten Gummiwaffen, die kinderfaustgroße Hartgummikugeln verschossen. Mit diesen Waffen wurden schon unzähligen Verfolgten die Knochen gebrochen.

Nach wenigen Minuten fing Moro an zu keuchen. Die Schuhe hatte er bereits auf den ersten Metern verloren. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er eingeholt wurde. Verzweifelt suchte er ein Versteck oder wenigstens einen Abzweig von diesem schnurgeraden Weg zwischen einem riesigen, mit Zäunen und Stacheldraht abgesperrten Areal und einem verwilderten Gelände, in das kaum einzudringen war.

Endlich schien der Pfad einem Knick zu folgen, einige der höher gewachsenen Sträucher bildeten dort einen spärlichen Blickschutz. Die Guardians mussten das ebenfalls bemerkt haben, denn unvermittelt flog eines der Gummigeschosse mit einem unheilvollen Zischen auf Moro zu. Er wurde zwar nur an der Schulter getroffen, aber der Druck reichte aus, um ihn herumzureißen und zu Fall zu bringen. Jetzt hatte er nicht viel Zeit. In wenigen Sekunden würden die Beamten an dieser Stelle sein, dann durften sie nichts mehr von ihm vorfinden. Mit der Kraft der Verzweiflung robbte er zwischen die Wurzeln und verschlungenen Pflanzen und zwängte sich unter Büschen hindurch. Er lag trotzdem noch so dicht an der Straße, dass er die Verfolger hörte. Voller Angst aufgespürt zu werden, atmete er nur flach. Gegen das donnernde Pochen seines Herzens und das betäubende Rauschen des Blutes in seinen Ohren, konnte er nicht das Geringste tun. Jeden Augenblick

rechnete er damit, dass sie es hörten und ihn entdeckten. Aber die Zeit verging und nichts geschah.

Im gleichen Maß, in dem das Gefühl für die akute Gefahr nachließ, wurde Moro sich der Verletzungen bewusst, die er sich beim Verstecken im harten, teilweise dornigen Gebüsch zugezogen hatte. Etliche Dornen steckten in seinem Fleisch und die auf Spannung gebogenen Zweige rissen an der Haut. Trotzdem harrete er unbeweglich aus. Die Angst, dass den Beamten die unnatürlichen Bewegungen der Pflanzen auffallen könnten, war zu groß. Erst nach einer Zeit, die ihm unendlich lang erschien, arbeitete er sich langsam und vorsichtig aus dem Schlupfloch heraus.

„Nein! Bitte nicht“, flüsterte er. Entsetzt hielt er die Luft an und seine Augen weiteten sich, denn er sah, dass er seine Verfolger nicht hatte abschütteln können, im Gegenteil, dort auf dem Weg kamen zwei weitere Guardians auf sein Versteck zu. Gemeinsam machten sie Anstalten, mit Hilfe langer Stöcke in die verwilderte Fläche einzudringen, die Moro die einzige Zuflucht bot.

Jetzt durfte es kein Überlegen und nicht das kleinste Zögern mehr geben. Er befreite sich, so schnell es ging, aus der Umklammerung der Pflanzen und hetzte ohne Rücksicht über das Gelände. Er achtete nicht darauf, dass seine Kleidung endgültig zerfetzt und seine Haut vielfach aufgerissen wurde. Das Grauen verlieh ihm ungeahnte Kräfte, die Gesetzeshüter, die mehr als Moro auf den Eigenschutz bedacht waren, blieben zurück. Zwei oder drei auf ihn abgegebene Schüsse verfehlten ihn deutlich. Aber die Guardians gaben nicht auf. Sie versuchten ihn einzukreisen. Der Flüchtige bemerkte es zwar, sah jedoch keine Möglichkeit, es zu verhindern. So trieben sie ihn auf eine kleine Gruppe verstreut liegender Gebäude zu. Dort gab es höchstwahrscheinlich Menschen, was gefährlich für ihn war, andererseits bedeutete es aber auch offene Wege und mit sehr viel Glück vielleicht ein Versteck. Egal, es gab ohnehin keinen Ausweg.

Moro erreichte das Grundstück deutlich früher als die Verfolger. Vier unterschiedliche Bauwerke waren an drei Seiten eines freien Platzes errichtet. Er rannte auf eine Art Scheune zu, die ihm am nächsten lag. Nur einen Wimpernschlag, bevor er an der nächstgelegenen Ecke ankam und aus dem Blickfeld der Guardians hätte entkommen können, öffnete sich ein Tor an der linken Seite. Ein oder zwei Sekunden lang verdeckte es ihn vor den Blicken dessen, der dort herauskam. In fliegender Hast bog er rechts ab und rettete sich vorläufig in den Durchgang zwischen der Scheune und einem Stall. Aber das Manöver hatte ihn Zeit und Kraft gekostet. Außerdem hatte er jetzt die Guardians hinter sich, wurde auf beiden Seiten von Gebäuden behindert, und rannte geradewegs auf das Wohnhaus dieses Hofes zu. Moro schaute sich hektisch um. Nirgends ein Ausweg. Sein

Zögern brachte die Verfolger heran. Er setzte alles auf eine Karte, riss eine schmale Seitentür des Stalles zu seiner Rechten auf und flüchtete ins Innere.

Mit tief heruntergebeugtem Oberkörper kämpfte er darum, wieder Luft holen zu können. Jeder Atemzug stach wie mit tausend Nadeln in seine Lungen. Noch immer heftig schnaufend sah er sich schließlich um. Das Innere des Stalles lag im Halbdunkel, die Wände waren mit verschiedensten Gerätschaften zugestellt, aber in der Eile sah Moro nirgends etwas, das ihn davor hätte schützen können, sofort entdeckt zu werden. Sein Blick fand zurück zu einem großen, mit einem Bretterzaun gesicherten Pferch, in dem etliche Tiere untergebracht waren.

Schweine? Richtige, lebendige Schweine? Er hatte noch nie eines gesehen. Ein totes, ja. In Wahrheit war es nur ein halbes totes Schwein gewesen, das der Koch in das Haus des Herrn getragen hatte. Moros Großvater hatte vor langer Zeit erzählt, dass es früher so viele davon gegeben haben soll, dass nicht nur die höchsten Kasten sich Schweinefleisch leisten konnten. War er denn wieder in das Reich eines Hochgeborenen geraten?

Er sah sich um. Panik stieg in ihm hoch wie eine giftige Blase. Hier gab es nichts, was sich auch nur annähernd als Versteck geeignet hätte. Gar nichts. Bis auf die Schweine? Gefährlicher als die Guardians waren sie bestimmt nicht. Mit dem Mut dessen, der keinen anderen Ausweg sieht, kletterte er über die Absperrung und versuchte, sich in der dunkelsten Ecke in den Morast einzugraben. Er war nicht tief genug, viel flacher als Moro gedacht hatte. Und die neugierigen Tiere drängelten sich dazu und lenkten die Aufmerksamkeit auf diesen Teil des Stalles. Draußen hörte er bereits die Guardians. Einen letzten Versuch noch, bevor er sich stellen würde: Mit aller Macht wühlte er sich in den Fresstrog hinein, hoffte inständig, dass er ausreichend vom Futter bedeckt wäre. Mehr konnte er nicht tun.

Nur Sekunden später wurde die Tür aufgerissen, zwei der Verfolger stürmten herein, in einer Hand den Taser, in der anderen den erhobenen Schlagstock. Moro hielt die Luft an. Wenn er doch nur auch den Herzschlag stoppen könnte! Ob sie das wilde Klopfen von außen hörten oder sogar die pochende Bewegung sahen?

Laute, wütende Stimmen drangen an Moros Ohr und das scheußliche Krachen, wenn die Knüppel mit Gewalt gegen einen Gegenstand geschmettert wurden. Die namenlose Angst, vielfach verstärkt durch das Schreien und Dröhnen, raubte ihm jeden klaren Gedanken, einzig der Wille, sich nicht sehen zu lassen, blieb.

Unvermittelt mischte sich eine andere, weibliche Stimme ein, die nicht weniger zornig klang. Nur Sekunden später hörte Moro sie direkt neben dem Trog. Eine Lücke in dem stinkenden Schweinefraß, mit dem er sich bedeckt hatte, erlaubte es ihm, ihr Gesicht zu

sehen. Er versuchte, sein Auge zu schließen, damit es nicht so leicht zu erkennen wäre, aber es wollte ihm nicht gehorchen.

Die Frau drehte sich, noch immer mit den Guardians schimpfend, in seine Richtung, hob den Eimer, den sie mit sich führte, und kippte seinen Inhalt in den Trog. Eine Winzigkeit, bevor die weiteren Küchenabfälle Moros Guckloch verdeckt hätten, bemerkte sie das Auge und schreckte zurück. Er sah eine Hand, die sich näherte, und das Futter sorgfältig über ihm verteilte. Dann fand diese Hand seinen Arm. Aber anstatt daran zu ziehen und den Flüchtigen zu verraten, drückte die Frau ihn leicht, als ob sie ihm Mut machen wollte, und wandte sich von dem Trog ab. Moro hörte, wie ihre Stimme und die der Guardians leiser wurden.

Er gestattete sich, in winzigen Stößen die so lange angehaltene Luft auszuatmen. Draußen, außerhalb seines Verstecks wurde es still. Kein Geschrei mehr, keine Drohgebärden mit den Schlagstöcken. So gerne er sich etwas zusätzlichen freien Raum zum Atmen verschafft hätte, er blieb bewegungslos liegen, wo er war, und lauschte weiter auf jedes Geräusch. Solange er hin und wieder Gesprächsfetzen hörte, würde er sein Versteck nicht aufgeben. Inständig hoffte er, dass er das Signal der Frau richtig gedeutet hatte, und sie ihn nicht verraten würde.

Aber Moro hatte die Rechnung ohne die Schweine gemacht. Kaum war die von den Menschen verursachte Störung ihres Reviers beendet, beruhigte sich das aufgeregte Quieken und die Tiere näherten sich ihrer Futterquelle. Bald drängten sie sich um den Trog herum und stießen ihre kräftigen Schnauzen auf der Suche nach dem besten Brocken in die Abfälle. Schon bekam der Mann einzelne Bisse ab, die unangenehm, aber anfangs nicht wirklich schmerzhaft waren. Doch dann verbiss sich eines der Schweine in seinen Unterschenkel und zog daran. Moro wehrte sich panisch und brachte damit Unruhe und Anspannung unter die Tiere. Eines von ihnen reagierte besonders aggressiv und griff ihn an. Er schaffte es zwar, aus dem Trog herauszukommen, fiel dabei aber dem Angreifer direkt vor die Klauen. Der ließ nicht locker und attackierte weiter. Mittlerweile durch mehrere Bisse verletzt, robbte Moro bis zur Umzäunung des Pferchs. Einzig die Todesangst half ihm darüber hinweg. Keuchend und am ganzen Körper bebend, brach er auf der anderen Seite zusammen.

Er wusste nicht, wie lange er so dort gelegen hatte, als das Scheunentor geöffnet wurde. Er hörte es, aber er hatte nicht einmal mehr genug Kraft, um sich erneut zu fürchten.

„Gut“, fand er resignierend, „sie sind da. Es ist vorbei. Sollen sie mit mir machen, was sie wollen.“

„Heiliges Kastensystem! Was ist denn hier passiert? Hallo, hörst du mich?“ Das waren fraglos nicht die Guardians. Die Emotionen überwältigten Moro. Er hielt seine Augen fest geschlossen. Die Frau sollte auf keinen Fall die Angst darin flimmern sehen. So nickte er nur.

„Sie sind weg. Sei beruhigt, die Gefahr ist vorbei. Kannst du aufstehen?“, fragte sie teilnahmsvoll.

Moro war zwar bereit, aber der Versuch endete in einem Fiasko. Als sie den schwankenden Mann stützen wollte, zuckte er erschrocken zurück und stürzte erneut in den Dreck. Die Frau schrie leise auf und kniete sofort wieder an seiner Seite.

„Ich habe dich erschreckt, oder? Tut mir wirklich leid. Probieren wir es noch einmal?“

Moro schüttelte entmutigt den Kopf.

„Sie machen sich schmutzig. Bitte, wenn ich noch ein bisschen hier liegenbleiben dürfte? Nur ein paar Minuten. Dann verschwinde ich“, bat er stockend.

„Das ist Unsinn!“, unterbrach sie ihn resolut. „Dieser Unrat beschmutzt nur meine Kleidung, nicht mich. Auf die eine oder andere Art bringe ich dich hier raus. Deine Wunden müssen schnellstens versorgt werden. Danach sehen wir weiter. Ich bin gleich wieder da.“

Langsam löste sich die Spannung in Moros Muskeln. Zum ersten Mal seit Stunden beruhigte sich der Herzschlag und die Atmung wurde regelmäßiger, um sich nur Minuten später von neuem zu überschlagen. Wie hatte die Frau es geschafft, völlig unbemerkt an seine Seite zu kommen? War er so unaufmerksam? Oder war er kurze Zeit ohnmächtig gewesen? Plötzlich stand sie wieder neben ihm. Vor sich hatte sie eine Schubkarre abgestellt, auf die sie mit beträchtlicher Mühe den doch nur aus Haut und Knochen bestehenden Körper des Mannes wuchtete.

So traten sie den kurzen, beschwerlichen Weg zum Wohnhaus an. Moros Augen waren die meiste Zeit fest geschlossen, nur manchmal blinzelte er. Flüchtig fiel sein Blick dabei auf den unverhältnismäßig großen, stabilen Zwinger nahe am Gebäude. Sklavenhalter, schoss es ihm durch den Kopf. Der Gedanke wollte ihm den Magen umdrehen, aber die Strapaze, mit der Schubkarre über die drei Stufen ins Haus zu kommen, verdrängte alles andere.

Endlich schafften sie es in die große, altmodische Küche. Dort half sie ihm, sich auf den Boden zu legen und wusch ihm das Gesicht. Erstaunt nahm er den Becher mit frischem Wasser und leerte ihn in einem Zug.

„Wir müssen dich ausziehen, da hilft nichts. Der Stallmist muss gründlich abgewaschen werden und die Wunden gesäubert und desinfiziert. Die Gefahr einer Infektion ist extrem groß. Es wird am wenigsten quälend für dich sein, wenn ich die Sachen vorsichtig

herunterschneide. Leid tun wird es dir darum sicher nicht. Von Kleidung kann man da wohl kaum noch sprechen“, redete sie beruhigend auf ihn ein. „Falls ich bisher versäumt habe, dir zu sagen, mit wem du es zu tun hast – mein Name ist Amelie, ich wohne hier mit meinem Mann Vedhes auf dieser ehemaligen Farm. Du heißt Moro, wenn ich die Guardians richtig verstanden habe? Fein, dann lass uns anfangen.“

So hatte in seinem ganzen Leben niemand mit ihm gesprochen. Wie hatte er sie nur mit einem einzigen Gedanken mit Sklavenhaltern in Verbindung bringen können? Verwundert, aber voller Vertrauen nickte er zu allem, was sie sagte.

Die Arbeit forderte beide bis zur Erschöpfung. Hauptsächlich die offenen Bisswunden und die Schulter, wo ihn das Gummigeschoss getroffen hatte, schmerzten fürchterlich. Der Knochen erweckte nicht den Anschein gebrochen zu sein, vorsichtshalber legte sie dennoch eine Fixierung an. Etliche weitere Risswunden der Haut und eine Reihe Hämatome, die ihre blaugrüne Pracht erst in der Folge vollständig preisgeben würden, zierten den Körper. Nicht genug jedoch, um die alten Narben zu überdecken. Die Frau sah sie genau, schwieg aber zunächst dazu. Sie nahm sich fest vor, mit ihrem Mann darüber zu reden. Auch zu diesem merkwürdigen Halsring sagte sie nichts. So etwas hatte sie noch nie gesehen. Nirgends fand sie einen Verschluss, mit dem sie ihn hätte öffnen und abnehmen können.

Schließlich war die Arbeit getan. Amelie wechselte ihre völlig verdreckte Kleidung, bevor sie sich neben den Verletzten auf den Boden setzte.

„Moro, du kannst nicht hierbleiben. Das wäre entschieden zu gefährlich für uns alle. Die Guardians haben ihre Suche mit Sicherheit nicht eingestellt. Wir müssen damit rechnen, dass sie wieder auf der Farm auftauchen.“

Moro machte Anstalten aufzustehen.

„Ich gehe sofort, Madam.“

Amelie stutzte kurz bei dieser Anrede, überging sie aber.

„Nichts da. Du kannst kaum stehen, geschweige denn deine Flucht fortsetzen. Was ich sagen wollte, ist, dass du dich verstecken musst. Hier, unter der Küche, gibt es einen geheimen Raum. Den entdeckt so schnell niemand. Dort bleibst du, solange es notwendig ist. Nur, dahin zu kommen, dürfte in deinem Zustand ein wenig schwierig werden. Wirst du mir helfen?“

„Ja“, stimmte Moro zu und senkte den Kopf. „Ich danke Ihnen.“

Leicht war es in der Tat nicht, Amelies Patienten in diesen Raum zu bringen, der eher ein unterirdischer Bunker war. Sie schob den großen Tisch und die Stühle zur Seite, rollte den Bodenbelag teilweise auf und öffnete endlich die Luke, die den einzigen Zugang zu dem

Keller bildete. Es führte nur eine steile, herausnehmbare Leiter hinunter. Diesen Weg zusammen mit dem verletzten Mann zu nehmen, war schlicht unmöglich. Stattdessen holte sie einen kleinen Flaschenzug, wie er beim Einlagern schwerer Kisten oder Fässer benutzt wurde, und baute ihn über der Öffnung auf. Einen Augenblick zögerte sie.

„Ich frage mich“, murmelte sie, „ob es nicht doch besser ist, zu warten, bis Vedhes zurückkommt? Was, wenn der Aufbau dein Gewicht nicht aushält? Du bist zwar erschreckend dünn und ausgemergelt, wiegst aber bestimmt mehr als eine Kiste unserer selbst angebauten Kartoffeln, die wir sonst im kühlen Keller verwahren. Nicht auszudenken, was passiert, wenn der Flaschenzug zusammenbricht und wir beide abstürzen. Nein, ich fürchte, wir müssen es trotzdem riskieren. Die Gefahr, dass du entdeckt wirst, ist viel zu groß.“

„Es dauert nicht mehr lange“ redete sie Moro gut zu, „jetzt kommt dein Part. Ich werde dir dieses Seil unter den Achseln durchziehen. Dann lasse ich dich mithilfe dieser Konstruktion hinunter. Falls dabei ein Verband verrutscht, macht das nichts aus. Das richte ich, wenn wir den Abstieg geschafft haben. Es tut mir leid, aber die Aktion wird nicht ohne Schmerzen für dich abgehen. Bist du bereit?“

Moro tat sein Möglichstes, um Amelie zu unterstützen. Dennoch bedeutete es eine enorme Kraftanstrengung. Gemeinsam schafften sie es dann doch. Bevor sie selbst im Keller ankam, war er bereits eingeschlafen. Er merkte nicht mehr, dass sie das Seil löste, seine Verbände überprüfte und eine Decke über ihm ausbreitete. Zu guter Letzt stellte sie ihm Wasser hin und schloss leise die Luke.

Moro saß auf dem Boden in Vedhes' Werkstatt und beobachtete angespannt, wie er versuchte, einen Holzklotz vor der vernichtenden Hitze des Schneidbrenners zu bewahren. Im nächsten Augenblick flog das unschuldige Scheit mit Wucht gegen die gegenüberliegende Wand.

„Ich weiß mir, ehrlich gesagt, bald keinen Rat mehr“, gestand der Ältere der beiden aufgebracht. „Nichts, was auch nur ansatzweise schützen würde, kann zwischen deinen Hals und dieses vermaledeite Halsband geschoben werden. Zumindest nicht so, dass es dich vollständig absichert. Seit vier Tagen versuchen wir schon, eine Lösung dafür zu finden. Dabei wissen wir nicht einmal, ob ich mit meinen Gerätschaften auch nur das Geringste gegen diese Legierung ausrichten kann. Wie einer aus der B-Kaste an so ein Material kommt und es nutzt, um dich zu zwingen etwas zu tun, über das du nicht einmal sprechen willst, verstehe ich bis heute nicht. Dir dein Kastenzeichen wegzunehmen und sich die Hilfe der Guardians zu organisieren, um dich suchen zu lassen, das allerdings entspricht ihrer Art genau.“

Diese Geschichte war erbärmlich. Moro wusste es. Genauso gut wusste er, dass weder Amelie noch Vedhes sie glaubten. Ihm war auf ihre Nachfragen einfach nichts Besseres eingefallen. Geschwächt von den Strapazen der Flucht und des hefigen Fiebers, das ihn quälte, nachdem sich die Wunden infiziert hatten, war er ihrer Befragung nicht gewachsen. Seine Geschichte, die doch so dicht an der Wahrheit war, passte trotzdem vorne und hinten nicht zusammen. Es war gefährlich, nein, mehr als das, absurd, einen Herrn der B-Kaste zu beschuldigen, einem C-Kastigen, als der er sich ausgab, das Abzeichen wegzunehmen, um ihn zum Sklaven zu machen. Er musste noch halb im Fieberwahn gewesen sein, als er mit Bestürzung ihre blauen Anstecker der C-Kaste bemerkte und verzweifelt alles riskiert hatte. Nur, wenn er ihnen gleichwertig war, würden sie ihn schließlich nicht auf der Stelle davonjagen. Das war vor mehr als zwei Wochen, aber Moro fand weder einen Weg noch den Mut, seine Lügen zu gestehen. Das Paar setzte ihn nicht unter Druck. Hin und wieder bemühten sie sich, das Gespräch darauf zu lenken. Wenn der ohnehin äußerst schweigsame junge Mann nicht reden wollte, beließen sie es dabei.

Vedhes suchte in seinem gut bestückten Wortschatz nach einem angemessenen Fluch. Da er keinen fand, der seine Frustration gebührend herausgestellt hätte, schwieg er lieber und schüttelte seinen Kopf. Die Sonne, die an diesem Tag ihre Strahlen großzügig verteilte, ließ das silberweiße, schulterlange Haar des Mannes aufleuchten und sein Gesicht milder erscheinen. Moro vertraute dem Ausdruck von tiefem Leid, von dem die Falten um den Mund und die Augen sprachen. Vielleicht war das der Grund, dachte er, weshalb sie ihn nicht zum Reden drängten.

„Ich bin Ihnen unendlich dankbar, dass Sie es versucht haben.“

„Falsche Zeit, Moro“, ermannte sich Vedhes und ergänzte beim Anblick von dessen erstauntem Gesicht: „Du solltest sagen: ‚... dass Sie es versuchen, nicht versucht haben‘. Ich gebe nicht so leicht auf. Reich mir bitte ein neues Scheit aus dem Stapel.“

Der Jüngere drehte sich um und griff nach einem frischen Holzstück, da zischte es hinter ihm: „Versteck dich. Schnell!“

Mehr brauchte er nicht. Seit Moro zeitweise den Bunker verlassen durfte, kannte er die sichersten Wege zurück. Er sprang durch das Fenster auf der Rückseite der Werkstatt, lief geduckt zwischen großen Gegenständen, die absichtlich als Sichtschutz dort aufgestellt worden waren, zur Hintertür des Wohnhauses. Laut nach Amelie rufend, legte er die Falltür in der Küche frei und verschwand im Keller. Über ihm stellte die Frau die übliche Ordnung wieder her. Auch sie wusste genau, worauf es jetzt ankam.

Moro wartete in der Dunkelheit unterhalb der Treppe und lauschte. Falls er merkte, dass die Luke entgegen allen Erwartungen doch gefunden werden sollte, würde er nach den

Kisten tasten, die an einer Wand gestapelt waren. In eine davon hatte Vedhes seitlich eine Klapptür eingebaut. Moro würde hineinkriechen und sein Versteck von innen verriegeln.

Lange Zeit geschah nichts. Doch dann hörte er herrische Stimmen, die lautstark die Durchsuchung des Hauses ankündigten.

Die Frau gab sich betont genervt: „Diese dumme Geschichte ist jetzt nahezu drei Wochen her. Was glauben Sie hier zu finden? Zweimal haben Sie uns schon mit Razzien belästigt. Was können wir dafür, dass Sie diesen Verbrecher in unserer Nähe verloren haben?“

„Keinen Verbrecher, wir suchen einen geflohenen persönlichen Sklaven eines verdienstvollen Wissenschaftlers und Beamten aus der B-Kaste. Und jetzt machen Sie den Weg frei.“

Moro prallte entsetzt zurück. Woher wussten sie das? Sie suchten nicht jemanden, der sich bei einer anstehenden Kontrolle auffällig benommen hatte. Auch keinen Mann, der das vorgeschriebene Kastenabzeichen nicht vorweisen konnte. Die Guardians fahndeten gezielt nach ihm, nach Moro oder „Nummer Zehn“, dem Eigentum eines unangreifbaren Mitglieds der zweithöchsten Gesellschaftsschicht. Die Hoffnung, dass der Herr die Flucht aus Furcht vor einem Skandal nicht angezeigt hatte, war endgültig dahin.

Schlagartig wurde ihm der Platz zu eng. Moro rang nach Luft. Er kämpfte verbissen gegen die aufsteigende Übelkeit. Hätte in diesem Augenblick jemand die Luke geöffnet, er wäre nicht fähig zu tun, was getan werden musste, wäre seinen Verfolgern hilflos ausgeliefert. Im Winkel unter der Leiter kauern, wartete er. Er dachte nicht einmal mehr an das Versteck in den Kisten. Alles in ihm atmete die zwei Wörter, die ihm einst auf so grausame Weise beigebracht worden waren: Ja, Herr.

Langsam drang ein weiterer Gedanke in seinen Verstand. Verschwinden. Er durfte nicht länger hier bleiben. Selbst falls sie ihn heute nicht entdeckten, er hatte nur dann eine Chance, wenn er wieder weglief.

Weg! Auf und davon! Die Wörter hämmerten in seinem Kopf, bis nichts außer ihnen mehr real erschien.

Irgendwann öffnete sich die Falltür. Amelie rief nach ihm: „Moro? Sie sind weg. Moro, bist du in Ordnung?“

Keine Antwort. Besorgt stieg sie die Stufen hinunter. Im gleichen Moment, in dem sie den letzten Schritt tun wollte, wurde sie am Arm gepackt und heruntergezerrt. Sie landete hart auf dem Bauch. Fast gleichzeitig stürmte Moro die Leiter hoch, zog sie aus der Luke und warf die Klappe mit lautem Krachen zu. Hektisch suchte er den Knüppel, der zum Selbstschutz immer in der Ecke zwischen einer Wand und dem großen Vorratsschrank

lehnte. Wie ferngelenkt schnappte er sich den Prügel und rannte aus dem Haus und hinüber in die Werkstatt. Dort schlug er den ahnungslosen Vedhes nieder. Er zerrte den Bewusstlosen bis zur Falltür, öffnete sie. Dann hängte er den schlaffen Körper in die Öffnung und ließ ihn die letzten eineinhalb Meter tief fallen. Auf die Rufe und Schreie Amelies achtete er nicht.

Moro nahm sich weder die Zeit, den Zugang zum Keller zu tarnen, noch etwas für die Flucht Nützliches mitzunehmen, nicht einmal den Kartendispenser, der ihn bis hierher begleitet hatte. Er rannte einfach los.

Kapitel 2

Trotz größter Willensanstrengung und Mobilisierung der letzten Kräfte, brannte seine Lunge von der Beanspruchung und die Beine drohten den Dienst zu versagen. Moro fand ein provisorisches Versteck in einer seit Jahren vergessenen Hausruine und vergrub sich darin. Dort versuchte er, Körper und Geist zur Ruhe zu bringen.

Jetzt, da nicht alle Energie darauf verwendet wurde, möglichst schnell einen Fuß vor den anderen zu setzen, kamen die Gedanken zurück. Einzelne Bilder des vergangenen Vormittags blitzten in seinen Erinnerungen auf, setzten sich langsam zu kurzen Sequenzen zusammen. Eine jagte die nächste. Ohne Pause. Ohne Gnade. Die Dunkelheit des Bunkers. Die schweren Stiefel der Guardians auf dem Küchenboden über ihm. Das entsetzte Aufschreien Amelies, als er sie von der Leiter riss. Das Erschrecken in den Augen von Vedhes, als er mit dem erhobenen Prügel auf ihn zu rannte. Der dumpfe Aufprall des Körpers auf dem Kellerboden. Das Dröhnen der Falltür beim Zuschlagen. Und zu allem das schreckliche, unaufhörliche Pochen der Worte „Leibsklave des Herrn“, das ihn wie das Schlagen der Trommel bei einer der öffentlichen Hinrichtungen umhüllte.

Lange Zeit sehnte er sich danach, den Zweifeln an seiner eigenen Täterschaft nachzugeben. Das hatte nicht er getan, oder? Es war doch gänzlich unmöglich, dass er den beiden Menschen, die ihn als einzige neben seinen Eltern wie ein menschliches Wesen behandelt hatten, etwas Derartiges hatte antun können. Obendrein einem Paar, das zur C-Kaste gehörte, das demnach unantastbar war.

Seine verfluchte Aufrichtigkeit verurteilte ihn dazu, diesen Kampf zu verlieren. Er war ein Monster, gestand er sich im Innersten. Aber was, im Namen des Heiligen Kastenwesens, hätte er denn stattdessen tun sollen, um sich zu retten? Langsam stieg die Wut in ihm hoch. Er dachte an seinen Vater, der sich für ihn geopfert hatte, an all jenes unermessliche Leid während seiner Knechtschaft und der Flucht. Das durfte doch nicht umsonst gewesen sein!

Die zerstörerischen Bilder in seinem Kopf von dem grausamen Einsperren des älteren Paares ließen sich damit nicht verdrängen. Seine Gedanken wandten sich mehr und mehr ab von ihm und seinem eigenen Unglück, hin zur Besorgnis um das Wohlergehen von Amelie und Vedhes. Moro war klar, dass er den Mann verletzt hatte, er hatte nur keine Ahnung wie schwer. Würde er letztendlich sogar an ihnen zum Mörder werden, falls sie nicht rechtzeitig gefunden wurden? Gut, er hatte den Bodenbelag und die Einrichtung nicht in den Normalzustand zurückversetzt, jeder, der das Haus betrat, würde sehen, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war. Trotzdem. Sie hatten in den Wochen, in denen er bei ihnen lebte, niemals Besuch gehabt. Wer sollte sie da finden? Die Bilder in seinem Kopf quälten ihn. Bald war er gar nicht mehr so sicher, ob er die Luke nicht vielleicht doch verdeckt hatte. So sehr er sich auch anstrengte, Moro erinnerte sich nicht. In diesem Fall konnte es Wochen oder sogar Monate dauern, bis man die beiden fand. Sie wären längst verhungert oder erstickt.

Er hielt die Enge zwischen den eingefallenen Wänden nicht länger aus. Zu aufgewühlt, um weiterhin in seinem Versteck zu bleiben und die Nacht abzuwarten, setzte er seine Flucht augenblicklich fort. Doch seine Gespenster ließen ihn nicht in Ruhe ziehen. Immer langsamer wurden seine Schritte, immer gebeugter seine Haltung. Schließlich blieb er stehen und verharrte einen Moment. Mit einem tiefen Seufzen kehrte er um und marschierte ohne Zögern zurück.

Je näher er dem Hof des Paares kam, desto schneller lief er, die letzten Meter bis zum Haus rannte er. Amelie und Vedhes mussten das Geräusch der sich öffnenden Haustür gehört haben, er hörte sie verzweifelt rufen. Erleichtert atmete er auf, als er beide Stimmen erkannte.

„Nur einen kleinen Augenblick“, murmelte er, „ich brauche nicht lange.“

Moro atmete noch einmal tief durch, bevor er die Falltür ein paar Minuten später hochzog. Die Hilferufe wurden erst lauter, dann brachen sie abrupt ab. Aus dem Dunkel des Kellers starrten ihn die bestürzten Augen der Frau und die wütend blitzenden des Mannes an. Er hockte am Rand der Luke, und ließ sofort den Kopf auf die Brust fallen. Vedhes fing nach einem Schreckmoment an, ihn anzuschreien und wild zu beschimpfen. Moro unterbrach ihn nicht.

„Du Lumpenhund! Hol uns raus! Sofort! Du wolltest uns hier elendig verrecken lassen. Nach allem, was wir für dich getan haben. Undankbares, niederträchtiges Stück Dreck!“

Unwirsch wehrte er Amelies Hand ab, die sie ihm auf den Arm legte, um ihn zu beruhigen. Aber er hielt kurz inne, um Luft zu holen. Diesen Moment nutzte Moro:

„Es ist in Ordnung, Madam, halten Sie den Master nicht zurück. Er hat ja recht. All das und weit Schlimmeres habe ich schon selbst zu mir gesagt. Mein schlechtes Gewissen brennt mir die Seele heraus. Ich stelle jetzt die Leiter an, aber, ich bitte Sie inständig, hören Sie mir nur einen Augenblick zu. Bitte.“

Amelie nickte. Vedhes brummte zwar, sagte jedoch nichts. Moro schluckte schwer und erklärt dann leise und beherrscht:

„Auf dem Tisch steht Wasser. Sie werden Durst haben. Ich werde zur gegenüberliegenden Seite der Küche gehen und mit dem Gesicht zur Wand und erhobenen Händen stehenbleiben. Oder ich lege mich auf den Boden, wenn Sie das wünschen. Rechts neben der Luke finden Sie einen Knüppel, es ist derselbe, mit dem ich Sie niedergeschlagen habe, Master, wofür ich mich unsagbar schäme. Schlagen Sie mich damit bewusstlos, wenn Sie wollen, Master, so wird sich niemand vor mir fürchten. Bei der Keule liegt ein Seil. Fesseln Sie mich, Sie werden sich dadurch sicherer fühlen. Dann zeigen Sie mich bei den Guardians an und sperren Sie mich ein, bis ich abgeholt werde.“

Fast unhörbar fügte er hinzu:

„Ich werde Sie nicht um Verzeihung bitten. Was ich Ihnen beiden angetan habe, kann man mir nicht vergeben. Die Strafe, die ich von den Behörden zu erwarten habe, wird Sie nicht zufrieden stellen, denn sie rächt nicht das eigentliche Verbrechen an Ihnen und sie sühnt nicht die Angst, die Sie durch meine Schuld ausstehen mussten. Es ist nur gerecht, wenn Sie selbst mich heute dafür büßen lassen. Tun Sie mit mir, was immer Ihnen richtig erscheint.“

In der sonst so gemütlichen Küche herrschte plötzlich Grabesstille.

Moro stand auf, ließ die Leiter hinunter und zog sich bis zur gegenüberliegenden Wand zurück, wo er sich so aufstellte, wie er es versprochen hatte. Er schloss die Augen und wartete.

© Maxi Magga



Eine ganz andere Weihnachtsfeier

Von [Doris E. M. Bulenda](#)

Es war der 24. Dezember, Heilig Abend, Weihnachten – und ich schlenderte mittags gutgelaunt über den größten Weihnachtsmarkt meiner Stadt. Auf dem Rücken hatte ich einen schweren Rucksack, voll mit guten Sachen. Ich hatte beim Bäcker frische Plätzchen, Stollen und alle möglichen Weihnachtsleckereien aus Schokolade und Marzipan eingekauft. Dazu noch Nüsse und Mandarinen, ein paar schöne, rotbackige Weihnachtsäpfel waren auch dabei. Daheim simmerten zwei riesige Töpfe mit Weihnachtspunsch auf kleiner Flamme vor sich hin. Ich freute mich schon auf die große Weihnachtsparty, die heute bei mir stattfinden würde.

»Meine Dame, bitte meine Dame, schauen Sie doch mal.« Ich drehte mich zu der Stimme um. Aus einem kleinen, schäbigen Verschlag in einer dunklen Marktecke schaute ein alter Mann, der eine dicke Decke mit Weihnachtsmotiven in den Händen hielt.

»Ach bitte, wie wäre es mit dieser wunderschönen Decke für Sie? Die ist kuschelig und warm – und ich habe heute noch gar nichts verkauft. Es ist der letzte Tag vom Weihnachtsmarkt und ich habe heuer so wenig verdient. Nur diese eine Decke für Sie? Sie werden den Kauf nicht bereuen, das ist gute Qualität.«

Ich seufzte, ich wusste, dass ich ein leichtes Opfer war für alle möglichen Straßenhändler. Eigentlich brauchte ich keine Decke, aber trotzdem blieb ich stehen und schaute mir das Teil an. Der alte Mann kramte dieselbe Decke in einer anderen Farbe hervor und drückte sie mir in die Hand. Na gut, die gefiel mir besser.

Und weil schließlich Weihnachten war und mir der arme Kerl leidtat, wie er frierend in seiner schäbigen Bude stand, war ich schon fast überzeugt.

»Sehr gute Qualität, meine Dame, ganz prima, sehr warm. Weil ich Sie so sympathisch finde und wegen Weihnachten, gebe ich Ihnen noch Rabatt auf den normalen Preis.«

Auch wenn ich wusste, dass ich eigentlich nicht sollte, überwog bei mir das Mitgefühl. Nachdem der Verkäufer immer noch redete und von selbst mit dem Preis herunterging, kaufte ich sie ihm ab. Der alte Mann bedankte sich überschwänglich und verpackte die Decke in eine Tüte, die er mir in die Hand drückte. Er redete weiter, ich wünschte ihm schöne Weihnachten und zog meines Weges.

Im nächsten Kaufhaus besorgte ich Kerzen und weitere Süßigkeiten, meine Party heute sollte richtig toll werden. Ich war Single, zufrieden damit und absolut nicht religiös – aber um diese Jahreszeit, wenn alle Welt mit Familie und Freunden feierte, wurde mir immer

ganz anders. Die Stimmung steckte mich an, die dunklen und kurzen Tage schlugen mir aufs Gemüt und machten mir deutlich, wie alleine ich war.

Nachdem ich die letzten Jahre an Weihnachten immer traurig, deprimiert und verloren daheimgesessen hatte, hatte ich heuer selbst die Initiative ergriffen. In den vergangenen Jahren hatten Freunde oder Bekannte mir oft versprochen, dass ich mit ihnen Weihnachten feiern könnte – es war nur nie etwas draus geworden. Immer wurde ich in letzter Sekunde mit fadenscheinigen Ausreden wieder ausgeladen. Sodass ich nur eine Menge Geschenke gekauft hatte, mit denen ich mich dann selbst »beschenkte« und am Heiligen Abend alleine zuhause herumhing.

Daher hatte ich heuer selbst eingeladen, zwei Pärchen, die mit den Feiertagen nichts am Hut hatten und dazu fünf alleinstehende Bekannte, die normalerweise zuhause vor dem Fernseher hockten. Außerdem hatte ich ausgemacht, dass jeder noch jemanden mitbringen konnte, der gerne zu einer Weihnachtsfeier käme. Alle hatten begeistert zugesagt und versprochen, ganz sicher zu kommen. Jeder wollte auch Bekannte mitbringen.

Deshalb erwartete ich jetzt ungefähr 15 oder mehr Gäste. Dementsprechend viel hatte ich die letzten Tage eingekauft. Am Gewicht meines Rucksacks spürte ich, dass ich gut ausgestattet war mit feinem Essen und guten Getränken.

»Ding«, machte es, eine SMS kam auf meinem Handy an. Eines der eingeladenen Pärchen schickte mir eine kurze Absage. Ohne Begründung, ohne Erklärung, nur schnell die Nachricht, dass sie nicht kommen könnten. Sicher hätte ich dafür Verständnis ... Ich seufzte und eigentlich ärgerte ich mich kurz. Hätten sie das nicht etwas früher sagen können? Zumindest gestern? Zwei Stunden vor der Party abzusagen, fand ich nicht nett.

Und schon wieder machte es »Ding«. Die nächste SMS kam von einem alleinstehenden Bekannten, der nicht nur für sich, sondern auch für zwei Bekannte absagte. Sie hätten beschlossen, zusammen auf einer Berghütte zu feiern.

Sehr schön – jetzt waren meine Gäste schon gewaltig geschrumpft. Ich trat an einen Glühweinstand und gönnte mir einen Wein mit Schuss. Das brauchte ich, um meine Enttäuschung in den Griff zu bekommen.

Das Handy klingelte, dran war der weibliche Teil des zweiten Pärchens. »Hallo, liebe Anne, wir müssen dir leider absagen. Mein Mann, weißt du ... es geht nicht. Die beiden Bekannten, die uns begleiten wollten, können ebenfalls nicht. Das verstehst du doch.«

Noch bevor ich antworten konnte, hatte sie aufgelegt. Ich konnte mir den Grund denken: sie war eifersüchtig. Wahrscheinlich hatte ihr Mann sich in den letzten Tagen positiv über mich geäußert und sie hatte die »Notbremse« gezogen. Als ob eine Single-Frau nichts besseres zu tun hätte, als ihren Freundinnen die Männer auszuspannen. Und das bei diesen Kerlen, die ich nie im Leben angefasst hätte ... Nur kann man das den Freundinnen nicht erklären, wenn sie denken, ihre Männer seien so toll.

Ich ärgerte mich noch mehr. Jetzt hatte ich nur noch drei oder höchstens vier, fünf Gäste ... Dafür hatte ich diese Mengen an gutem Essen gekauft? Den Punsch, wer sollte den jetzt trinken? Für die paar Leute war das viel zu viel.

Eigentlich hätte ich schon ahnen können, dass die Pechserie damit noch nicht vorbei war. Kaum hatte ich einen großen Schluck Glühwein getrunken, klingelte das Telefon schon wieder.

Das Gespräch unterschied sich nicht im Geringsten von dem vorherigen. Ohne dass ich zu Wort kam, wurde die Party-Teilnahme ohne jede Erklärung abgesagt. Ich hörte noch die »tröstlichen Bemerkung, dass wir uns nach Silvester mal treffen könnten, dann wurde aufgelegt. Ich hatte kein Wort einwerfen können – und es auch nicht gewollt.

Schnell trank ich meinen Glühwein aus und gönnte mir noch einen. Kaum hatte ich den Becher in der Hand, machte es schon wieder »Ding«. Und gleich nochmal. Die nächsten beiden SMS waren da, und damit auch die letzten Absagen. Beide waren ziemlich umständlich und hatten viele nichtssagende Worten, aber es waren eben Absagen. Jetzt hatten es alle geschafft, mich zu versetzen.

Dabei hatte ich Berge von Essen und Getränken im Haus ... Es hieß also, wieder ganz alleine zu feiern, in den Fernseher schauen, in eine leichte Depression fallen ... Und ich hatte mich so sehr auf diese Party gefreut.

Nachdem ich den Glühwein ausgetrunken hatte, schleppte ich mich mühsam heim. Ich spürte schon die Depression im Hintergrund, die bereit war, in Kürze zuzuschlagen.

Schon stand ich vor meinem Haus. Der kleine Vorgarten, der sich um das ganze Haus zog, sah trist und trostlos aus. Es lag kein Schnee, alles war dürr und trocken. Plötzlich hörte ich ein leises Wimmern, das von rechts kam. Wahrscheinlich ein Kätzchen oder ein Hündchen, das sich verlaufen hatte, dachte ich. So ein Tierchen konnte ich nicht in der Kälte sitzen lassen, ich ging dem Geräusch sofort nach.

Verborgen in einem Gebüsch fand ich, wer oder was da so kläglich jaulte. Auf den ersten Blick war das Wesen total hässlich, es sah aus wie ein Troll. Ich schaute genauer hin, nein,

eigentlich kam es mir wie ein Dämon vor. So, wie ich mir einen Dämon vorstellte. Mit riesigen Augen und Ohren, scharfe Eckzähnen, die aus dem riesigen Mund ragten, Stacheln und Schuppen auf der Haut, Krallen an den Händen, Hörner auf dem Kopf. Auf den zweiten Blick erkannte ich, dass das kein ausgewachsener, gefährlicher Dämon war. Es war ein Baby, ein Dämonenkind.

»Du meine Güte Kleines, wer bist denn du? Wo kommst du denn her?« Das kleine Wesen drehte das Gesicht zu mir und schien sich vor mir zu fürchten, es zitterte noch mehr, hatte aber nicht mehr die Kraft, wegzulaufen.

»Mami, Mami-Papi, Papi«, flüsterte es. Armes kleines Kerlchen, mein Mitleid überwog jetzt den leichten Abscheu von anfangs. Ich holte die Decke aus der Einkaufsstüte und beugte mich zu dem Wesen hinunter.

»Keine Angst, Kleines, keine Angst. Gleich wird dir wieder wärmer. Schau mal, die schöne Decke werde ich dir jetzt umlegen. Dann wird es besser.« Der kleine Dämon schien seine Angst zu vergessen, als ich ihn in die Decke wickelte. Er schaute hoffnungsvoll zu mir auf.

»Hunger – Durst – Mami, Mami-Papi, Papi?« Die winzige Stimme klang hoffnungsvoll. Schnell blickte ich mich um, kein Mensch war auf der Straße. Daher hob ich den Kleinen hoch, nachdem ich mich sicher war, dass alle Stacheln und Krallen unter der Decke verpackt waren. Verletzen wollte ich mich bei meinem Rettungsversuch an einem Dämonenkind auch nicht.

Ich trug den Kleinen in meine Wohnung. Dort setzte ich ihn im Wohnzimmer auf ein Kissen direkt an den warmen Heizkörper. Das schien ihm zu gefallen, es schaute mich jetzt schon viel fröhlicher an.

»So, du bleibst jetzt kurz sitzen, ich mache dir einen heißen Tee, der wird dich aufwärmen.« Einen der bunten Teller, die ich auf dem Tisch arrangiert hatte. stellte ich neben das Dämonenkind. »Wenn du Plätzchen magst oder Schokolade, dann greif zu.«

Danach ging ich in die Küche, kochte Früchtetee, ließ ihn kurz ziehen und brachte ihn dem Kleinen. Der nahm mir die Tasse dankbar ab und trank den sehr heißen Tee in einem Zug aus. Anscheinend machte es einem Dämonenkind nichts aus, fast noch kochenden Tee zu trinken. Ganz im Gegenteil – es hielt mir die Tasse auffordernd entgegen. »Guuuut! Mehr, ja?«

Ich nahm die Tasse und erklärte ihm: „Jetzt koche ich dir einen schönen Kinderpunsch. Es ist Weihnachten, da sollst du was Gutes trinken.“ Der bunte Teller war fast leer, der hungrige Kleine hatte ordentlich zugelangt. Ich schob eine Menge Süßigkeiten von einem anderen Teller darauf, dann verschwand ich in der Küche.

Gerade hatte ich angefangen, den Saft für den Kinderpunsch zusammenzusuchen und aufzusetzen, als mir von hinten auf die Schulter geklopft wurde. Ich zuckte zusammen und schrie auf. Dann drehte ich mich um und erstarrte vor Schreck. Da standen drei Dämonen, erwachsene, gefährliche Dämonen. Sie waren viel größer als ich, muskulös und durchtrainiert, sie sahen böse aus, ärgerlich und aggressiv. Das waren wohl Mami, Mami-Papi und Papi, von denen das Dämonenkind geredet hatte.

»Wo ist unser Kind? Gib es sofort raus. Du hast es entführt, aber damit kommst du nicht durch.« Der mittlere Dämon, der der größte und stärkste war, schnauzte mich an. Er strahlte eine solche Aura von Männlichkeit aus, dass ich zusammenzuckte und dachte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen ...

»Hör mal«, mischte sich jetzt der linke Dämon ein. Er sah eindeutig friedlicher und sanfter aus, ich hatte den Eindruck von milder Weiblichkeit. »Wir wollen nur unseren Kleinen wiederhaben. Wir sind bereit, Lösegeld zu bezahlen. Sag' uns, was du willst – Gold oder Edelsteine? Wir bringen es dir, wenn wir unser Dämonenkind zurückbekommen.«

Immer noch war ich nicht in der Lage, etwas zu sagen oder mich zu bewegen. Deshalb redete mich jetzt auch der letzte Dämon an. Der sah irgendwie erst männlich, dann weiblich, dann wieder männlich aus – als ob er zwischen den Geschlechtern hin- und herwechseln würde.

»Menschenwesen, wir tun dir nichts, wenn du uns unser Kind unversehrt wiedergibst. Wie Mami schon gesagt hat, bekommst du Lösegeld. Was willst du?« Der erste Dämon schien mit den Worten seiner beiden Mit-Dämonen nicht einverstanden zu sein, denn er knurrte aus tiefster Kehle.

Endlich hatte ich meine Sprache wiedergefunden. Ich räusperte mich: »Also, ich habe – eurem Kind geht es gut. Ich habe es nicht entführt. Ehrlich nicht. Der Kleine ist im Gebüsch gesessen und hat gefroren.«

Ich holte tief Luft, während mich die Dämonen skeptisch anstarrten. »Er ist hier, Lösegeld will ich nicht. Aber heute ist Weihnachten, ich habe eine Menge Punsch, Plätzchen und Schokolade – wenn ihr euer Kind wiederhaben wollt, müsst ihr einen Becher Punsch mit mir trinken und von den Süßigkeiten essen.«

Die Dämonen wussten offensichtlich nicht, was ich wollte. Schnell holte ich vier große Becher aus dem Schrank, füllte sie mit Punsch und drückte den Dämonen einen davon in die Hand. Dann hob ich meinen Becher.

»Also frohe Weihnachten, schönes Fest. Und Friede auf Erden allen Menschen und natürlich auch allen Dämonen in der Dämonenwelt. Nebenbei, ich heiße Anne.« Ich trank

vorsichtig einen Schluck, weil der Punsch noch sehr heiß war. Geschmacklich war er mir gut gelungen.

Der größte Dämon hob seinen Becher an die Nase und schnupperte. Er nahm vorsichtig einen kleinen Schluck. Um gleich danach den Becher ganz auszutrinken.

»Guuuut! Sehr gut! Schön heiß ...« Ich füllte seinen Becher wieder auf. Der wurde wieder auf einen Zug ausgetrunken, dann erschien ein Lächeln auf dem grimmigen Dämonengesicht. Jetzt wagten sich auch die beiden anderen Dämonen an den Punsch und tranken ihre Becher in einem Zug aus.

Danach streckten mir alle drei die Becher entgegen. Würde ich so vielleicht meinen Punsch loskriegen? Mittlerweile war es mir total egal, ob ich Menschen oder Dämonen bewirtete, Hauptsache ich hatte etwas Gesellschaft. Vielleicht waren die drei bereit, kurz Weihnachten mit mir zu feiern?

»Oh, verdammt, ich habe euer Kind vergessen. Dem habe ich einen Kinderpunsch versprochen. Der ist fertig. Gehen wir ins Wohnzimmer.« Ich füllte die Becher erneut auf und packte den Topf mit dem Kinderpunsch und einen Becher. Die Dämonen folgten mir auf dem Fuß.

Der Kleine hatte sich an den Heizkörper geschmiegt, war in die Decke gehüllt und döste. Er hatte nicht nur den Teller neben ihm völlig geleert. Außerdem hatte er auch die beiden anderen Teller mit Plätzchen, Nüssen und Schokolade geleert. Jetzt sah er zufrieden und satt aus.

»Verdammt, er hat die Mandarinen mit der Schale gegessen. Hoffentlich schadet ihm das nicht.« Da hätte ich besser aufpassen müssen. Der weibliche Dämon lachte. »Keine Sorge, Dämonenkinder vertragen viel. So leicht wird ihnen nicht schlecht. Was sind denn Mandarinen?«

Ich holte aus der Küche mehr Mandarinen, die ich für die Gäste gekauft hatte. Den hielt ich der Dämonendame hin. »Hier, das sind Mandarinen. Sie schmecken gut, aber man muss sie schälen.«

Das kam zu spät, die Dämonendame hatte sich schon vier Mandarinen gegriffen und in den Mund gestopft. Sie kaute eifrig: »Sehr gut, sehr gut. Erst die leicht bittere Schale, dann so saftig und süß-sauer innen, das mag ich.«

Deshalb griffen auch die beiden anderen Dämonen zu. Es dauerte nicht lange, bis alle Mandarinen aufgegessen waren. Sie Futterten sie mitsamt den Schalen, es bekam ihnen aber offensichtlich gut.

Mittlerweile war das Dämonenkind aufgewacht und schaute sich erfreut um. »Mami, Mami-Papi, Papi!« Es drehte sich zu mir: »Punsch – Kinderpunsch – oder Tee, ja? Noch Süßes, ja?«

Ich musste laut lachen über seinen Eifer. Dann drückte ich dem Kleinen einen Becher mit Kinderpunsch in die Hand. Er trank ihn sofort aus. »Mehr, mehr.« Die Dämonendame nahm mir den Topf aus der Hand und hielt ihn ihrem Kind an den Mund. Er war schnell leer.

»Sekunde, ich hole Nachschub. Punsch auch, ihr habt schon wieder ausgetrunken. Setzt euch doch hin. Wir wollen zusammen Weihnachten feiern. Bleibt hier, ich habe genug Essen und Trinken da, ihr könnt ordentlich zulangen.«

Als ich in die Küche ging, kam der männliche Dämon mit. Die beiden anderen setzten sich auf den Teppich. Die Dämonendame lehnte sich an den Heizkörper neben ihr Dämonenkind. Das legte den Kopf an ihre Hüfte und war mit der Welt zufrieden. Mit großen Augen suchte er nach mehr Plätzchen.

Ich drückte dem großen Dämon den Punschtopf in die Hände. Aus dem Schrank holte ich Kekse, Plätzchen und Stollen. Statt sie auf einen Teller zu legen, schüttete ich eine große Schüssel voll. Dann gingen wir zurück ins Wohnzimmer.

Den Punschtopf stellte ich auf den Boden gestellt, die drei Dämonen sollten sich selbst bedienen. Das Dämonenkind wollte sofort auch davon trinken, aber ich schüttelte den Kopf. »Nein, nein, das ist nichts für dich. Du bist noch zu klein für Alkohol. Du bekommst neuen Kinderpunsch.«

Die Dämonendame nickte mir zu, auch der männlich-weibliche Dämon stimmte mir zu. Die beiden ließen sich die Becher füllen, auch mein Becher war wieder voll. Wir tranken uns zu, der männliche Dämon versuchte sich an einem Spruch: »Also, frohe Weihn ... äh ja ... Wein ... äh ...«

»Frohe Weihnachten heißt das. Das ist ein menschliches, religiöses Fest.« »Ja, dann frohe Weihnachten für dich, Menschenwesen Anne.« »Das gleiche für euch Dämonen.«

Sie nannten mir ihre Namen, die ich aber absolut nicht aussprechen konnte. Deshalb wollte ich sie ebenfalls Mami, Mami-Papi und Papi nennen.

Während der kleine Dämon und seine drei Eltern Plätzchen und Schokolade futterten, wurde ich gefragt, was denn dieses Weihnachten war. Wie sollte ich das nur erklären, wo ich nicht religiös war? Aber im Fernsehen würde die Weihnachtsgeschichte kommen und die Sendung gleich anfangen.

Ich schaltete den Fernseher ein und erklärte den erschrockenen Dämonen, das eine Art technischer Märchenerzähler war. Nach kurzer Zeit waren sie völlig gefesselt von der Weihnachtsgeschichte, die ihnen von einem bekannten Schauspieler mit angenehmer Stimme erzählt wurde. Danach folgten Weihnachtslieder und die Dämonen baten mich, den Fernseher anzulassen. Es gefiel ihnen allen sehr gut.

Während wir das Programm ansahen, wurde der Pegel im Punschtopf ein gutes Stück niedriger. Die Schüssel mit den Süßigkeiten war schon wieder leer. Ich holte Nachschub. Das wurde freudig begrüßt. Ich bat den größten Dämon, den zweiten Punschtopf zu holen, damit wir gut versorgt waren.

Die Weihnachtslieder waren zu Ende, ich schaltete den Fernseher aus. Natürlich war ich mittlerweile sehr neugierig und fragte die Dämonen aus. Wo sie herkamen, wie es in der Dämonenwelt war und vieles mehr. Das Dämonenkind war durch ein versehentlich geöffnetes Weltentor abgehauen und in der Kälte gestrandet.

Der kleine Dämon langweilte sich bei dem Gespräch der Erwachsenen. Aber ich wusste ein probates Mittel dagegen. Zumindest, wenn er so reagieren würde wie ein Menschenkind. Ich schaltete den Fernseher wieder ein und startete eine DVD mit Tom-&-Jerry-Zeichentrickfilmen. Das Dämonenkind amüsierte sich sehr darüber.

Nicht nur der Kleine lachte aus vollem Halse. Auch die drei erwachsenen Dämonen waren begeistert. Sie lachten über die Streiche der Zeichentrickfiguren. Das war ansteckend, ich lachte ebenfalls und genoss es, so nette Gesellschaft zu haben.

Nachdem diese DVD zu Ende war, legte ich eine andere mit Zeichentrickfilmen ein. Bugs Bunny, Road Runner, Duffy Duck, wieder waren die Dämonen begeistert. Nebenbei futterten alle Plätzchen, Stollen und Nüsse.

Wir hatten genügend Punsch, sogar die Dämonen tranken jetzt langsamer. Sie vertrugen wohl viel Alkohol, denn es war keinem das kleinste Anzeichen von Schwips anzusehen. Ich dagegen hatte zu viel Punsch erwischt, ich wusste, dass ich etwas Kräftiges essen sollte.

»Gestern habe ich Kartoffel-Bohnen-Suppe vorbereitet. Zur Abwechslung nach dem süßen Zeug. Wenn ihr wollt, mache ich sie warm und wir essen Suppe. Frisches Baguette gibt's auch.«

»Was ist Suppe? Was ist Baguette?«

»Am besten lässt du uns das probieren ...«

Ich nickte, erhob mich schwerfällig und wankte in die Küche. Der männlich-weibliche Dämon folgte mir. »Ich helfe dir, wenn du möchtest.«

Er setzte den schweren Topf mit der vorgekochten Suppe auf den Herd. Während ich gleichzeitig Baguettes aufbuk, wurde sie warm.

Derweil erklärte er mir, dass die Dämonen drei Geschlechter hatten, er war das Zwischengeschlecht zwischen männlich und weiblich. Es brauchte immer drei Dämonen für ein Dämonenkind.

Als dann Suppe und Baguettes fertig waren, trugen wir alles ins Wohnzimmer. Die beiden anderen Dämonen erhoben sich erwartungsvoll, beugten sich über den Topf und schnupperten interessiert. Das Dämonenkind war mittlerweile fest eingeschlafen. Ich teilte Suppenteller aus. Noch bevor ich die Suppe in die Teller schöpfen konnte, tauchten die drei Dämonen ihre Teller ein und schlürften sie leer.

Wer würde ordentliche Tischmanieren von Dämonen erwarten? Ich schöpfte mir den Teller voll und aß mit einem Löffel, während die Dämonen es auf ihre Art machten. Sie schien ihnen gut zu schmecken, der Topf für 15 oder mehr Menschen wurde ziemlich schnell leer. Auch von den Baguettes blieb nichts übrig.

Ich schaute auf die Uhr – es war fast Mitternacht. Nachmittag und Abend waren schnell vergangen. Wir hatten uns viel unterhalten, die Dämonen hatten mir viel von der Dämonenwelt erzählt. Ich hatte versucht, ihnen die Sitten und Bräuche wegen Weihnachten zu erklären. Dazu auch, warum ich allein war und trotzdem so viel Essen und Trinken hatte.

Schließlich war auch der zweite Punschtopf leer. Das ganze Essen waren verzehrt und die Dämonen sahen gesättigt und zufrieden aus.

»Menschenwesen Anne, es wird Zeit für uns, in die Dämonenwelt zurückzugehen. Es war eine sehr schöne Weih- äh ... Weihnachtsfeier mit dir. Das Essen und der Punsch waren köstlich. Danke.«

»Nicht doch. Ich danke euch dafür, dass ihr mir Gesellschaft geleistet habt. Das war wirklich ein schönes Fest. Ich bin froh, dass ich nicht allein war. Wenn euer Dämonenkind nicht abgehauen wäre, hätte ich den Abend alleine und mit Depressionen herumgesessen.«

Die Dämonendame hob ihr friedlich schlafendes Kind auf und wollte es aus der Decke wickeln. »Nein, lass sie ihm. Das ist mein Weihnachtsgeschenk für ihn.«

»Aber wir haben gar kein Geschenk für dich ...«

»Ihr habt mir das schönste Geschenk überhaupt gemacht und mir eure Zeit gewidmet. Ehrlich, das war das schönste Weihnachten, das ich je hatte.«

Plötzlich kam der männliche Dämon zu mir und nahm meine Hände in seine. »Wir haben doch etwas für dich«, grinste er. Dann wurde mir am ganzen Körper warm, richtig heiß. Ich spürte dämonische Hitze in mir. Es war so heiß, dass ich aufschrie. Lautes Lachen der Dämonen antwortete mir, danach verschwanden sie ganz plötzlich.

Später bemerkte ich, dass ich ein ganz tolles Geschenk bekommen hatte. Ich fror nie wieder, egal wie kalt es war. Wenn ich einen Topf heißmachen wollte, brauchte ich ihn nur in die Hände zu nehmen, schon kochte der Inhalt. Dämonische Wärme ist mit nichts zu vergleichen, ich bin jedes Mal wieder begeistert davon ...

Nachdem ich ein paar magische Bücher gewälzt hatte, schaffte ich es sogar, mit meinen Dämonen Kontakt aufzunehmen. Für das nächste Weihnachten habe ich sie wieder eingeladen, zu Punsch, Süßigkeiten und einem herzhaften Abendessen. Sie haben sofort zugesagt und ich bin sicher, dass sie kommen werden. Wer braucht da noch menschliche Gäste?

© Doris E. M. Bulenda



Weihnachten von Herzen

Von David Noel

Erik und Silvana sind, wie fünf andere Jugendliche, aus verschiedenen Gründen und Situationen seit zwei Jahren Straßenkinder in Lübeck.

Dieses Jahr zum zweiten Mal am Fest der Liebe, ohne familiäre Nähe. Bei Nässe, Kälte und Schnee, immer unterwegs, um einen warmen Schlafplatz zu ergattern. Während viele sich den Bauch schon in der Adventszeit vollschlagen, bekommen die jungen Leute eine Portion Pommes frites mit Currywurst vom Imbiss Paule, am Marktplatz.

Diese Jugendlichen sind gute Menschen und helfen auch dieses Jahr, den Weihnachtsbaum im Wald frisch zu schlagen, den sie dann im städtischen Altersheim mit schmücken dürfen.

Bei heißem Tee und einer Menge Plätzchen erfreuen sie sich an netten Menschen und wärmen sich für die Kälte der Nacht.

Als Erik, Silvana und die anderen, den Baum vollendet hatten und dafür ein bisschen Geld erhalten, versteckten sie dieses im Lübecker Wald.

In der alten Eiche, damit sie an Heiligabend etwas haben.

Sie hatten sich angewöhnt in der schweren Zeit zusammenzuhalten. Silvana ist Eric's Freundin. Und was sie hier und da von den Leuten erhalten und gespendet bekommen, legen sie zusammen, damit es für alle reicht. Natürlich würden sie gerne bei ihren Eltern sein und die Tage, an denen man mit deiner Familie zusammen ist, genießen. Doch es waren unüberwindbare Probleme, die die Kinder auf die Straße trieben.

Ein Tag vor Heiligabend kommt einer der Pfleger vom Seniorenheim auf den Kirchplatz, wo sie den ganzen Tag abhängen.

»Hallo Ernesto, was machst du denn hier?« Wollen sie von ihm wissen.

»Ich soll euch das hier von den Bewohnern überreichen. Mich in ihrem Namen bedanken, dass ihr euch immer die Geschichten ihres Lebens anhört, mit ihnen spazieren geht und Besorgungen macht. Deshalb bring ich euch diesen Brief als Kuvert. Schaut einfach rein und freut euch.«

»Danke Ernesto, das freut uns sicherlich. Richte schöne Grüße aus und habt ein frohes Weihnachtsfest.«

Als Ernesto wieder verschwunden ist, öffnet Silvana den Briefumschlag. Sie erwarten keine große Summe, vielleicht zwanzig Euro, damit sie sich was Warmes zu Essen kaufen können.

Silvana laufen die Tränen wortlos über die roten Wangen.

»Was steht da? Was lässt dich weinen?« Fragt Locke.

Silvana liest laut vor:

»Liebe jungen Leute. Wir wissen zu schätzen, was ihr immer wieder für uns alten Menschen tut. Deswegen, im Namen uns aller und der Heimleitung, möchten wir euch alle zusammen einladen, mit uns im Seniorenstift Weihnachten zu verbringen. Für Essen, Trinken und für euer Wohl haben wir zusammen gelegt. Selbstverständlich schlaft ihr im Stift über Weihnachten.

Danach besorgt euch der Sozialarbeiter eine angemessene WG-Wohnung und ihr müsst nicht mehr auf der Straße leben. Das soll nicht mehr sein. Das ist ein kleines Geschenk zu Weihnachten von uns. Am Fest der Liebe solltet ihr lachen und euch freuen.«

An Heiligabend sind alle dort und feiern Weihnachten. Alle gemeinsam ein schönes Weihnachtsfest.

Nun haben sie Liebe und Zuversicht erhalten und können so einer glücklicheren Zukunft entgegenblicken.

Frohe Weihnachten euch alle.

© David Noel



Weihnachtslicht

Von [M. Krause-Blassl](#)

Zu viel Gier und Not
zu viele Menschen
ohne Heimat und Brot
zu viel Hass und Gewalt
zu viele Menschen
werden nicht alt.

In weiter Ferne
flackert ein Licht
seit 2000 Jahren
erlischt es nicht
kündet von Frieden
Liebe und Gerechtigkeit
oft scheint es noch
so weit
doch wohin sonst
sollen wir gehen
in dieser dunklen, kalten Zeit?

© M. Krause-Blassl

Worte

Von John Phillip Starck

Worte werden gesprochen und geschrieben,
sie haben uns in ihren Bann gezogen oder in die Flucht getrieben,
Worte hallen und wirken nach, werden in Büchern verewigt,
Worte gibt es viele, mit ihnen wird geschimpft und gepredigt.

Es gibt Worte, die sind belanglos und vergänglich,
die einen haben Sinn, sind somit unumgänglich,
es gibt Worte, die sollte man sich merken, andere vergessen,
manche Worte für immer streichen, andere an einer hohen Latte messen.

Worte können Wahrheit sprechen oder Lügen,
sie können bitten und betrügen,
Worte können loben und tadeln,
Worte können erniedrigen, aber auch adeln.

Durch Worte können Krieg oder Frieden entstehen,
durch sie kann man hassen oder jemanden seine Liebe gestehen,
durch Worte kann man sehr viel sagen,
durch sie entstehen noch mehr Fragen.

Worte können wehtun und Schmerzen lindern,
sie können Wege ebnen oder behindern,
Worte können verletzen und drohend klingen,
Worte können Gedichte dichten und Lieder singen.

Es gibt Worte, die lieb sind und jene zum Fluchen,
die einen sollte man bleiben lassen, die anderen versuchen,
es gibt Worte, die verführen und jene, die sind ehrlich,
manche Worte sind harmlos, sehr viele gefährlich.

Worte lassen uns miteinander sprechen und uns gegenseitig verstehen,
sie lassen uns richtig handeln oder Fehler begehen,
Worte regen an zum Denken,
Worte können ein ganzes Leben lenken.

Durch Worte und deren Bedeutung entstehen Sätze,
durch sie Bücher und die sind wertvoller, als große Schätze,
durch Worte werden Sätze gebaut und ihren Inhalt kann man wählen,
durch ihre Kraft kann man die Bedeutendsten an einer Hand abzählen.

Worte sind oft wie Schall und Rauch,
sie gehen manchmal in die Seele oder in den Bauch,
Worte machen krank und können ebenso gut heilen,
Worte lassen dich langsamer werden oder dich beeilen.

Worte erzeugen Aufruhr und Emotionen,
sie zerstören Träume und nähren Illusionen,
Worte können dich motivieren, aber auch bremsen,
sie können dich streicheln oder scharf sein wie Sensen.

Worte werden laut oder leise gesprochen,
sie fügen zusammen, durch sie werden Versprechen gebrochen,
Worte stimmen zu oder lehnen ab,
Worte regnet es nicht einfach so vom Himmel herab.

Worte können alles, nur ohne uns erwachen sie nicht zum Leben,
sie können uns nichts und vieles geben,
Worte können uns sogar das Leben retten,
was wäre, wenn wir keine Worte hätten?!

© John Phillip Starck



Wenn Engel reisen...

Von [Brigitta Rudolf](#)

Margot Körber führte ein glückliches und zufriedenes Leben, nur in der Adventszeit überfiel sie regelmäßig ein Hauch von Melancholie. Ihre Familie stammte ursprünglich aus Schlesien, und ihre Mutter hatte gegen Ende des Krieges mit ihr und ihrer Schwester Traudl fliehen müssen, während ihr Vater noch immer an der Ostfront kämpfte. Zwölf war sie damals gewesen und Traudl fünfzehn. Mit der Vertreibung aus ihrer Heimat hatte die bis dahin glückliche Kindheit der beiden Mädchen abrupt geendet. Zwar hatten sie zunächst bei Verwandten im Ruhrgebiet unterschlüpfen können, aber bis der Vater, und das erst Jahre später, aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war, hatten sie schwere Zeiten erlebt. Nach seiner Rückkehr ging es endlich wieder bergauf mit Margot's Familie. Auf der Flucht hatten sie nur das Nötigste mitnehmen können. Etwas Kleidung, ein paar Haushaltsgegenstände und die letzten Lebensmittelvorräte, mehr passte beim besten Willen nicht auf den kleinen Handwagen. So vieles musste zurückgelassen werden; unter anderem natürlich auch der traditionelle alte Weihnachtsschmuck, um den sich eine ihrer schönsten Kindheitserinnerungen rankte.

Traudl und Margot hatten zu einem der Weihnachtsfeste beide einen kleinen Porzellanengel bekommen. Die brünette Traudl erhielt einen blonden Engel mit rotem Kleid, der aussah, als würde er inbrünstig und aus voller Kehle ein Lied schmettern. Margot, die blonde Locken hatte, bekam einen Engel im lindgrünen Kleidchen mit hellbraunem Haar, der die kleinen Hände hinter dem Köpfchen verschränkt hielt und dem Betrachter fröhlich entgegenlachte. In der Adventszeit hatten die beiden Engel immer auf der Fensterbank in der Wohnküche gestanden, und nach dem Abendessen wurde täglich eine Kerze auf den Tisch gestellt und angezündet. Dann erzählte ihr Vater seinen Töchtern Weihnachtsgeschichten, und oft brutzelten dabei einige leckere Bratäpfel im Ofen. An diese gemütlichen Winterabende dachte Margot auch nach vielen Jahren immer noch voll Sehnsucht zurück. Diesen Engel hatte sie heiß und innig geliebt. Klara, so hatte sie ihn genannt. Und noch Jahre später hatte sie immer wieder versucht ihr „Klärchen“ irgendwo zu finden. Mit ihrem Mann Siegfried zusammen hatte sie, wo immer sie hinkamen, in den Läden danach gefragt, etliche Flohmärkte auf der Suche nach diesem speziellen Engel abgegrast und sogar einige Jahre lang in der Vorweihnachtszeit im Internet eine Suchanzeige aufgegeben. Klara war seinerzeit von einer namhaften Firma hergestellt worden, das wusste sie genau, und diese Firma existierte auch nach dem Krieg noch, hatte allerdings die Produktion dieser Figurensérie längst eingestellt. Lediglich einen sehr alten Prospekt, auf dem die Engel zu sehen waren, konnte man ihr noch überlassen. Das erleichterte ihr zumindest die Suche danach, und dieses Bild hielt Margot in Ehren.

Siegfried hatte seiner Frau im Laufe der Jahre bereits etliche Ersatzengel geschenkt, über die Margot sich auch jedes Mal pflichtschuldigst gefreut hatte, aber keiner davon konnte ihre kostbaren Erinnerungen an diesen Traumengel ersetzen!

Wieder einmal näherte sich das Weihnachtsfest mit Riesenschritten. Teure Geschenke gab es im Hause Körber nie, aber einige liebevoll ausgesuchte Kleinigkeiten hatten Margot und Siegfried immer füreinander gefunden. Als sie beide nach dem Kirchengang unter dem geschmückten Tannenbaum saßen und sich gegenseitig ihre Geschenke überreichten, sah Siegfried voller Spannung zu Margot hinüber. In diesem Jahr hatte er genau das Richtige getroffen, da war er sicher! Margot war gerade dabei, das unscheinbare, kleine Päckchen, das sein spezielles Geschenk enthielt, ganz vorsichtig auszupacken. Als sie es in den Händen hielt, füllten sich ihre Augen mit Tränen und Siegfried erschrak.

„Aber Liebling, warum weinst Du denn? Ich dachte, ich mache Dir eine Freude!“, stammelte er enttäuscht.

„Das hast Du doch auch, ich weine doch vor Rührung und Freude, hast Du das nicht gemerkt?“, antwortete Margot, und dann erstarrte sie.

„Sigg, es ist Klara, meine Klara!“, flüsterte sie noch einmal erstickt.

„Ja, ich weiß, in diesem Jahr hatte ich mal wieder eine Suchanzeige deswegen aufgegeben und endlich hat es geklappt...“

„Nein, das meine ich nicht. Es ist wirklich Klara, mein Klärchen! Sieh her, der eine Flügel ist geklebt, weil ich sie als Kind einmal fallen lassen habe. Damals hat Vater den Flügel zum Glück reparieren können. Hier ist die Stelle!“, unterbrach Margot ihn aufgeregt.

„Du meinst, das ist wirklich der Engel, den Du als Kind so sehr geliebt hast?“, fragte Siegfried ungläubig.

„Ja, genau das ist er“, bestätigte Margot ihm. „Ich habe immer gehofft, dass Klara eines Tages zu mir zurück fliegen würde; und hier ist sie!“

„Sie hat wirklich eine lange Reise hinter sich, aber jetzt ist sie endlich wieder bei Dir gelandet“, stellte Siegfried fest und nahm seine Frau zärtlich in die Arme.

„Fröhliche Weihnachten, Margot!“

© Brigitta Rudolf

[Gewinncode: IB012](#)

Überstunden als Weihnachtsengel

Von [Phil Humor](#)

Ist ja peinlich. Ich kriege das verdammte Kostüm nicht wieder aus: ein Weihnachtsengel – und das mitten im Februar. Ich muss da irgendwas unternehmen, das ist schon klar. Wer kennt sich mit Magie aus? Dabei gelingen mir sogar die ersten Flugversuche – nichts Spektakuläres, aber ich flattere höher als die Stabhochspringer. Ich muss auf dem Boden bleiben – auf dem Boden der Realität; sage ich mir ja selber. Vielleicht hat es mir der Himmel krummgenommen, dass ich das zu reinen Werbezwecken missbraucht habe? Ich bin Studentin der Archäologie und irgendwie muss ich mein Studium ja finanzieren. Bin schon im 16. Semester. Ja, ich sollte mich ranhalten. Aber die Profs haben eine Engelsgeduld mit mir. Vielleicht liegt es mir einfach, ein Engel zu sein? Kostüm trifft auf Held – kawumm! Die perfekte Fusion. Man ist plötzlich das, was man schon immer sein sollte; die Bestimmung findet einen. Ach, was rede ich mir ein. So kann ich doch nicht zur Uni gehen. Als Weihnachtsmann-Assistentin – im weißen Kleid und einem Glorienschein, der sich sehr hartnäckig da behauptet. Oder wäre das Diskriminierung, wenn sich jemand über meine Flügel lustig machen würde? Die Magie nimmt zu. Als Weihnachtsengel zum Arbeitsamt? Ich experimentiere wie Spider-Man: Was ist drin, welche neuen Möglichkeiten bieten sich mir? Da sich die alten Möglichkeiten mir verschließen – ich muss irgendwie vorwärts; will mir das das Kostüm sagen? Fang bloß nicht an, Dich mit Deinem Kostüm zu unterhalten!

Im Einkaufszentrum treffe ich auf einen Weihnachtsmann; er sieht unglücklich aus. Ich sollte ihn ansprechen. Auch er blickt zu mir rüber. Wir sind beide sowas von fehl am Platz bzw. in der Zeit – für Ende Dezember wäre das alles akzeptabel und gesellschaftlich einwandfrei – aber wir haben Mitte Februar. Wir wirken skurril.

Er spricht mich an. "Kriegst Du Dein Kostüm auch nicht wieder aus?"

Wie kommt er darauf? Ach ja, ich zerre und zupfe unablässig daran, ist mir schon zur Gewohnheit geworden. Das ablegen, abstreifen, was einen einengt. Dabei bietet es doch allerhand Möglichkeiten.

"Stell Dir vor, ich hätte einen Badeanzug angezogen – da habe ich es mit dem Weihnachtsengels-Kostüm doch direkt gut getroffen. Ein Segen." Ich segne ihn. Eine Gewohnheit, die ich seit einiger Zeit des Öfteren ausführe. Ich segne die Unglücklichen; es scheint ihnen danach besser zu gehen. "Hast Du auch irgendwelche Gaben?", will ich vom ihm wissen.

"Das muss eine Magie-Welle sein. Ich habe schon einige getroffen, die sich als Rentier verkleidet hatten. Die sind echt im Erklärungsnotstand. Man bekommt die verflixten

Kostüme nicht wieder aus. Irgend so ein Weihnachtszauber. Nicht auszumalen, wenn das zu Ostern passiert: Osterhasen im Revier, die weit über Ostern hinaus tätig sind, hoppeln durch die Straßen."

"Ja, echt ein Problem." Ich versuche, ihm die Weihnachtsmütze runterzuziehen, aber die sitzt fest.

"Ein üblicher Fall von Kostüm-Fluch? Was meinst Du? Ich heiße Sean." Er bietet mir Kekse an. "Kann nicht sagen, ob die frisch sind. Irgendwie hat sich der Weihnachtsmann-Sack das Recht herausgenommen, alles Beliebige zu produzieren. Das hängt nicht mal mit dem Gewünschten zusammen." Flupps! Aus dem Weihnachtsmann-Sack regnet es Schallplatten. "Ich muss das irgendwie mit der Jetzt-Zeit synchronisieren", sagt Sean fachmännisch. "Glaub bloß nicht, dass ich wüsste, wovon ich rede."

Er zieht mich wieder runter, da ich mich in so einem Schweben-Modus befinde.

Ich kauf mir einen Rucksack. "Wir sollten unsere Wunsch-Kräfte bündeln – mal sehen, wozu der Weihnachtsmann-Sack in der Lage ist. Was ist mit Geldscheinen?"

"Nur so unsinniges Zeug." Er zerrt an meinen Flügeln. "Die sitzen tatsächlich verdammt fest."

Auch ich zerre an seiner Kleidung. Das muss für die Passanten schon recht sonderbar aussehen. Ich lasse mich aber davon nicht stören, darüber bin ich längst hinweg. "Wir haben uns in die Magie-Arena begeben. Was gelten da für Gesetze? Wir brauchen einen Mentor." Wovon rede ich da? Eindeutig zu viele Fantasy-Filme gesehen. "Vielleicht müssen wir irgendwelche Aufgaben bewältigen? Was Gutes tun?"

Er sieht sich um. "Wem willst Du hier was Gutes tun? Die sehen doch alle top-zufrieden aus." Er fängt gleichfalls an, zu schweben. Man applaudiert uns, man wirft uns Geld in den Weihnachtsmann-Sack. "Auch eine Technik: nehmen statt geben."

Ich würde ihm gerne zustimmen, aber ich habe das Gefühl, als widerspräche das dem Konzept des Weihevollen. Schon erstaunlich, das weiße Kleid ist kein bisschen schmutzig geworden in all den Wochen. Läuterungs-Kurs. Sollte man aus diesen Geschehnissen irgendwas für sich mitnehmen, geistig profitieren? Schwierig zu beurteilen, wenn man ständig durch das Schweben unterbrochen wird, flatternde Flügel, die unternehmungslustig sind wie junge Schlittenhunde.

"Wir sollten die Rentiere suchen, die ganze Clique zusammen", meint Sean.

Er hat nicht so gute Ratschläge. "Mit Rentieren fallen wir doch noch mehr auf", lautet mein Einwand. Ich greife in den Weihnachtsmann-Sack und ziehe ein Bündel Geldscheine heraus. "Klappt doch. Man muss etwas nur intensiv genug wollen. Lass uns in die Südsee fahren."

"Ich schwitz jetzt schon, dieses Weihnachtsmann-Kostüm wärmt mehr als zehn Felle."

Ich fächle ihm mit meinen Flügeln Luft zu. "Auch als Ventilator zu gebrauchen", lobpreise ich die wie eine Verkäuferin aus dem Werbefernsehen. Ich flattere vermutlich zu schnell, denn es entsteht so etwas wie ein halber Orkan. Einige Menschen weht es um; man schaut mich anklagend an. "Sorry. Bin noch neu im Engels-Gewerbe."

Sean verteilt Geschenke; die Leute umdrängen ihn, man hält es für eine Werbeaktion des Einkaufszentrums. Was habe ich zu geben? Mit meinen Händen kann ich Wolken formen; ich kann ihnen jede Form geben. Schon witzig. Eine tolle Freizeitbeschäftigung. Ich verwende Magie für Jahrmarktsgaukelei. Was will ich mit meinem Studium, auf welche Schätze hoffe ich? Ich sollte mit Sean darüber sprechen, aber der verteilt unablässig Geschenke – das steigert sich – jetzt sind es schon Luxus-Uhren. Von der Erwartungshaltung gepusht, Wünsche ohne Ende. Ressourcen sind wohl kein Problem in der Magie-Welt. Er hat auch eine dieser Uhren für mich.

"Ich habe auf einmal das dringende Bedürfnis, mich sofort zum Nordpol zu begeben. Da faulenzen – wäre das eine Option für Dich?" Ihm steht der Schweiß auf der Stirn; von Magie überhitzt. "Vom Weihnachtsmann-Kostüm ist im Sommer oder gefühlten Sommer abzuraten. Geheizte Räume sind mir ein Graus." Er kippt um. Ich lege ihn auf eine meiner selbst fabrizierten Wolken; schon praktisch – kann man als Fahrgestell nutzen; so schiebe ich ihn rasch nach draußen – war wohl etwas zu rasch, denn wir sausen wie ein Surfer einige Meter hoch. Wieder Applaus. Man hält das wohl für eine Magie-Show. Wie echt die Magie ist, ist keinem der Applaudierenden klar. Allmählich erkenne ich mit Kennerblick, wer wie viel Segen braucht; ich kann großzügig verteilen – als wär mein Geist ein Weihnachtsmann-Sack – für jeden das Passende dabei. Ich lern das noch. Quasi ein Weihnachtsengel in der Ausbildung. Hoffentlich dauert das nicht wieder 16 Semester.

© Phil Humor



Weihnacht

Von Sabine Schildgen

- aus meinem Buch „Jenseits von Worten“, Februar 2021

im winterduft
versinken

in kerzen
schauen

bis kleine blitze
vor den augen

tanzen

zeit verschenken

laut halleluja

singen

schneeflocken fangen

und den geist

der weihnacht

ziehen lassen

gesegnet sein

© Sabine Schildgen

Die Weihnachtsüberraschung

Von [Beate Fuhrmann](#)

Dieses Jahr sollte alles anders werden, hatte sie beschlossen. Ein ganz anderes Weihnachten wollte sie planen, nachdem sie die Enttäuschung überwunden hatte, dass die Kinder nicht kommen würden, jedenfalls nicht an Heiligabend. Ihr Jüngster, der zurzeit in Südamerika studierte, hatte angekündigt, er könne sich den Flug nach Hause nicht leisten und würde lieber ein wenig innerhalb des Landes reisen, nun, dafür musste man Verständnis haben, oder? Und dann hatte ihre Tochter sie aufgeregt angerufen, „Mami, Mami, sie haben mich eingeladen, über Weihnachten mit ihnen in die Türkei zu fahren, ist das nicht toll?“ So machte es die Familie ihres Freundes jedes Jahr, Tradition hatte das, und diesmal durfte sie dabei sein. Sie klang glücklich, ja, und sie war ja auch glücklich in dieser Beziehung und wurde von seinen Eltern akzeptiert und gemocht. „Du bist doch nicht traurig, Mami, oder? Wir kommen euch dann gleich im neuen Jahr besuchen, versprochen! Und weißt du...“ Als dann auch noch ihr Sohn verkündete, er und seine neue Freundin hätten an Weihnachten keine Lust auf Familienstress – wie hatte er das denn gemeint? - und würden lieber alleine feiern, da hatte sie vorgeschlagen, einfach ein paar Tage wegzufahren, ja, einfach weg über Weihnachten, so wie sie es sich schon immer gewünscht hatte. Keinen Stress, keine Plätzchen backen, kein Festtagsmenü, keine Weihnachtskarten, nicht mal einen Tannenbaum. Oder doch? Einen kleinen vielleicht? „Wenn du willst“, hatte er gebrummt und begeistert hatte sie Prospekte aus dem Reisebüro geholt und durchgeblättert. Nein, online, das konnte sie nicht und das wollte sie nicht, die Dame im Reisebüro war sehr nett, und wovon sollte die denn leben, wenn jetzt alle immer alles selber am Computer machten? Statt Weihnachtskarten würde sie dieses Jahr Ansichtskarten schicken, aus den Bergen, oder einfach Grüße per WhatsApp mit den passenden Fotos. Oder sollte sie doch dem Strand den Vorzug geben vor der eingeschneiten Berghütte, also Fotos mit strahlendem Sonnenschein; teuer war das, also wirklich, nun, ein schönes Wellnesshotel im Sauerland wäre auch nicht schlecht, sie würden einfach das Auto nehmen. Am nächsten Tag wollte sie buchen, aber dann hatte ihr Sohn angerufen, sie hatten es sich überlegt, nein, sie könnten sie doch nicht einfach alleine lassen an Heiligabend und sich von Mutter verwöhnen lassen, das hatte schließlich auch seinen Reiz, also schon am 23. Dezember würden sie anreisen, das sei ihr doch sicher recht? „Und wenn du Plätzchen backst“, hatte er gesagt, „es müssen ja nicht viele sein, aber vergiss nicht die Zimtplätzchen, die mag ich am liebsten, und ganz im Vertrauen, mit backen, nein, damit hat es Simone nicht so, sie ist ja schon mit kochen manchmal überfordert, haha...“ Nichts ging über Mutters Weihnachtsplätzchen und sie hatte sich darüber gefreut, dann würde sie eben doch backen und könnte gleich noch eine Dose mit Plätzchen mit ins Päckchen noch Bolivien legen. Aber alles sollte anders werden dieses Jahr,

und auch wenn sie nicht wegfahren würden, so würde sie doch diesmal andere Plätzchen backen als sonst und ein anderes Menü servieren und einen kleinen Tannenbaum kaufen, viel kleiner als sonst und Weihnachtskarten, nein, sie würde einfach keine schicken. Vielleicht könnten sie das Wellnesshotel im Sauerland auf ein verlängertes Wochenende in den Januar schieben und dann würde sie ganz in Ruhe Karten oder WhatsApp-Nachrichten schicken mit den besten Wünschen für das Neue Jahr. Sie backte Zimtplätzchen und die ersten Weihnachtskarten trafen ein. „Könntest du mir nicht vor der Türkeireise ein paar von unseren Weihnachtsplätzchen schicken“, hatte ihre Tochter angefragt, „ich mag so gerne die Schokonussplätzchen und die Engelsaugen!“ Also hatte sie wie jedes Jahr Schokonussplätzchen und Engelsaugen gebacken und Florentiner und weitere Weihnachtskarten trafen ein. „Du willst etwas anderes kochen?“, hatte ihr Mann sie entgeistert gefragt. „Nicht unser traditionelles Essen? Aber warum denn?“, und sie hatte beschlossen, ihm diesen Gefallen zu tun, sie hatte ja gar nicht gewusst, wie sehr er das mochte, er sollte sein traditionelles Essen an Heiligabend und sein Weihnachtsmenü bekommen, eigentlich war es egal, und beim Wälzen der Kochbücher hatte sie keine echte Alternative gefunden. Sie würde es sich aber mit dem Nachtschisch einfach machen, darauf legte er sowieso keinen großen Wert. Und dann lagen noch mehr Weihnachtskarten im Briefkasten und sie war losgestürmt, drei Tage vor Heiligabend, um Weihnachtskarten zu kaufen, ja, sie konnte es gerade noch pünktlich schaffen und bei der Gelegenheit konnte sie auch noch schnell ins Reisebüro gehen und der freundlichen Frau erklären, warum sie jetzt doch nicht wegfahren würden.

„Sieh mal, ich habe schon einen Baum gekauft!“, und stolz hatte er den Weihnachtsbaum auf die Terrasse geschleppt. Ein großer und wirklich schöner Baum, nein, sie würde jetzt nicht daran erinnern, dass sie dieses Jahr doch eigentlich einen viel kleineren hatte haben wollte. Backen, einkaufen, kochen, noch schnell die Weihnachtskarten zur Post am 23., den Baum schmücken, das Gästezimmer herrichten – es war stressig wie immer und sie wusste nicht so recht, ob sie glücklich sein sollte oder ihren Traum vom Wegfahren an Weihnachten träumen sollte. Alles hatte anders sein sollen und jetzt war es fast wie immer an Weihnachten, sie stand in der Küche und traf die letzten Vorbereitungen. „Du machst doch hoffentlich wieder dieses leckere Tiramisu“, hatte Simone gefragt und da konnte sie ja nicht sagen, dass sie eigentlich Eis zum Nachtschisch hatte servieren wollen. Sie schob die Schüssel in den Kühlschrank. Alle waren an diesem Spätnachmittag zur Christmette in die Kirche gegangen, in etwa einer Stunde würden sie gemütlich zu Abend essen und danach war Bescherung. Die Geschenke lagen bereits unter dem Baum, den hatten sie am späten Vormittag gemeinsam prächtig geschmückt, so wie immer. Sie seufzte, aber wenn sie ehrlich war, ganz ehrlich, dann war sie nicht unglücklich. Sie vermisste ihren Jüngsten und die Tochter, ja, das schon, aber sonst war ja fast alles so wie jedes Jahr. Sie wollte gerade

den Gebäckeller mit Engelsaugen, Schokonuss- und Zimtplätzchen, mit Florentinern und Haselnussmakronen - und Fruchtschnitten und Butterplätzchen, reich verziert, hatte sie dann auch noch gemacht – in das Wohnzimmer tragen, da hörte sie die Türklingel. Wer konnte das denn sein, jetzt, an Heiligabend und um diese Zeit, wunderte sie sich. Hatte ihr Jüngster es sich anders überlegt und wollte sie überraschen? Vielleicht der Weihnachtsmann? Bei dem Gedanken lächelte sie und ging, um zu öffnen. Da stand er wirklich, der Weihnachtsmann! Er trug ein rotes Gewand und hatte einen weißen Bart umgebunden. Aber er lächelte nicht freundlich und sie sah überrascht, dass auch der Sack, den er ihr entgegenhielt, leer war. Wo waren denn die Geschenke, dachte sie verwirrt. Jetzt fuchtelte er mit etwas Schwarzem vor ihrer Nase herum und schrie sie an: „Los, die Geschenke her, aber dalli!“

© Beate Fuhrmann

Diese Codes beinhalten einen Gewinn!

Sende uns einen der Codes zu und lass dich überraschen.

<u>HappyNewYear</u>	<u>AW001</u>	<u>AW004</u>
<u>Bleibgesund!</u>	<u>AW005</u>	<u>AW014</u>
<u>AW011</u>	<u>AW006</u>	<u>LiebeGrüße!</u>
<u>AW010</u>	<u>EinebesinnlicheAdventszeit!</u>	<u>Weihnachtsbaum</u>
<u>Kinderträume</u>	<u>EinengutenRutsch!</u>	<u>AW009</u>
<u>AW002</u>	<u>AW003</u>	<u>AW012</u>
<u>AW015</u>	<u>Lametta</u>	<u>AW007</u>
<u>FroheWeinachten!</u>	<u>AW008</u>	<u>AW013</u>

Frohe Weihnachten!

Weihnachten

Von [M. Krause-Blassl](#)

**Du findest es kaum
in Geschenken
in der Krippe
im Kerzenlicht
am Weihnachtsbaum.**

**Nur mit unsren Fähigkeiten
zu helfen
zu teilen
zu lieben
zu verstehen
können wir Weihnachten
erkennen
und sehen.**

© M. Krause – Blassl

*23 Schriftsteller*innen haben zu diesem Buch
beigetragen!*

*Für das Engagement bedankt sich das Portal
der Autorenecke-Gelsenkirchen herzlichst!*



Eine zauberhafte Masche

oder

Eine [nicht] ganz alltägliche Weihnachtsgeschichte „In the Middle of Nowhere“

Von [Lesley B. Strong](#)

Der gefrorene Schnee knirschte unter jedem seiner Schritte, die ihn eilig vom Parkplatz wegführten, vorbei an einigen in der Dämmerung nur noch schemenhaft erkennbaren Bäumen, Richtung des Gasthauses „In the Middle of Nowhere“. Allein der Name sagte alles über den Ort, an dem er gelandet war. Unzählige Orte hatte er während seiner vielen Reisen gesehen. Dies war einer mehr auf einer langen Liste.

Es war kalt. Ungewöhnlich kalt für Anfang Dezember. Die eisige Luft fühlte sich in seinem Gesicht an wie unzählige Nadelstiche. Fröstelnd zog der Händler die Schultern hoch und beschleunigte seinen Gang. Eiskalt. Eisiger Hauch in Form kleiner nebliger Wölkchen begleitete jeden Atemzug auf seinem Weg, doch es war nicht nur die eisige Kälte rundum, die sich wie ein unerwünschter Mantel aus Blei auf seine Schultern legte. Da war noch mehr, worüber er schwieg, und was der Händler niemals einem anderen erzählen würde.

Endlich war er an dem Gasthaus angelangt und trat ein. Ein dampfender Schwall überhitzter Luft traf ihn unmittelbar beim Durchschreiten der Schwelle. Die rustikale Stube war voller Menschen, lärmender Stimmen und unzähliger Worte, die sich in einer Melange aus Gesprächen mit scheppernden Tellern, zu lauter Musik und nicht zuordenbarem Gelächter vermischte. Irgendwo am Rande konnte er noch das Knistern brennender Holzscheite in einem Bollerofen wahrnehmen, den warmen Schein der Flammen hinter der Glasscheibe. Wärme. Ersehnte Wärme, doch sie war nicht das Einzige, was er suchte. Da war noch mehr, worüber er schwieg, und was er auch an diesem hereinbrechenden Abend an diesem Ort der Durchreise für sich behalten würde.

Der Händler hatte einen langen Weg hinter sich, war müde und hungrig. Die Schlüssel für sein reserviertes Zimmer in Händen haltend stand er nach einigen Minuten erneut in der Gaststube. Alle Tische waren besetzt, so setzte er sich auf einen der Hocker an dem Tresen und bestellte etwas zu essen. Während er wartete, blickte er sich um. In dieser Gegend gab es nicht viele Möglichkeiten zu nächtigen, daher war der Andrang kaum verwunderlich. Die meisten schienen in kleineren oder auch größeren Gruppen unterwegs zu sein. Kaum jemand saß allein – so wie er. Niemand schenkte ihm großartig Beachtung. Der Händler war nur einer unter vielen Reisenden, und so wandte er sich schließlich dem dampfenden Teller zu, den die Wirtin soeben vor ihm auf dem Tresen abgestellt hatte.

Während er die heiße, intensiv nach Wald duftende Pilzsuppe löffelte, konnte er kaum vermeiden, das Gespräch mitanzuhören, das drei Männer direkt neben ihm am Tresen führten. Diese schienen geistreichen Getränken offenbar bereits lebhaft zugetan an diesem Abend. Ihre Gestik wirkte überbordend und ihre Stimmen beschwipst. Sie lachten laut und viel, obwohl ihre Gesprächsthemen vom Händler als nicht sonderlich erheiternd empfunden wurden, weshalb er bestmöglich versuchte, all dies nicht wahrzunehmen und sich in das Display seines Smartphones vertiefte. Auch wenn es dort nichts Interessantes zu finden gab, es lenkte ihn vom Rundum ab – bis plötzlich eine Socke auf eben jenem Display zu liegen kam. Der Händler blickte auf und in das Gesicht eines unrasierten Mannes, mit roter Nase und noch röteren, glasigen Augen, der herzhaft lachte und sich dabei ungelent für das Missgeschick entschuldigte, das beim Hantieren mit einer Papiertüte und einem Paar Socken entstanden war.

„Stell dir vor, das hat sie mir geschenkt: Socken! Als ob ich keine Socken hätte“, mokierte der offensichtlich Angetrunkene sinngemäß in weniger wohlgesonnenen Worten, die zweite Socke voller Geringschätzung über dem Tresen schwenkend.

Der Händler betrachtete das, was vor ihm gelandet war: eine selbstgestrickte Socke in quietschbuntem Design. Vielleicht ein wenig zu bunt für einen erwachsenen Mann, aber so lebendig, so einzigartig und unverwechselbar, dass er sich ein Lächeln nicht verkneifen konnte.

Auf das fragende und etwas rüpelhafte *„Was?“* des offenbar unzufriedenen Besitzers der Socke entgegnete der Händler: *„Ich denke, da hat jemand viel Zeit und Arbeit investiert, um dir dieses besondere Geschenk machen zu können.“*

Daraufhin herrschte kurzzeitig Schweigen zwischen den Männern am Tresen inmitten der Geräuschkulisse der Gaststube, bis der Angetrunkene in schallendes Gelächter ausbrach, sich mit den Händen auf seine Schenkel klopfte und seinen Kopf schüttelte.

„Wenn du auf so was stehst, kannst du sie gern haben. Ich schenk' sie dir.“

„Nein danke“, erwiderte der Händler ruhig und legte den Löffel beiseite, denn sein Teller war mittlerweile leer. *„Diese Socken wurden für dich gemacht. Sie würden mir nicht passen.“*

Dann wandte er sich von den drei Männern ab, schob den Teller an den hinteren Rand des Tresens und deutete der Wirtin seinen Wunsch zu zahlen. Die hämischen Worte der anderen ignorierend, agierte er mit Bedacht, doch auch mit verdeckter Hast, denn da war noch mehr, worüber er schwieg, und was er nicht zeigen wollte. Er beneidete insgeheim

diesen Trunkenbold um das, was sich hinter diesem nur scheinbar banalen Geschenk verbarg: die Aufmerksamkeit eines anderen Herzens.

Nachdem der Händler seine Rechnung beglichen hatte, stand er vom Tresen auf und machte ein paar Schritte in die noch immer übervolle Gaststube. Einerseits wollte er sich noch nicht auf sein Zimmer zurückziehen, andererseits schien hier auch kein passender Platz für ihn. Während er sinnierend im Raum stand, holte ihn eine freundliche Stimme aus seinen Gedanken:

„Vergiss den Kerl. Manchmal bekommen die Falschen ein Geschenk vom Leben, das sie nicht zu schätzen wissen. Das ist zwar schade, aber nicht zu ändern. Hier ist noch Platz. Magst du dich setzen?“

Hinter einem großformatigen Block tauchte das Gesicht einer Frau auf, deren Augen mehr lächelten als ihr Mund. Sie lehnte mit ihrem Rücken am dunkelblauen Kachelofen, der seine wohlige Wärme unverkennbar bis weit in die Stube ausstrahlte. Dennoch schien es dem Händler, als würde auch von dieser Frau eine Form von Wärme ausgehen, und so folgte er gerne ihrer Einladung. Sie schob ein gestreiftes Sitzkissen in seine Richtung. Er setzte sich neben sie auf die knarrende Holzbank.

„Was machst du hier?“ erkundigte sie sich.

„Ich bin auf der Durchreise.“

„Sind wir das nicht alle – mehr oder weniger“, erwiderte die Frau kryptisch, die sich als Portraitzeichnerin zu erkennen gab. Rund um sie hingen an der Wand einige ihrer Werke. Fein ausgeführte, detailreiche Studien von Gesichtern, die das Leben gezeichnet hatte – im doppelten Wortsinn. Auch jetzt glitt ihre Hand flink über den Skizzenblock, führte sicher hier einen Strich und dort eine Schraffierung aus. Der Händler folgte interessiert ihrem Tun.

„Und was hat dich hierhergeführt?“

„Ich verdiene mir mit den Zeichnungen ein kleines Zubrot. Wenn die Gaststube voll ist, findet sich meistens Kundschaft. Und wenn nicht, übe ich einfach ein wenig.“

Sie lächelte, und ihr Lächeln war eines, das ein Herz erwärmen konnte.

An diesem Abend saßen der Händler und die Portraitzeichnerin noch lange an den Kachelofen gelehnt in der Gaststube, die sich von Stunde zu Stunde leerte, bis nur noch die beiden und die Wirtin übrig waren. Sie unterhielten sich über ferne Länder; über Wunder, die sich erblickt hatten; über Rätsel, die noch der Lösung harren; über das Leben, das sie hierhergeführt hatte. Wohl niemand hätte vermutet, dass sie einander eben erst

kennengelernt hatten, so vertraut wirkten sie nebeneinander, stimmig im Tun und Denken. Leider endete dieser Abend mit der Sperrstunde.

Als der Händler schließlich sein Zimmer betrat, hielt er in seinen Händen einen Bogen Papier, auf dem sein Gesicht zu erkennen war. Die Portraitzeichnerin hatte das Blatt signiert und auch ihre Telefonnummer dazugeschrieben, für den Fall, dass er noch Änderungen wünschte. Er betrachtete das Werk noch einige Zeit, bevor er es sorgsam zusammenrollte, mit einem Gummiband fixierte und ordentlich in seinem Koffer verstaute. Seine Gedanken und Gefühle in dieser Nacht waren nicht so einfach zu ordnen. Er lag lange wach, denn da war noch mehr, worüber er schwieg, weil er es sich selbst nicht erklären konnte.

Am nächsten Morgen setzte der Händler seinen Weg fort, ohne die Portraitzeichnerin noch einmal getroffen zu haben. Mit jedem Tag führte ihn seine Reise weiter fort von dem Gasthaus „In the Middle of Nowhere“, doch seine Gedanken kehrten täglich dorthin zurück, wenn er den Bogen Papier zur Hand nahm und die Zeichnung darauf betrachtete. Es waren nur Striche, Linien und Schraffierungen, unverkennbar sein Gesicht, dennoch – da war noch mehr, was die Portraitzeichnerin erfasst und festgehalten hatte. Facetten seiner selbst, die niemand außer ihm kennen konnte. In ihrer Zeichnung fand er, was er der Welt zeigte – und was er vor ihr verbarg. Dass sie ihn auf diese Weise wahrzunehmen vermochte, irritierte den Händler zutiefst. Auch wenn er den Wunsch verspürte, sie wiederzusehen, so zögerte er doch, sie anzurufen, denn er fürchtete, dass da etwas war, das sie nicht auf dieselbe Weise erwidern würde. Zu viele Wunden aus der Vergangenheit, die noch immer schmerzten, hielten ihn davon ab, jenen Schritt zu wagen, den er ersehnte und gleichzeitig mehr als alles andere fürchtete.

Wenige Tage vor Weihnachten schlug der Händler einen Umweg ein, um noch einmal zum Gasthaus „In the Middle of Nowhere“ zu fahren. Er wusste selbst nicht so genau, was er dort zu finden erhoffte, doch etwas ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Als er die Stube betrat, fiel sein Blick sofort auf den Platz am dunkelblauen Kachelofen, an dem die Portraitzeichnerin zuletzt gesessen hatte. Der Platz war leer. Seine Hoffnung wich einem Gefühl der Schwere, des Bedauerns, das er mit einer großen Portion Pragmatismus im Sinne „ist wohl besser so“ zur Seite schob. Dennoch nahm der Händler wieder an der Stelle Platz, an der er auch an diesem Abend vor einigen Wochen gesessen war, auf dem gestreiften Kissen, mit dem Rücken an der warmen Seitenfront des Kachelofens lehrend. Die Wirtin kam mit der Speisekarte, die aus einem einzelnen laminierten Blatt bestand. Der Händler winkte ab und bestellte nur die Pilzsuppe, die er zuletzt gegessen hatte.

Wenige Minuten später kehrte die Wirtin mit einem Teller dampfender, nach Wald duftender Suppe zurück – und einer kleinen Schachtel. Beides stellte sie vor ihrem Gast auf

den Tisch und meinte, das Paket sei für ihn deponiert worden. Der Händler runzelte die Stirn. Wer sollte für ihn hier ein Paket deponieren? In the Middle of nowhere? Verwundert griff er danach. Es war schlichter, grauer Karton, verschlossen mit ein paar transparenten Klebestreifen, nicht sonderlich schwer, und wenn er die Schachtel schüttelte, war kein Geräusch darin zu hören.

Der Händler schob den Teller Suppe etwas beiseite und begann, vorsichtig die Klebestreifen zu lösen. Dann nahm er den oberen Teil der Schachtel ab. Weißliches Seidenpapier kam zum Vorschein, dass er raschelnd entfaltete und darunter ein paar handgestrickte Socken entdeckte, die er staunend aus der Verpackung holte. Kunterbunt waren sie mit einem eigenwilligen Muster, angenehm weich, alles andere als perfekt, denn einige Maschen schienen nicht ganz ins Muster zu passen, doch genau das machte sie einzigartig. Mit Gewissheit hatte jemand viele Stunden damit verbracht, Masche für Masche aneinander zu reihen, um dieses Geschenk zu erschaffen ... für ihn. Fassungslos schüttelte der Händler seinen Kopf.

Doch da war noch mehr.

Am Boden der Schachtel lag ein gefaltetes Blatt Papier, auf dem stand in wunderschöner verspielter Handschrift:

„Manchmal bekommen die Richtigen ein Geschenk vom Leben, das sie auch zu schätzen wissen. Denk an mich, wenn du sie trägst, so wie ich an dich gedacht habe, als ich daran gearbeitet habe. Frohe Weihnachten.“

Der Händler schloss die Augen, denn da war etwas, das er allmählich zu begreifen begann. Eine vage Hoffnung war dagewesen, eine diffuse Ahnung, doch es hatte dieser zauberhaften Masche eines einzigartigen Geschenks bedurft, um dieses ungewisse Etwas – die Aufmerksamkeit eines anderen Herzens - für ihn fassbar zu machen, derer er sich nun bewusst wurde, als er sein Smartphone ergriff und jene Nummer wählte, die er vor Wochen bereits gespeichert hatte.

© Lesley B. Strong

[Ein Code für einen Gewinn: IB001](#)

Finjas Weihnachtswunsch

von David Noel

Es war der 23. Dezember!!!

»Hurra, hurra! Finjas! Schau doch wie es schneit, wunderschön wir bekommen eine weiße Weihnacht. Magst du nicht mir, deiner Mama rausgehen? Komm, lass uns hinaus in den Schnee.«

Finjas konnte sich nicht freuen. Die letzte Weihnacht musste er schmerzlich ertragen, dass sein Papa an Heiligabend nicht nach Hause kam.

Oleg war am 23. Dezember unterwegs um seinem Sohn einen großen Wunsch zu erfüllen. Er küsste ihn auf seine Stirn, drückte seine Frau Heidrun und von da an sah man ihn nicht mehr. Keiner wusste, wieso weshalb warum. Am schlimmsten war es eben für den kleinen Finjas. Er hatte den ganzen Spaß verloren, vor allem den Glauben an Weihnachten.

»Wann kommt Papa? Er hat mir doch was versprochen.« Auf die Frage, was er denn versprochen habe, gab er unter Tränen immer nur von sich: »Er hat es aber doch versprochen.« Heidrun musste es so akzeptieren, wie es ausschaute. Mit viel Liebe und Geborgenheit versuchte sie dieses Jahr Weihnachten wieder schön zu machen und ihn anzustecken, doch er wollte nichts davon wissen. Er blickte jeden Abend aus dem Fenster und hoffte, dass das grüne Auto vorgefahren kam, und sein Papa aussteigen würde. Ihm erklärte, wo er war, warum er nicht an diesem 23. Dezember zu ihm zurückkam.

Finjas kam an Heiligabend morgens, zur Verwunderung von Heidrun, mit seinem Schneeanzug in die Küche gelaufen und willigte ein mit ihr etwas in den schönen Schnee hinauszugehen.

Von da an dachte seine Mama, jetzt wird alles gut, wenn er anfängt, sich über Weihnachten zu freuen, dann wird er auch wieder lachen, Spaß haben und akzeptieren, dass sein Vater, wo auch immer er verloren ging, womöglich nie mehr zurückkommen wird. Auch sie konnte es nie richtig erklären, wie auch? Sie wusste es ja selbst nicht.

Zögernd fing Finjas an, mit der Hilfe seiner Mutter einen Schneemann zu bauen und sie war so gerührt, bis er die Augen und den Mund machte. Der Schneemann sah aus, wie ein weinender kleiner Junge und das tat er im Herzen weh.

Sie nahm ihren Sohnmännchen in den Arm und drückte ihn mit aller Liebe, doch was ihm fehlte, war sein Papa. Er konnte bis heute nicht verstehen, warum er sein Versprechen nicht eingehalten hatte. Und ihm seinen großen Wunsch von der Modellstraßenbahn Matilda zu erfüllen.

Matilda und ihre Freunde, dieses Buch hat er schon viele Male durchgelesen und als er hörte, dass es Matilda in Form einer kleinen sprechenden Straßenbahn gab, wünschte er sich eben nichts sehnlicher, als die kleine Matilda.

Doch irgendwas sprach dagegen. Es zerreißt einem das Herz und schießt einem die Tränen in die Augen, wenn man mit diesem kleinen Jungen nun mitfühlen kann, und spürt, dass ihm sein geliebter Vater fehlt. Nichts konnte es wieder so machen, wie es war, bis vor diesem 23. Dezember.

Es klingelte, da sprach Heidrun:

»Finjas, kannst du mal die Tür aufmachen, das werden Opa Klaus und Oma Magda sein.« Die Eltern von seiner Mama versuchten auch schon, fast zwölf Monate, den Kleinen wieder aufzupäppeln. Doch irgendwie wollte der Funken von Weihnachten nicht mehr auf in überspringen. So oft ihn seine Mama auch fragte, was sein Papa ihm versprochen hatte, richtig gesagt hatte er es keinem.

Finjas Cousine versuchte vergebens, ihn zum Lachen zu bringen und ihm ein bisschen Vorfreude auf den heutigen Abend zu geben.

Traditionell gab es Kartoffelsalat und warme Würstchen, die er so sehr liebte.

Aber er stocherte verträumt oder soll ich sagen verweint im Kartoffelsalat herum und hoffte, immer noch, dass ein Wunder geschehen würde.

Er betete auch nachts immer wieder und sprach:

»Lieber Gott, wenn du mir meinen Papa bringst, dann möchte ich auf alles verzichten, hörst du mich nicht ...?«

Als die Familie Schuster gemeinsam das Abendessen beendete und ins geschmückte Wohnzimmer laufen wollten, schellte es erneut an der Tür. Heidrun dachte vielleicht, es könnte Onkel Max sein, der als Nikolaus verkleidet vorbeikommen wollte.

Doch es sollte alles anders kommen.

Als sie zur großen Tür gelaufen war, vernahm sie eindeutig ein lautes, lustig klingendes »Ring, Ring.«

Finjas kam wie vom Blitz getroffen angerannt.

»Papa, Papa, Papa.« Völlig perplex öffnete sie die Tür, es war niemand zu sehen, nur eine große, gelbe und lustig bemalte, bunte Straßenbahn.

»Papa! Papa hat meine Matilda gebracht! Papa, ich danke dir so sehr!«

Freute er sich und stellte Mathilda auf die Seite. Er wollte schon traurig berührt zurück in die Wohnung laufen.

Doch dann stand er vor ihm.

Das Wunder dieser Nacht.

Der Mann und Vater des Hauses, stand plötzlich, ohne, Wenn und Aber, da, und erfüllte endlich den Wunsch seines Sohnes.

Es lag ein Jahr zwischendrin.

Nun ist es aufgeklärt, der Papa, der am letzten 23. Dezember den Wunsch seines Sohnes erfüllen wollte, war in einen Unfall verwickelt worden und hatte sein Gedächtnis verloren.

Erst in der Weihnachtszeit, vor paar Tagen, kamen kleine Erinnerungen zurück und immer mehr und immer besser ging das Erinnern.

Finjas wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

Er drückte seinen Papa ganz fest an sich.

»Papa, darf ich Matilda nehmen, du bist ja jetzt wieder da? Lass mich nie mehr allein.«

Heidruns Eltern nahmen den kleinen Finjas auf den Schoß und freuten sich gemeinsam, mit dem zurückgekehrten Vater, über das diesjährige Wunder von Weihnachten.

© David Noel



Weihnachtsgedichte von M. Krause-Blassl

[M.Krause-Blassl](#)**Der Anruf**

Von draußen, aus Wetzlar, da komm ich her
ich muss euch sagen, hier herrscht viel Verkehr
allüberall auf den Ampelspitzen
sah ich rote Lichtlein blitzen
und wie ich so ging durch die vollen Gassen
und mich schob durch dichte Menschenmassen
da rief mich plötzlich mein Handy an:
„Lieber Mensch“, sprach es, mach nicht so schnell
du musst doch wirklich nicht so rennen
die Kerzen fangen an zu brennen
sieh: „Das Himmelstor ist aufgetan
Alt und Jung sollen nun
von der Jagd des Lebens einmal ruhn
denn bald komm ich hinab zur Erden
und es wird wieder Weihnachten werden.“

Ich sprach: „O, liebes Christkindlein
du hast ja Recht, ich dank dir fein
so sollte es immer
an Weihnachten sein.“

An den Weihnachtsstern (Haikus)

Lieber Weihnachtsstern
alle haben dich so gern
doch du bist noch fern.

Komm auf die Erde
damit es Frieden werde
für alle Menschen.

Schenke uns dein Licht
strahle in die Dunkelheit
mach' die Herzen weit.

Gib uns Kraft und Mut
unsre Liebe zu finden
dann wird alles gut.

Wir wissen so viel
können wenig verstehen
hilf uns zu sehen.

Erleuchte den Weg
in eine bessere Welt
die allen gefällt.

Seltame Wünsche

Liebes Christkind
schenk doch allen Menschen
ob groß oder klein
was sie brauchen
um froh zu sein.

Uns hier geht es gut
schenke den Menschen
Liebe, Freude und Mut.

Wenn du das schaffst
dann sag ich dir
liebes Christkind
Dank dafür.

Meine Wünsche

Ich wünsche den Menschen
groß und klein
was sie brauchen
um froh zu sein.

Den Flüchtenden wünsch ich Heimat
den Hungernden wünsch ich Brot
den Menschen im Krieg wünsch ich Frieden
dass keiner den andern bedroht.

Allen Menschen
weit und breit
wünsch ich Liebe und Geborgenheit
in dieser kalten, dunklen Zeit.

Wege nach Weihnachten

Jedes Zeichen
von Mitgefühl
und Menschlichkeit
in dieser kalten Zeit
jedes Lächeln
jedes freundliche Wort
führen uns näher
zu diesem Ort.

Immer wieder
erleuchtet er die Welt
mit seinem hellen Schein
erzählt von der Hoffnung
auf Liebe und Frieden
für alle Menschen
hell und dunkel
nah und fern
groß und klein.

Zwei Codes für einen Gewinn:

[IB002](#)

[IB003](#)

[IB011](#)

Advent (4 Lichter)

Das 1. Licht

will von Liebe singen.

Das 2. Licht

will uns Frieden bringen.

Das 3. Licht

will uns Hoffnung geben.

Das 4. Licht

schenkt uns Mut zum Leben.

4 Lichter strahlen weit

in die Dunkelheit

dieser Zeit.



(M)Ein Adventskalender:

Zeit der Wünsche

Mehr Stille

in dieser lauten Zeit

mehr Langsamkeit

in dieser schnellen Zeit

mehr Gelassenheit

in dieser hektischen Zeit

mehr Achtsamkeit

in dieser oberflächlichen Zeit

mehr Zufriedenheit

in dieser gierigen Zeit

mehr Heiterkeit

in dieser ernsten Zeit

mehr Vertrauen

in dieser missträuischen Zeit

mehr Leichtigkeit

in dieser schweren Zeit

mehr Natur

in dieser künstlichen Zeit

mehr Freude

in dieser traurigen Zeit

mehr Mut

in dieser ängstlichen Zeit

mehr Achtung

in dieser respektlosen Zeit

mehr Träume

in dieser phantasiearmen Zeit

mehr Wärme

in dieser kalten Zeit

mehr Licht

in dieser dunklen Zeit

mehr Gemeinsamkeit

in dieser egoistischen Zeit

mehr Gefühle

in dieser gefühlsarmen Zeit

mehr Hoffnung

in dieser hoffnungsarmen Zeit

mehr Dankbarkeit

in dieser undankbaren Zeit

mehr Besinnung

in dieser besinnungslosen Zeit

mehr Gerechtigkeit

in dieser ungerechten Zeit

mehr Frieden

in dieser gewalttätigen Zeit

mehr Liebe

in dieser lieblosen Zeit

mehr Zeit

für Menschlichkeit

dann ist Weihnachten

nicht mehr weit.

Weihnachtssterne

mag ich gerne
ob am Strand
oder im Sand
ob in Büschen
oder Bäumen
überall
laden sie ein
zum Innehalten
und zum Träumen.

Sie künden
von Liebe und Frieden
in dieser kalten Zeit
Weihnachtssterne
leuchten weit
in die Dunkelheit.



Wünsche – nicht nur zu Weihnachten

Mehr Liebe und Achtsamkeit
mehr Frieden und Gerechtigkeit
mehr Natur und Nachhaltigkeit
mehr Freude und Zufriedenheit
mehr Kraft und Gesundheit
mehr Stille und Langsamkeit
mehr Ruhe und Gelassenheit
mehr Entspannung und Leichtigkeit
mehr Vertrauen und Heiterkeit
mehr Hoffnung und Dankbarkeit
mehr Mitgefühl und Gemeinsamkeit
mehr Zeit für Menschlichkeit
dann ist Weihnachten
nicht mehr weit.



Weihnachten – eine Hoffnung

Es kommt eine Zeit
ohne Gewalt
ohne Zerstörungen
ohne Ungerechtigkeit
da gibt es
keine Waffen
keine Grenzen
kein Elend mehr
weit und breit.

Es kommt eine Zeit
da leben die Menschen
um zu lieben
zu teilen
zu vertrauen
um eine Heimat
für alle
zu bauen
zu gestalten
zu erhalten.

Noch existiert diese Zeit
nur als Möglichkeit
als hoffnungsvolles Versprechen
in sehnsuchtsvollen Träumen
lasst uns endlich aufbrechen
da gibt es so viel
was wir versäumen.

Das größte Geschenk

ist das Leben
uns allen gegeben
um Teil zu sein
und Anteil zu nehmen
um es zu erfahren
und zu bewahren.

Wer das Leben achtet
egal in welcher Gestalt
der ist unfähig
zu Hass, Grausamkeit
und Gewalt.

Alles Leben ist heilig
alles Leben ist groß
alle Lebewesen gehören zusammen
wann begreifen wir das bloß?

Es ist die Liebe
zum Leben
nur dort
kann es eine Heimat für alle geben.

© M. Krause-Blassl

Verliebt in einen Weihnachtsbaum

Von [Phil Humor](#)

Ich habe mich in einen Weihnachtsbaum verliebt. Seit drei Tagen stehe ich vor einer Drogerie im Einkaufszentrum und verteile Warenproben – verkleidet als Weihnachtsmann. An meiner Seite: der bezauberndste Tannenbaum. Man könnte glauben, diesen Weihnachtsbaum hat der Himmel geschickt, aber es war meine PR-Agentur. Verstärkung für den Weihnachtsmann. Als Duo erregen wir mehr Aufmerksamkeit. Tanja steckt in dem Kostüm.

"Die Zweige piksen." Sie sieht unzufrieden aus. Die Christbaumkugeln fallen immer herab und das Lametta hängt ihr schon im Haar. Ein Hund bleibt neugierig vor ihr stehen und macht Anstalten, sein Bein zu heben. Er scheint noch etwas unschlüssig.

"Ist das nun ein Kompliment, dass er mich für echt hält?"

Ich kann ihr leider nicht die volle Aufmerksamkeit schenken, denn mich umlagern Kinder, die etwas von PlayStations, iPads und iPhones erzählen.

"Da müsst Ihr Euch an den Elektronik-Weihnachtsmann wenden; wir haben unsere Kompetenzen aufgeteilt, die Wichtel, die für mich arbeiten, stellen ausschließlich Kosmetikartikel und so 'n Zeugs her."

Ich lasse sie Shampoo, Rasierwasser und Zahncreme ausprobieren. Sie essen das wie Eis. Sind aber auch leckere Zutaten.

"Ich habe Schaum vorm Mund", meint ein Junge.

"Tu so, als seist Du ein Werwolf, kommt bei den Mädels gut an."

Plötzlich wollen alle Schaum vorm Mund haben. Na bitte, läuft doch. Ich werde die Warenproben rasant los, so dass ich etwas Zeit habe für Tanja, den lächelnden Weihnachtsbaum.

"Nicht so ein gequältes Lächeln. Du verscheuchst uns ja die ganzen Kunden."

"Ich will zurück in den Wald."

Sie scheint Rolle und Realität zu verwechseln. Kein Wunder, denn der Akkordeon-Spieler neben uns singt zum 400. Mal 'O Tannenbaum'.

"O Tannenbaum, o Tannenbaum, Dein Kleid will mich was lehren!' – Dieses Kleid will mich in der Tat darüber belehren, dass Menschen nicht das Zeug dazu haben einen stattlichen Baum abzugeben."

"Ist aber schon praktisch, im Geäst Marzipan und Nikolausfiguren zu haben. Du siehst zum Anknabbern aus. Vom Baum der Erkenntnis essen – es hätte ein Weihnachtsbaum sein sollen, da wäre uns viel Ärger erspart geblieben."

Ich stecke ihr den Strohstern wieder ins Haar. "Du siehst entzückend aus, ich hatte noch nie so viel Spaß daran, den Weihnachtsbaum zu schmücken. Ich sollte das Studienfach wechseln: Dendrologie – Bäume erforschen. Ich könnte mit Dir anfangen."

Der Akkordeon-Spieler singt jetzt 'Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen' – ich schalte Tanjas Beleuchtung ein. "You light up my life."

Einige Kinder machen es mir nach und stibitzen Süßigkeiten von diesem wunderbaren Tannenbaum.

"Ich werde gerupft." Aber es ist Nachschub da. Ich behänge sie erneut.

"Eigentlich ganz schön, ein Christbaum zu sein – man wird geschmückt, man ist ein Sinnbild der Treue."

Unheimlich wird es, als der Akkordeon-Spieler singt:

"Zwei Engel sind hereingetreten,
kein Auge hat sie kommen sehn,
sie gehn zum Weihnachtstisch und beten
und wenden wieder sich und gehn."

In der Tat erscheinen zwei Engel und sprechen uns an. "Können wir auch Warenproben haben?"

"Ätherische Öle?", frage ich.

"Wir dürfen eigentlich gar nicht in Erscheinung treten, aber wenn Menschen zu Bäumen werden ... die Drogerie ist aufgetan ... das Himmelstor ist aufgetan ... das kann man doch nutzen für einen Einkaufsbummel."

Sie sehen sehr schuldbewusst aus.

"Ausgerückt?"

"Eigentlich ist das ja die Zeit, wo wir schenken sollen, aber wir würden auch gerne mal beschenkt werden."

"Kein Problem. Dies Parfum ist exzellent. Blumig-fruchtig wie der junge Morgen."

"Ich hätt's lieber orientalisch-würzig."

Tanja zieht mich beiseite. "Du, ich glaube, die sind echt. Ist Dir aufgefallen, dass sie ein wenig über dem Boden schweben – und sie spiegeln sich nicht im Schaufenster."

"Du nadelst."

"Was beunruhigt Dich mehr: dass mein bescheuertes Kostüm nicht hält, was es verspricht, oder dass zwei waschechte Engel hier Warenproben abstauben wollen?"

"Ich bin der Weihnachtsmann. Ich habe die Lizenz zum Verschenken."

Sie schüttelt mich.

"Der Akkordeon-Spieler mit seinen Weihnachtsliedern hat uns in den Weihnachtswahn getrieben. Das musste ja so enden. Kein Wunder, dass ich nicht mehr alle Nadeln an der Tanne habe!"

Wir bitten die beiden Engel, den Akkordeon-Spieler mitzunehmen. "Seine Musik ist himmlisch." Wir verschweigen, dass wir ihn am liebsten zum Mond schießen würden – Wolke sieben scheint eine gute Alternative.

Mit Armen voller Warenproben und dem Akkordeon-Spieler im Schlepptau düsen sie ab – im wahrsten Sinne: Sie schießen steil gen Himmel, die Tatsache völlig ausblendend, dass da mehrere Stockwerke über ihnen sind.

"Ab durch die die Decke. Die müssen eine Beam-Vorrichtung haben", überlege ich laut.

"Die technische Seite interessiert mich nicht so sehr wie die Außergewöhnlichkeit dieses Ereignisses. Das war spektakulär. Es gibt Engel!"

Sie schüttelt mich schon wieder.

"Jetzt wissen wir ja auch, was man als Köder benutzen kann: Warenproben", resümiere ich.

Sogleich beginnt sie, Warenproben auf dem Boden zu verteilen. Dem Inhaber der Drogerie kommt das seltsam vor. Sie erläutert ihm, dass man so am besten Engel anlocken kann. Er blickt fragend zu mir; kann ich ihm bestätigen, dass sie eine Meise hat?

Ich singe die Zeilen aus dem Lied:

"Sind sie gegangen, wie gekommen,

doch Gottes Segen blieb zurück!"

Ich spüre in der Tat so etwas wie göttliche Präsenz, kann aber auch daran liegen, dass ich seit drei Tagen im Weihnachtsmann-Kostüm stecke, von einem Date mit einem Weihnachtsbaum träume und mich Weihnachtslieder wie ein Rudel Ohrwürmer verfolgen. Das muss Konditionierung sein – ich finde Weihnachtsbäume plötzlich unglaublich sexy. "Das ist Deine Schuld", sage ich zu der am Boden hockenden Tanja.

"Puff! Die haben sich einfach in Luft aufgelöst. Das heißt, es war mehr ein so allmähliches Verschwinden, ein Ausblenden aus dieser Realität, ein Hinübergleiten in das nächste Reich. Übergeordnet, darüber liegend." Sie deutet auf das darüberliegende Stockwerk.

"Muss ich mir jetzt Sorgen machen?", will der Drogist wissen. Da bin ich überfragt. Sorgen sind ja immer gut, sie bereiten einen auf die Eskapaden des Lebens vor.

"Weihnachtswunder finden wohl öfter statt, als man gemeinhin vermutet", sage ich aufs Geratewohl. Ich hätte mir ein Autogramm geben lassen sollen.

"Ein Weihnachtsengel bleibt mir ja noch", sage ich zu Tanja. "Die drei Tage mit Dir haben mich verzaubert, haben es wahrscheinlich möglich gemacht, dass die Trennung zwischen den Sphären aufgehoben wurde. Liebe und Verliebtheit gewähren uns Zugang in ansonsten abgeschottete Bereiche. Mit einem himmlischen Wesen an der Seite ist das Himmelreich in Griffnähe."

Im Grunde war ihre Aktion sehr erfolgreich: Die Passanten strömen zu uns, man will wissen, was da los ist, die Drogerie füllt sich – so ist auch das Wunder letzten Endes nur Kommerz.

"Fühle mich wie ein gefällter Baum." Ich helfe ihr hoch. "Und ja – Du hast Dein Date: Ich hoffe, es ist nicht nur das Kostüm, was einen solchen Eindruck bei Dir hinterlassen hat ... Wobei sich Dein Weihnachtsmann-Kostüm auch wunderbar im Bett machen würde – kuscheln mit dem Weihnachtsmann. Trag ich in meiner Termin-App ein."

Ich singe:

"O Tannenbaum, o Tannenbaum, Du kannst mir sehr gefallen! Wie oft hat nicht zur Weihnachtszeit ein Baum von Dir mich hoch erfreut!"

© Phil Humor

Interview aus "Die Zeit des Poeten"

Von [P. C. Thomas](#)

Weihnachten auf Terrya (bzw Emaria, dem Kontinent, auf dem »Die Zeit des Poeten« spielt)

Interview mit Polizei-Captain Michael Thanner

Autorin: Schön, dass du dir die Zeit für das Interview nehmen konntest. Ich erzählte dir ja bereits, dass es die Leser interessiert, wie man auf Terrya das Weihnachtsfest feiert. – Das heißt, feiert ihr das Fest überhaupt?

Michael: Oh, ja, wir lieben das Weihnachtsfest, das auch auf Terrya auf vielen Kontinenten gefeiert wird, aber überall zelebriert man es unterschiedlich. Ich kann dir natürlich nur erzählen, wie es bei uns in Emaria, einem der größten Kontinente des Planeten, gefeiert wird.

Autorin: Die Leser und ich sind ganz Ohr.

Michael: Wie auch auf der Erde, ist Weihnachten eines der Feste, bei dem die ganze Familie zusammenkommt. Es wird immer gewechselt, sodass nicht ständig die gleiche Familie die ganze Arbeit hat.

Bereits am ersten November kaufen wir traditionell einen Sheltokbaum oder einen Hanidabaum in einem Kübel. Niemals würden wir, wie das auf der Erde oft praktiziert wird, einen Baum schlagen.

Autorin: Erkläre uns bitte kurz, was das für Bäume sind.

Michael: Sheltokbäume sind Laubbäume mit kleinen, sehr feststehenden Blättern, die von Natur aus so bunt sind wie bei euch das Herbstlaub. Sie fallen erst im März ab, wenn neue Blätter sprießen und den alten die Nährstoffe wegnehmen.

Hanidabäume wiederum sind Nadelbäume, deren Nadeln sich je nach Zusatz im Gießwasser in rötlichen, bläulichen, goldenen oder silbernen Tönen verfärben.« Michael lacht. «Ich habe auch schon gehört, dass es Experimente gab, um die Nadeln pink oder lila zu färben. Ob das gelungen ist, kann ich nicht sagen. Ich persönlich bevorzuge rötliche Nadeln.

Im Haus wachsen die Hanidabäume täglich etwa einen Zentimeter, wenn sie jeden Tag gegossen werden. Da der Baum also etwa fünfzig Tage im Haus steht, kann man sich im Vorfeld errechnen, wie groß er an Weihnachten sein wird und sich schon vorher für eine entsprechende Größe beim Kauf entscheiden. Draußen wachsen sie übrigens wesentlich langsamer, weil unser Klima tropisch ist und es nicht so oft regnet.

Autorin: Was geschieht dann?

Michael: Ab dem ersten Dezember wird der Baumschmuck gebacken.

Autorin: Aus Salzteig?

Michael (runzelt die Stirn): Kann man den essen?

Autorin: Nein

Michael: Unseren Teig kann man essen, denn er wird weiterverwendet, sobald am Silvester der Baum abgeschmückt wird.

Autorin: Lass uns noch beim Weihnachtsfest bleiben. Wie läuft das ab?

Michael: Meine Mutter backt eine Patani, das ist eine Art Pastete, die riesig ist. Sie füllt ein ganzes Backblech und ist etwa zwanzig Zentimeter hoch. Sie wird meistens in der Mitte durch Teig getrennt. Die eine Hälfte wird fleischhaltig, die andere vegetarisch. (Er hebt abwehrend beide Hände) Frag mich nicht nach dem Teigrezept. Damit kenne ich mich nicht aus. Außerdem werden kleine Hefeteigtäschchen mit eingebacken. Sie enthalten Zettel mit Zahlen darauf, eins für jedes Familienmitglied.

Die ganze Familie trifft sich bereits mittags. Oft sind auch Verwandte dabei, die von weit her kommen und die man nicht so häufig im Jahr sieht. Jeder bringt noch etwas zu essen und natürlich die Geschenke mit. Nach dem Essen werden die Geschenke ausgepackt. Wer in seinem Stück Patani die Eins hatte, beginnt. Der Rest unterscheidet sich nicht von eurem Fest.

Autorin: Du wolltest mir erzählen, was nach Weihnachten mit den Bäumen passiert.

Michael: Richtig. Am Silvestermorgen werden sie abgeschmückt und aus dem selbstgebackenen Schmuck wird – ich glaube unter Zugabe von geschmolzener Butter, Milch und ein paar anderen Dingen ein Teig für den Virseltes – Kuchen hergestellt. Sorry, aber wenn es ums Kochen oder Backen geht, bin ich leider der falsche Kandidat. Vielleicht hätte ich meine Mutter bitten sollen, bei diesem Interview anwesend zu sein. Sie ist eine großartige Köchin und Bäckerin. (Er lacht) Ich bin dafür ein sehr guter Esser.

Autorin: Etwas wirst du mir aber doch erzählen können, oder?

Michael: Der Kuchen wird so hoch, dass man ihn drei Mal durchschneiden kann. Das ist wichtig. Auf den untersten Boden kommt eine Vanillecreme als Symbol für den Winter. Auf den nächsten Boden kommt eine Schokoladencreme, die den Herbst symbolisiert. Für den Sommer kommt auf den dritten Boden eine Zitronencreme und nachdem der oberste

Boden aufgelegt ist, streicht man Erdbeersahne obendrauf und außen herum für das Frühjahr. Der Deckel wird mit Cremetupfen in vier Teile geteilt. Diese symbolisieren ebenfalls die Jahreszeiten und werden mit entsprechenden Marzipanfiguren verziert: Blumen für das Frühjahr, eine Sonne für den Sommer, bunte Marzipanblätter für den Herbst und Schneemänner für den Winter.

Autorin: Schneemänner? Ich dachte, im Süden Emarias kennt man keinen Schnee.

Michael (lacht): Das ist richtig, aber nur, weil es bei uns nie schneit, bedeutet das nicht, dass wir nicht wissen, was Schnee ist.«

Autorin: Erzähl mir, wie es weitergeht.

Michael: Mit diesem Kuchen wird traditionell am ersten Januar nachmittags das neue Jahr begrüßt. Natürlich ist an diesem Tag nicht die ganze Familie anwesend, die auch das Weihnachtsfest miteinander gefeiert hat. Wie ich bereits erwähnte, wohnen manche sehr weit weg und nehmen den Weg an Neujahr nicht ein weiteres Mal auf sich. Die anwesenden Familienmitglieder bringen zunächst ihren Weihnachtsbaum in den Wald.

Autorin: Ist das egal, wohin man den Baum bringt oder gibt es dafür Vorgaben?

Michael: Man kann ihn nicht einfach irgendwohin bringen. Der Bestimmungsplatz für den Baum steht auf dem Kübel, in dem man ihn gekauft hat, sogar mit den genauen Koordinaten. Dort gräbt man seinen Weihnachtsbaum ein, damit er weiterwachsen kann.

Am Waldrand steht ein Trailer, in dem man seinen Kübel abgeben und sein Pfandgeld einstreichen kann. Oft ist das bereits mit einem Gutschein für den Kauf des nächsten Weihnachtsbaumes verbunden.

Autorin: Ein interessanter Brauch, der zudem die Umwelt schützt. Vielen Dank für das Interview.

Michael: Sehr gerne.

© P. C. Thomas

Zwei Codes für einen Gewinn:

[IB004](#)

[IB005](#)

Dezember

Von [Janine Lenkardt](#)

Der Winter kratzt der Landschaft die letzte Farbe aus den Leisten.
 Dürre Knochen zittern im Nebel.
 Der Himmel schimmert silbern.
 Vergangene Schatten huschen über stilles Land.
 Zart küsst der Frost den stummen Boden
 und Eiskristalle tanzen in der Luft.
 Die Kälte lässt uns Wärme spüren,
 schneidend brennt die Glut auf heißen Wangen.

Wir schieben uns im Daun'gewand durch die engen Gassen
 und Süße schlägt uns ins Gesicht, die Sinne fest im Griff.
 Melodien singen neue Lieder
 und zärtlich greift sich Harmonie listig unser Herz.
 Weihnachtszauber überall, betört die Phantasie,
 sanft flüstern Engel ihre Sinfonien.
 Der bärtig Graue setzt uns in Verzücken.
 Kinderaugen strahlen tausend Sterne.
 Durch kalte Adern strömt das Glück und putzt das Jahr hinweg.
 Bunte Feuer schall'n im Äther, Jubel, Heiterkeit.
 Die lust'gen Geister starten beherzt auf neuen Pfaden,
 doch steinig der altbekannte Weg.
 Das Firmament aus Hoffnung treibt uns durch die Zeit.
 Am Ende ruft erneut, besinnlich, der angenehme Zauber.

©Janine Lenkardt



Die Mitwirkenden Autoren in diesem Buch

Autorin [Susanne Ulrike Maria Albrecht](#)**Kurzporträt**

Susanne Ulrike Maria Albrecht hat bereits zahlreiche Werke veröffentlicht und wurde mehrfach ausgezeichnet. Beim vierten internationalen Wettbewerb "Märchen heute" belegte sie den ersten Platz.

[Zur Autorensseite](#)

[Zum Blog der Autorin](#)

Autorin [Sabine Schildgen](#)

[Zum Buch Jenseits von Worten](#)

Autorin [P. C. Thomas](#)

[Zum aktuellen Buch](#)

Autor [Gerald Marten](#)**Kurzbiografie**

Gerald Marten wurde 1955 in Oldenburg/(Ost-)Holstein geboren, wo er seit 2013 nach seinen Kieler Zeiten (1976/77 und 1979-2012) wieder lebt. Probierte sich beruflich in Banklehre, VWL-Studium, Buchdruckerlehre, Geografiestudium (Nebenfächer Soziologie und Politik). Begann 1971 mit der Vokabelheftchendichterei. Veröffentlicht seit 2001, Roman, Kurzprosa, Gedichte, u.a. 2021 in der Zeitschrift „Veilchen“, Stuttgart und dem #kkl Internetmagazin, Jens Faber-Neuling.

Autorin [Bea Eschen](#)

[Zum aktuellen Buch](#)

Autorin [Beate Fuhrmann](#)

[Zum aktuellen Buch](#)

Autor [David Noel](#)

[Zum aktuellen Buch](#)

Autorin [Brigitta Rudolf](#)

Kurzporträt

Die Autorin Brigitta Rudolf lebt und arbeitet mit ihrem Mann und Kater Tiger in Bad Oeynhausen, einer kleinen Kurstadt am Rande des Wiehengebirges. Bisher sind 21 Bücher von ihr erschienen, weitere sollen folgen. Auch findet man Geschichten von ihr in mehreren Anthologien u. a. in dem Weihnachtsgeschichten am Kamin vom Rowohlt-Verlag 2019 und 2021. Zu meinem Buch, aus dem die Geschichte in diesem E-Book ist:

Zum Buch: [Engel trifft man überall ...](#)

[Brigitta Rudolf bei Facebook](#)

Autorin [Margarethe Magga](#)

[Zum aktuellen Buch](#)

Autor [Markus Gerwinski](#)

[Zum aktuellen Buch](#)

Autor [Phil Humor](#)

[Zur Autorensseite](#)

Autorin [Sabine Reifenstahl](#)

[Zur Autorensseite](#)

[Bei Facebook](#)

[Die Autorin bei Instagram](#)

[Die Autorin beim Main-Verlag](#)

Autor [M. Krause-Blassl](#)

[Zu einem Buch von Michael Krause-Blassl](#)

Autorin [Hildegard Grünthaler](#)

[Zu einem Buch der Autorin](#)

Autorin [Rita Renate Schöning](#)

[Zu einem Buch der Autorin](#)

Autor [Jörg Krämer](#)

[Zur Autorensseite](#)

Autorin [Dörthe Norden](#)

[Zum aktuellen Buch](#)

Autorin [Ellen Norten](#)

[Zur Autorensseite](#)

Ein Code für einen Gewinn: [IB006](#)

Autorin [Maxi Magga](#)

[Zum aktuellen Buch](#)

Autorin [Doris E. M. Bulenda](#)

[Zum aktuellen Buch](#)

Autorin [Lesley B. Strong](#)

[Zu einem Buch der Autorin](#)

Autor [Bernd Daschek](#)

[Zu einem Buch des Autors](#)

Autorin [Janine Lenkardt](#)

[Zu einer Anthologie](#)

Kurzporträt: Ich wohne mit meiner Familie in Borna bei Leipzig. Schon in der frühesten Kindheit schrieb ich Geschichten und Erzählungen. Bereits in der 1. Klasse stellte ich diese regelmäßig meinen Mitschülern und Lehrern vor. Im Moment schreibe ich vor allem Gedichte und Kurzgeschichten. Seit Kurzem nehme ich an Schreibwettbewerben teil und wurde bereits in Anthologien veröffentlicht.

Gewinncodes:

[IB007](#)

[IB008](#)

Nachwort:

Liebe Leser,

alle Autoren, die sich an diesem E-Book beteiligt haben, wünschen Ihnen eine ruhige, gesunde und stressfreie Adventszeit, ein frohes Weihnachtsfest und eine guten Rutsch in das neue Jahr.

Wir alle hoffen, dass wir Ihnen mit diesem Werk eine kleine Freude bereiten konnten und bedanken uns für Ihr Interesse.

Ihre Autoren:

[Susanne Ulrike Maria Albrecht](#)

[Sabine Schildgen](#)

[P. C. Thomas](#)

[Gerald Marten](#)

[Bea Eschen](#)

[Beate Fuhrmann](#)

[David Noel](#)

[Brigitta Rudolf](#)

[Margarethe Magga](#)

[Markus Gerwinski](#)

[Phil Humor](#)

[Sabine Reifenstahl](#)

[M. Krause-Blassl](#)

[Hildegard Grünthaler](#)

[Rita Renate Schöniq](#)

[Jörg Krämer](#)

[Dörthe Norden](#)

[Ellen Norten](#)

[Maxi Magga](#)

[Doris E. M. Bulenda](#)

[Lesley B. Strong](#)

[Bernd Daschek](#)

[Janine Lenkardt](#)

Roman Just und die Autorenecke - Gelsenkirchen



Ende

PS: Bis zum nächsten Jahr!

Der Rest auf dem Gabentisch



Gutschein
Ein Geschenk von Hildegard Grünthaler
"Römer, Ritter, Fußballhelden" - Abenteuer
EPUB CODE: AHIG02



Gutschein
Ein Geschenk von Margarethe Magga
"Die Leiche bin ich" - Krimi
Kindle-E-Book Code: AMXM01

Gutschein
Ein Buch deiner Wahl aus der Autorenecke - Gelsenkirchen!
Code: AAEGE 003



Gutschein
Ein Geschenk von Maxi Magga
"Moro" - Fantasy
Kindle-E-Book Code: MAXM01